Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Siebzehnter Band.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Der Kunstreiter.



Jena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

Der Kunstreiter.

Erzählung

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweite Auflage.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.



1.

Auf der Hauptpromenade der Residenzstadt *** herrschte heute, bei dem außerordentlich freundlichen und warmen Wetter, reges Leben. Dieser Platz lag am entferntesten von dem Meßtreiben, das gerade jetzt die übrige Stadt erfüllte, und zahlreiche Equipagen fuhren auf und ab, während das schattige Laub der Parkanlagen selbst eine Menge Fußgänger angelockt hatte. Da kam plötzlich eine ganz ungewohnte Bewegung in die vor wenigen Minuten noch so ruhig Promenirenden. Ein großer Volkshaufe wälzte sich von oben die breite Hauptstraße herab, und die Equipagen drehten um und fuhren aus dem Wege, während die meisten der Fußgänger dem Schwarme ebenfalls auszuweichen suchten.

Zwei junge Damen, von einem Kürassier-Officier begleitet, blieben unschlüssig stehen und sahen den Weg hinauf.

„Wenn wir zurückgehen," sagte die ältere von ihnen, „so verfehlen wir jedenfalls Papa, der gerade in dieser Stunde aus dem Ministerium kommt, und wir haben versprochen, ihm bis hierher entgegen zu gehen. Was kann das nur sein?"

„Jedenfalls irgend ein Meßzug," erwiderte der Officier; „wenn wir einen Augenblick in der Veranda jenes Cafés Schutz suchen, wird sich die Menge vorüberwälzen und verlaufen."

Unter der mit allen möglichen Blumen und Pflanzen der Tropenwelt geschmückten Veranda fand sich so nach und nach

in gleicher Absicht eine zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen ein, und wie sich dort eine Menge Bekannte trafen, sammelten sich plaudernd und lachend kleine Gruppen.

Unter einem in vollen Blüthen prangenden Granatbaume hatte sich die junge, reizende Comtesse Melanie, die Tochter des Kriegsministers v. Ralphen, mit ihrer jüngeren Schwester auf ein paar leichten Rohr-Fauteuils niedergelassen. Der Menschenschwarm stockte oben in der Straße, und es dauerte eine Zeit lang, bis er sich wieder in Bewegung setzte. Die junge Comtesse hielt einen Becher mit Erdbeer-Gefrorenem in den zarten Fingern, nur langsam dann und wann daran kostend, und neben ihr, beide Hände auf den zwischen seinen Knieen stehenden Pallasch gestützt, saß Graf Wolf v. Geyerstein, Rittmeister eines Kürassier-Regiments in ***'schen Diensten. Graf Geyerstein stammte aus einer alten norddeutschen Familie und war ein deutscher Edelmann im schönsten Sinne des Wortes. Von ernstem — für seine Jahre vielleicht zu ernstem — Wesen, mischte er sich dabei selten oder nie in die leichtfertigen Vergnügungen der Kameraden, und wenn ihn auch Manche für stolz und kalt hielten, schlug doch ein für alles Gute warmes Herz in seiner Brust.

In diesem Augenblicke hatte aber die reizende Plauderin an seiner Seite den Ernst aus den edlen Zügen gebannt. Das offene dunkle Auge hing lächelnd an den Lippen der schönen Nachbarin und lauschte, weniger dem Sinn, als dem Klange der Worte, die wie das Rauschen eines murmelnden Waldquells zu ihm drangen.

„Aber nun sagen Sie mir um Gottes willen, an was Sie jetzt gedacht haben!" unterbrach sich da plötzlich Melanie, indem sie ihren kleinen Teller senkte und sich halb gegen ihren Nachbar wandte.

„Ich, Comtesse?" rief der Graf, halb erschreckt wie aus einem Traume auffahrend, und er fühlte dabei, daß er erröthete, „wahrhaftig nur an Sie."

„An mich?" sagte die Dame, ungläubig mit dem Kopfe schüttelnd, „und zweimal habe ich Sie indeß gefragt, ob Sie den jungen Grafen Selikoff schon gesprochen, ohne daß Sie mir auch nur mit einer Silbe geantwortet hätten."

„Und doch war ich nur bei Ihnen," entgegnete mit herzlichem Tone der junge Mann. „Zürnen Sie mir nicht, daß ich den Sinn der gleichgültigen Frage dabei überhörte."

„Gleichgültige Frage?" lachte die Comteſſe, „und woher wiſſen Sie, Herr Rittmeiſter, daß mir die Frage, oder vielmehr deren Beantwortung, gleichgültig war? — Aber ich ſehe, Sie ſind heute wieder in einer verzweifelten Stimmung. Man muß erſtaunliche Geduld mit Ihnen haben."

„Und nicht wahr, Comteſſe, die fehlt Ihnen?" lächelte der Graf.

„Darüber können Sie ſich wahrlich nicht beklagen, und ich weiß gar nicht — aber was iſt das?" unterbrach ſich die junge Dame im nächſten Augenblicke ſelbſt, als jene lärmende, wogende Menſchenmenge die Straße herunterdrängte. Einzelne Trompetenſtöße wurden dazwiſchen laut, und der Graf ſelber horchte erſtaunt auf.

„Ach, das iſt herrlich!" rief die Comteſſe Roſalie, Melanie's jüngere Schweſter, „das muß die Kunſtreiter- und Seiltänzer-Geſellſchaft ſein, Monſieur Bertrand mit ſeiner Truppe, der ſeine Tour durch die Reſidenz macht, um ſich dem Publikum vorzuſtellen. Letzte Woche hat er auf dem hochgeſpannten Seile getanzt, und dieſen Abend wird die erſte Vorſtellung in dem erſt heute fertig gewordenen Circus ſein."

„Du biſt ja ſehr genau unterrichtet," lächelte Melanie. „Haben Sie dieſen Monſieur Bertrand ſchon geſehen, Herr Graf? Er ſoll in ſeiner Kunſt ganz Ausgezeichnetes leiſten."

„Noch nicht, Comteſſe," erwiderte der junge Mann. „Ich liebe derartige Kunſtſtücke nicht, und das Seiltanzen vor Allem iſt mir das Verhaßteſte, Entwürdigendſte für den Menſchen."

„Und weshalb? Gehört nicht ein außergewöhnlicher Muth dazu, um ſein Leben in ſchwindelnder Höhe auf dem ſchwanken Seil zu wagen?"

„Es iſt das kein Muth mehr, den ich in dem Manne gewiß ehren würde," erwiderte der Rittmeiſter, „ſondern nur eine verzweifelte Tollkühnheit, welche Glieder und Leben um wenige Thaler, oft um Groſchen preisgiebt; ja, nicht ſelten ſogar kaum mehr als feige Furcht, durch Arbeit eine Exi-

stenz erringen zu müssen, die jedenfalls ehrenvoller wäre als solch ein Dasein."

„Sie urtheilen zu streng."

„Ich glaube kaum. Es ist wenigstens meine Ueberzeugung."

„Und doch fühlen sich die Menschen glücklich in ihrem Berufe."

„Das kann ich mir kaum denken," erwiderte kopfschüttelnd der Graf. „Aeußerlich mag es allerdings so scheinen; wer sie aber beobachten könnte, wenn sie sich unbeachtet wissen, möchte doch wohl ein anderes Urtheil über sie fällen. Aber da kommen sie; ich kann wenigstens die wallenden Federn eines Baretts oder Helms erkennen."

Hunderte von Menschen drängten indessen lachend und erzählend vorbei, um mit dem Zuge zu gehen und den Marsch mit anzuhören, den das gemiethete Musikcorps blies, während Andere wieder stehen blieben, die wunderlich gekleideten Gestalten an sich vorbeipassiren zu lassen. So etwas sahen sie nicht alle Tage.

Und macht es nicht einen gar eigenthümlichen Eindruck auf den Zuschauer, plötzlich, in dem wirklichen, bestimmt ausgesprochenen Alltagsleben, das ihn nach allen Seiten umgiebt, und in dem ihn das geringste Außergewöhnliche schon störte, ja selbst im hellen, lichten Sonnenschein phantastisch aufgeputzten und geschminkten Menschen zu begegnen? Die unteren Schichten der Bevölkerung, mit den Kindern, freuen sich allerdings darüber. Sie sehen nur die äußere Hülle, das Flittergold und die wallenden Federn, die gestickten Wämmser und bunten Farben. Den Gebildeten überkommt bei solchem Anblick aber fast immer ein eigenes unbehagliches Gefühl — nicht der Bewunderung etwa, sondern eher des Mitleids mit den Unglücklichen, die solcher Art, in ihrem glänzenden Elend, äußerlich stolz und guter Dinge, doch nur — „an der menschlichen Gesellschaft vorüber — den Pranger reiten".

Weit anders ist es mit der Bühne. Hier wird uns ein abgerundetes und in sich fest stehendes Kunstwerk von Künstlern vorgeführt, und die phantastischen Trachten, die durch

die Coulissen ihren wahren Hintergrund, durch die Lichter ihre richtige Beleuchtung erhalten, stören uns nicht, ja, sind sogar nöthig, die Täuschung zu vollenden, die uns in andere Zeiten, andere Sitten versetzen soll. Ich rede hier freilich nicht von jener Entweihung der Kunst, dem neu aufgekommenen Unfug der Sommertheater, die zu den „Kunstreitern“ schon den Uebergang bilden. — Hier dagegen, wo die Häuser, in denen wir selber wohnen, den Hintergrund formen und wir in eigener Person, sobald solche abenteuerliche Gestalten zwischen uns und aus ihrem Rahmen heraustreten, Mitspieler in dem Drama werden, schaut uns der Ernst des Lebens nur so viel greller aus solchem Spottgebild entgegen.

Aber ähnliche Gedanken erfüllten schwerlich die Herzen der lärmenden Schaar, die gerade jetzt die Straße heraufgezogen kam, bis dicht am Café français vorüber, von wo aus man den bunten Trupp vollkommen gut übersehen konnte. Wenn auch das Volk — Arbeiter, Kindermädchen und Müßiggänger — einen festen Wall an der Seite bildete, so ragten die berittenen und phantastisch geschmückten Gestalten doch über die Köpfe dieser hoch hinaus. Voran ritten dem Zuge zwölf Trompeter in rothen, abgetragenen und verschossenen, mit unächten Borden besetzten Uniformen, ungeschickte, hohe Czakos mit rothen und weißen Federbüschen auf dem Kopfe, und bliesen einen schmetternden Marsch. Der Zug wollte gesehen werden, und je mehr Lärm sie deshalb machten, desto besser. Unmittelbar hinter diesen folgte der Herr der Schaar, der berühmte Monsieur Bertrand, in einem reichbesetzten, schwarzsammetnen Waffenrock, ein schwarzes Barett auf dem Kopfe mit wallenden schneeweißen Straußenfedern, die von einer mit jedenfalls unächten Steinen besetzten Agraffe gehalten wurden. Es war eine hohe, männliche Gestalt, mit edlen Zügen, so weit sich diese nämlich unter dem nach vorn gerückten Barett und dem vollen dunkeln Bart erkennen ließen. Ernst und schweigend blickte der Reiter aber auf den Kopf seines Rappen nieder, der unter ihm sprang und tanzte; weder nach rechts noch links schaute er hinüber, und schien die ihn umtobende, jauchzende Menge so wenig zu hören, als ob er allein durch eine Wüste ritte.

Den Gegensatz zu ihm bildete ein wunderschönes Weib an seiner Seite. Eine wahrhaft junonische Gestalt, mit Augen voll Gluth und Leben und in feuerfarbene goldgestickte Seide gekleidet, bändigte sie den wilden Fuchs, den sie ritt, doch mit der kleinen Hand so kräftig und hielt ihn so fest im Zügel, daß er seinen Platz innehalten mußte, er mochte wollen oder nicht. Dabei neigte sie sich mit holdem Lächeln bald hier, bald da hinüber, einem oder dem andern der Grüßenden zu danken, und nichts entging dem scharfen Blick der kühnen Reiterin.

Die Gesellschaft, die bis dahin in der Veranda des Cafés gesessen, war sämmtlich aufgestanden, um den Zug besser übersehen zu können, und Comtesse Melanie sagte jetzt:

„Das ist die sogenannte schöne Georgine, die Frau des Seiltänzers. Sehen Sie nur, Herr Graf, wie sie so keck nach uns herüberschaut.“ Ihr Nachbar erwiderte kein Wort, und als sie sich erstaunt nach ihm umwandte, hielt er den Blick fest und starr auf die Gruppe geheftet — ja, es schien ihr fast, als ob alles Blut seine Wangen verlassen hätte.

„Ei, ei, Herr Rittmeister!“ flüsterte die schöne Comtesse, während ihr ein Gefühl durch das Herz zuckte, von dem sie sich selber keine Rechenschaft geben konnte oder wollte, „wie mir scheint, haben Sie dort drüben eine alte Bekanntschaft entdeckt.“

„Ich glaubte es im Anfange, Comtesse, aber ich habe mich geirrt. Es war nur eine Aehnlichkeit, wie man sie ja so oft im Leben findet.“

Wildes Jauchzen und Geschrei, sowie Lachen und Jubeln der Masse übertönte in diesem Augenblick seine Worte, denn hinter dem Zuge, der gerade jetzt vorüber war, kam der Hanswurst der Truppe in buntscheckigem Anzuge, die weiße spitze Filzmütze auf dem Kopf, das Gesicht auf die grellste Weise bemalt, auf einem kleinen Pony nachgeritten. Auf diesem aber führte er die groteskesten Künste aus: bald stand er auf dem Kopf, bald überschlug er sich, bald war er unten und fuhr mit seiner Pritsche unter die kreischend zurückdrängende Straßenjugend, während er im nächsten Augenblick

wieder rittlings auf seinem Thiere saß und den Nachspringenden Gesichter schnitt. Das Volk schrie und jauchzte dabei vor Vergnügen, und selbst die in dem Gedränge mitgehenden Polizeidiener vergaßen für kurze Zeit ihren sonstigen Ernst und lächelten.

Mit dem Hanswurst wogte aber auch der Menschenschwarm vorüber, und wie die Trompeten in weiter Ferne verklangen, nahm die Straße wieder ihren früheren ruhigen Charakter an. Ein paar Freundinnen der Comtesse Melanie, die sich ebenfalls vor dem Gedränge hierher geflüchtet hatten, beschäftigten die junge Dame jetzt vollkommen, da es galt, den Besuch der heutigen Vorstellung Monsieur Bertrand's zu bereden. Außerdem ging das sehr interessante Gerücht, das die beiden Damen mitbrachten, der tollkühne Mensch habe sich erboten, zwischen den Thürmen der Katharinenkirche ein Seil zu spannen und dort oben seine Künste zu zeigen. Der Magistrat hätte es aber bis jetzt noch nicht gestattet, und man glaubte, er wolle sich deshalb an den Fürsten selber wenden.

Der Kriegsminister v. Ralphen, der versprochen hatte, seinen Töchtern hier zu begegnen, kam jetzt ebenfalls die Straße herunter und ging, als er den Rittmeister v. Geyerstein erkannte, auf ihn zu, um ihn zu begrüßen.

„Ach, Papa," bat die Comtesse Rosalie, die sich schmeichelnd an seinen Arm hing, „heut Abend ist die erste Vorstellung Monsieur Bertrand's im Circus, und es soll so hübsch werden. Dürfen wir hin?"

„Recht gern, mein liebes Kind," sagte der alte Herr freundlich, indem er ihre Stirn streichelte, „und Deine Mutter wird Euch gewiß begleiten. Ich selber bin leider durch eine Sitzung verhindert, die meine Zeit wenigstens bis neun Uhr in Anspruch nimmt, und doch möchte ich Euch nicht gern ohne männlichen Schutz an solchem Platze wissen."

„Oh, dann begleitet uns Graf Geyerstein!" rief die lebhafte Rosalie, halb bittend, halb fragend zu dem Rittmeister aufschauend. „Ich habe überdies ein Vielliebchen von ihm gewonnen, das er noch einlösen muß, und setze es jetzt zum Pfand."

„Sie sind zu gnädig, Comtesse," lächelte mit einer leich-

ten Verbeugung der junge Mann, „mir eine solche Ehre als Buße aufzuerlegen. Ich stehe natürlich den Damen mit Vergnügen zu Diensten — wenn Excellenz es gestatten.“

„Ich bin Ihnen dankbar dafür, lieber Geyerstein,“ nickte ihm der alte Herr zu, „und da es gerade mit der Zeit zusammentrifft, so speisen Sie heute Mittag bei uns, und fahren dann mit den Damen nach dem Diner hinüber in den Circus. Das wäre also abgemacht, Kinder, und da sich die Menge jetzt verlaufen hat, denk' ich, wir gehen nach Hause. Es ist spät geworden, und Eure Mutter wird Euch erwarten.“

2.

Mitten auf dem breiten Landgrafen-Platz stand eine mächtige runde bretterne Bude, von deren spitzer Zinne die französische Tricolore wehte. Das Innere derselben war übrigens geschmackvoll decorirt und mit Gas erleuchtet, und an der Kasse für den ersten und zweiten Platz saß ein bildhübsches junges Mädchen, die Billets auszugeben. — Nur etwas zu hell fiel das Gaslicht auf die leicht geschminkten Wangen und die nachgemachten, an einigen Stellen schon etwas zerknickten Blumen, die ihren Kopfschmuck bildeten.

Das Publikum betheiligte sich indessen sehr bedeutend an diesem ersten Abend, für den auf riesengroßen, farbigen Anschlagzetteln Außerordentliches versprochen worden. Die dritte Gallerie war schon eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung bis in ihre letzten Räume gefüllt, während noch umsonst nach Billets rufende Schaaren vor dem Schiebfenster unter der schmalen, dort hinaufführenden Holztreppe standen.

Auch die erste und zweite Gallerie füllte sich rasch, und manche Equipage fuhr sogar vor, der Damen in glänzender Toilette entstiegen. Monsieur Bertrand, über den man sich in der Residenz die abenteuerlichsten Dinge erzählte, war eben Mode geworden, und da es gerade in dieser Zeit, besonders

in den höheren Kreisen, an Stoff zur Unterhaltung fehlte, so wollte Niemand versäumen ihn zu sehen.

Oben auf der über dem Eingange für die Pferde angebrachten Tribüne hatte sich das Musikcorps gesammelt, das heute Morgen auch den Umzug durch die Stadt anführen mußte, und die Leute stimmten ihre Instrumente und tranken Bier dazu. In der Reitbahn selber, die durch einen improvisirten Kronleuchter und zahlreiche Flammen an den Seitensäulen reichlich erhellt wurde, kehrten eben ein paar Stallknechte den Kreis, und ein Mann in hohen Kanonenstiefeln und einem Reitfrack, eine lange Peitsche in der Hand, kam herein, um zu sehen, ob Alles in Ordnung wäre.

„Ist er das?“ flüsterte es hier und da, aber die Antwort fiel verneinend aus. Es war nur Einer der Leute, ein Bereiter — so sah er wenigstens aus — irgend Jemand aus dem untergeordneten Personal der Gesellschaft. Die Familie des Kriegsministers v. Ralphen erschien gerade und nahm eben ihre Plätze auf der zweiten Bank ein, als die dritte Gallerie in ein schallendes Gelächter und lauten Jubel ausbrach. Der Hanswurst sprang nämlich, sich fünf- oder sechsmal dabei überschlagend, eben in den Circus und warf sich dem dort sehr ernsthaft befehlenden Stallmeister oder Bereiter so geschickt zwischen die Füße, daß dieser auf ihn zu sitzen kam und durch den Wurf die Balance verlor. Er fiel wenigstens hinterrücks in den Sand, und während er unter dem Gejauchze der Menge wieder aufsprang und den flüchtenden Hanswurst mit der Peitsche zu treffen suchte, benutzte dieser die anscheinend darüber sehr entrüsteten Stallknechte, sich hinter ihnen zu verbergen und sie die nach ihm gezielten Hiebe auffangen zu lassen.

Der Bajazzo hatte jedenfalls die Sympathien der dritten Gallerie und der Kinder für sich; aber auch selbst den Ernstesten entlockte er mit seiner grotesken Malerei und Gliedergewandtheit ein Lächeln. Sein Alter ließ sich allerdings in den dick mit weißer und rother Farbe bestrichenen Zügen nicht erkennen, aber seine Figur war schlank und schmächtig, und die kleinen blitzenden Augen behielten selbst unter den bis zur Verzerrung gemalten Brauen ihre scharfe Lebendigkeit. Die ganze Scene

hatte übrigens nur dazu dienen sollen, die Aufmerksamkeit des Publikums kurze Zeit zu beschäftigen, und noch während des Umherspringens und Ausweichens des Bajazzos flog plötzlich ein kleines weißes Pony in gestrecktem Galopp über die niedere Eingangsbarrière und mitten in den Circus hinein. Auf seinem Rücken aber saß ein kleines, vielleicht siebenjähriges, als Elfe gar phantastisch gekleidetes Mädchen. Stallknechte, Bajazzo und Stallmeister stoben blitzesschnell auseinander, und während das Pony den Circus umflog, war die jugendliche Reiterin in die Höhe gesprungen und grüßte, auf dem breiten Sattel stehend, freundlich lächelnd nach allen Seiten hinüber. Sie trug fleischfarbene Tricots, ein kurzes, leichtes rosa Röckchen von durchsichtigem Stoff, das Kleidchen dabei tief ausgeschnitten, und an den halbnackten Schultern ein Paar buntfarbige Flügel, handhabte auch ihr zierliches Roß vortrefflich und zeigte eine für ihre Jahre außerordentliche Uebung.

Die Frauen waren ganz entzückt von dem kleinen Wesen, das in jeder seiner Bewegungen — nur nicht im Körper selber — vollkommen erwachsen schien. Zum Aeußersten kokett und überdacht, grüßte und winkte sie bald da, bald dorthin, trieb ihr Pferd mit der kleinen Peitsche an, und hielt plötzlich, um sich von dem rasch herbeispringenden Stallmeister noch einmal die Sohlen mit Kreide streichen zu lassen. Dabei lächelte sie auch dem Bajazzo zu, der um sie her die tollsten Capriolen machte, sprang dann durch Reifen und über Guirlanden, und trieb alle die übrigen Kunststücke, die Kinder in dem Alter gewöhnlich bei solchen Gesellschaften treiben. Das Publikum applaudirte zwar lebhaft, aber es bleibt doch immer ein eigenes, eben nicht angenehmes, oft sogar unbehagliches Gefühl, ein Kind zu solchen Künsten abgerichtet zu sehen. — Was für Erfahrungen hat das Kinderherz nicht schon gesammelt, das dort mit der affectirten Handbewegung und halben Kußhänden den Applaus des Publikums erwidert! Wie lange schon mußte es seinen schönsten Schmuck, die Kindlichkeit, abgeschüttelt haben, jede Bewegung einer erwachsenen Kokette so täuschend nachzuahmen! Ihr applaudirt und jubelt der Kleinen zu. Fragt Euch einmal, wie Euch zu Muthe

sein würde, wenn das Euer Kind wäre, und dann bedauert das unglückliche Wesen, das sein böses Geschick in solche Bahn, in solch ein glänzendes Elend geworfen. Und fühlt es sich selber glücklich in solchem Leben? — Es nickt und lächelt da oben mit freudestrahlendem Gesicht und sprengt lustig — hinter die Coulissen. — Was es dort treibt, kümmert das Publikum nicht.

„Mademoiselle Josephine", wie die Kleine auf dem Zettel genannt wurde, hatte mit diesem Ritt die Vorstellung eröffnet, und ihr folgte auf einem schwarzbraunen Pony Monsieur Charles, „der kleine Herkules". Monsieur Charles, ebenfalls in fleischfarbenen Tricots, mit einem kurzen Löwenfell bekleidet und mit einer Keule in der Hand, war ein Knabe von etwa vierzehn Jahren, aber für sein Alter von außergewöhnlicher Kraft und Gewandtheit — ein wahres Talent in seinem Fache. Die schwierigsten Kunststücke führte er auf dem Rücken des dahinsausenden Pferdes aus, und mit kaltem, ja tollkühnem Muthe schien er die Gefahr weit eher zu suchen, als zu vermeiden. Monsieur Charles wurde hervorgerufen, wie er die Arena kaum unter stürmischem Applaus verlassen hatte, und zwei Athleten nahmen jetzt seine Stelle ein, die mit halsbrechender Geschicklichkeit, der eine eine Stange balancirte, während der andere daran hinaufkletterte und oben die gefährlichsten und kühnsten Stellungen ausführte.

Und wie hing das kecke Menschenkind da oben! Das Nachlassen einer Muskel, ein Krampf in den zum Zerspringen angespannten Sehnen der Hand, ein Straucheln des Stangenträgers, und er war rettungslos verloren. — Und das Publikum saß dabei, hielt den Athem in peinlicher Spannung an, dankte Gott, als der Frevler an seinen Gliedern den Boden wieder berührte, und — applaudirte doch wie rasend, ihn dadurch nur zu neuen, noch tollkühneren Versuchen anfeuernd. Comtesse Melanie hatte sich schaudernd abgewandt, denn sie befürchtete, den Menschen im nächsten Augenblick zerschmettert vor ihren Füßen zu sehen. Graf Geyerstein, der an ihrer Seite saß, flüsterte:

„Sie haben Recht, Comtesse; ein Nervenkitzel erscheint Vielen erwünscht, die Monotonie ihres alltäglichen Lebens zu

unterbrechen. Diese Kunststücke werden aber zur Nervenqual — und doch, sehen Sie die freudig staunenden Gesichter Ihrer Umgebung, die keine Ahnung von Dem zu haben scheinen, was schon im nächsten Moment ihren Genuß unterbrechen könnte."

„Es sollte verboten werden, solch' entsetzliche Kunststücke öffentlich zu zeigen," sagte Melanie. Graf Geyerstein zuckte mit den Achseln.

„Ja und nein," sagte er dabei. „Wir wissen dann nur nicht, wo wir die Grenzen ziehen sollen, die der Polizei gestatten, in das Privatleben bürgerlichen Erwerbs einzugreifen. So lange Seiltanzen und Kunstreiterei erlaubt bleibt, wird es unmöglich sein einen Maßstab anzulegen, welches von ihnen für den Ausführenden gefährlicher — für den Zuschauer peinlicher ist. Das Publikum allein hätte es in seiner Gewalt, sich solche Schau zu verbitten, aber die große Mehrzahl verlangt derartige Productionen, ja läuft gerade dem Unnatürlichsten und Widerlichsten am meisten nach. Doch, Gott sei Dank, es ist vorüber, und der tollkühnste Ritt der Gesellschaft wird uns nach dieser Schau wie Spielerei erscheinen."

Der Jubel der Zuschauer, als die beiden jungen Athleten den Schauplatz verlassen hatten, legte sich eben, als jener Stallmeister mit einer halbkreisförmigen Verbeugung anzeigte: Madame Georgine Bertrand und Monsieur Bertrand! — Bajazzo benutzte diesen unbewachten Augenblick, seine klappernde Pritsche auf den hervorragendsten Theil desselben niederprallen zu lassen, und wenn der Scherz auch eben nicht zart war, wurde er doch von dem Publikum dankbar angenommen. Während der Stallmeister auf seinen Erzfeind vergebens einfuhr, sprengte das wunderschöne Weib des Kunstreiters und Seiltänzers in die Arena. Mochte nun die Beleuchtung und die vielleicht aufgetragene Farbe dem Gesichte der Frau diese jugendliche Frische geben, aber Georgine war wirklich schön, und ein lautes unwillkürliches „Ah!" entfloh den Lippen der Versammlung, als sie leicht geschürzt und in ganz ähnlicher, nur weit brillanter Kleidung wie „Mademoiselle Josephine" im Circus erschien.

Ein paar junge Cavallerie-Officiere fingen an zu applau-

diren, und das Einstimmen des Publikums war eine Huldigung, die man der lieblichen Erscheinung brachte. Madame Bertrand zeigte sich auch dankbar dafür. Ihre Bahn dahinfliegend, hatte sie fast für Jeden ein Lächeln, wenn auch ein noch so flüchtiges, für Jeden einen freundlichen Blick, eine halbversteckte Kußhand, mit der sie die Herzen gleichsam sichelförmig abschnitt oder mähte — denn zwei genügten für das ganze Publikum. Und wie sie dahinflog, siegesgewiß — siegesgewohnt! Das hochgeschürzte leichte Kleid im Winde flatternd, die Locken von dem Luftzug gelöst, mit den zarten Fußspitzen den Sattel kaum berührend, glaubte man wirklich, sie habe Flügel, und wäre kaum noch erstaunt gewesen, das Pferd unter ihr davoneilen und sie ihren Rundzug ohne dasselbe fortsetzen zu sehen.

„Eine reizende Erscheinung!“ flüsterte Melanie ihrem Nachbar zu, während Madame Bertrand ihr schnaubendes Thier am Eingange plötzlich parirte, daß es auf den Hinterbeinen herumflog und Front gegen die Mitte machte; „wenn sie nur etwas weniger keck und zuversichtlich auftreten wollte!“

Ihr Nachbar antwortete ihr nur durch ein langsames, kaum bewußtes Kopfnicken, und als sie ihr Auge zu ihm hob, sah sie, daß sein Blick fest und fast stier auf der Stelle haftete, an der die schöne Reiterin hielt. Ihre eigene Aufmerksamkeit wurde aber in dem Moment von ihm abgelenkt.

„Monsieur Bertrand! Monsieur Bertrand!“ ging der flüsternde Ruf durch die Reihen der Zuschauer, und als Melanie den Kopf dorthin wandte, sah sie, wie an Georginens Seite, in phantastischer, aber höchst geschmackvoll gewählter Tracht, der Reiter auf milchweißem arabischen Hengste hielt. Doch auch Graf Geyerstein bog sich jetzt zu ihr nieder und erwiderte auf die frühere Bemerkung seiner Nachbarin vollkommen ruhig:

„Sie dürfen bei solchen Damen nicht sittsame Schüchternheit erwarten, Comtesse. Schon das Reiten selber bedingt eine gewisse Zuversicht, die Reiter oder Reiterin haben muß, um das Thier in der Gewalt zu halten. Wie viel mehr also hier, wo der Ritt für die Oeffentlichkeit bestimmt ist und die Frau nur zu leicht jede zarte Weiblichkeit abschüttelt!“

„Sie mögen Recht haben," sagte Melanie nach kurzem Zögern. „Aber gerade das Außergewöhnliche hat ja auch uns hierher geführt. Wir wollen die Pferde und Menschen bewundern — uns wenigstens an ihnen ergötzen. Was kümmert uns das Uebrige!" Der junge Officier sah die schöne Gräfin etwas erstaunt über diese Bemerkung an; Melanie's Aufmerksamkeit schien aber wieder vollständig auf das Paar gerichtet, das jetzt mit außerordentlicher Geschicklichkeit und wirklich vieler Grazie ein Pas de deux mit den Pferden tanzte. Gleich darauf, und inmitten desselben, sprengten die beiden Kinder wieder herein — der Knabe jetzt genau so gekleidet wie Monsieur Bertrand — indem sie das Pas de deux in ein Pas de quatre verwandelten. Die Pferde führten dasselbe auch vortrefflich durch, und der rauschende Beifall galt diesmal besonders der Geschicklichkeit und Ausdauer des Mannes, der die Dressur der edlen Thiere zu solcher Vollkommenheit gebracht. Nach dem Tanze hielten die beiden Paare wieder ihren Umritt um die Arena, in einer Art Triumphzug den wohlverdienten Applaus einzuernten, den ihnen diesmal selbst die Damen nicht versagten. Nur Melanie saß still und regungslos, ihren Blick fest auf die schöne Reiterin heftend, deren Auge sie bewachte. Es war ihr nämlich nicht entgangen, daß die Kunstreiterin, wo das nur irgend geschehen konnte, ihren Nachbar, den Grafen Geyerstein, scharf fixirte. Der nach allen Seiten hin grüßende Blick haftete in der Secunde, in der sie an ihnen vorüberflog, jedesmal fest und forschend auf der edlen Gestalt des Rittmeisters, und als sie die Arena verlassen und durch dröhnenden Applaus zurückgerufen wurde, schien derselbe Blick nur ihm allein zu danken.

Die Scene wechselte jetzt, und der Bajazzo übernahm die Unterhaltung des Publikums auf's Neue durch halsbrechende Kunststücke und Gliederverrenkungen. Aber das Publikum wollte sich amüsiren; die übersättigten Bewohner der Residenz verlangten einen neuen Reiz für ihre abgespannten Nerven — und diese athemlose Angst um ein Stück werthlosen Menschenlebens gewährte ihn. Ein Mulatte beschloß die erste Abtheilung durch groteske Sprünge und gymnastische Uebungen, die er mit seinem Pferde ausführte. Wie eine Schlange

wand und schnellte er sich im vollen Rennen seines Thieres darüber hin. All' die verschiedenen und schwierigsten Pièccen führte er aber mit solcher Leichtigkeit aus, und war dabei in jeder seiner noch so gewagten Bewegungen so sicher, daß sich das Publikum unmöglich für ihn interessiren konnte. Es sah eben keine Gefahr dabei, und die Scene vorher hatte es verwöhnt.

Eine kurze Pause folgte jetzt, in der selbst die eben so unermüdlichen wie erbarmungslosen Musiker ihre gequälten Instrumente für eine Viertelstunde ruhen ließen. Das Trommelfell der ihnen zunächst sitzenden Zuschauer vibrirte aber eine ganze Weile fort, als ob sich die aufgewühlten Schallwellen des hohen Raumes noch nicht beruhigt hätten. Die Trompeter gossen dabei ihre Instrumente aus und ließen ihre Bierkrüge füllen, wechselten die Notenblätter, um eine andere Nummer aufzulegen, und nahmen dann ihre Sitze wieder ein, beim ersten gegebenen Zeichen mit schmetterndem Tusch und lustiger Fanfare bereit zu sein.

Ein Theil des Publikums, besonders alle Solche, die den Ausgang leicht erreichen konnten, ohne die hinter ihnen sitzenden Damen zu sehr zu incommodiren, strömte hinaus an das Buffet und fand dort nicht allein Erfrischungen in Masse, sondern auch — Bouquets, Kränze und Zuckerdüten, für die der vortrefflich speculirende Restaurant Sorge getragen. Die Blumen für die Damen, das Zuckerwerk für die Kinder! Die jungen Cavaliere kauften in Masse, und das Buffet machte ausgezeichnete Geschäfte. Unter den zurückgebliebenen Zuschauern entspann sich indessen eine lebhafte Unterhaltung über das Gesehene, und besonders schien Monsieur Bertrand auf die Damen einen für ihn nur schmeichelhaften Eindruck hervorgebracht zu haben. Die jüngeren besonders — vielleicht weniger zurückhaltend als die älteren — schwärmten für ihn, und Comtesse Rosalie erklärte, daß sie die Zeit kaum erwarten könne, in der er wieder erscheinen würde.

„Und was halten Sie von Monsieur Bertrand, Herr Rittmeister?" wandte sich da Melanie an ihren auffallend schweigsamen Nachbar. „Als so vortrefflicher Reiter werden auch Sie ihm Ihren Beifall kaum versagen können."

„Allerdings nicht, Comtesse," erwiderte der junge Mann, „es ist eine edle, männliche Gestalt, und — er reitet untadelhaft."

„Wie ernst er aber aussieht, und was für dunkle, seelenvolle Augen er hat! Ich kann mir kaum denken, daß er wirklich zum Kunstreiter — und noch schlimmer — zum Seiltänzer erzogen ist, denn mit seiner Erscheinung würde er jeden Platz in der menschlichen Gesellschaft ehrenvoll ausfüllen."

„Ich glaube auch," sagte der Rittmeister leise, fast wie mit sich selber redend. „Wer weiß, welche unglücklichen Verhältnisse ihn gerade in diese Bahn getrieben!"

„Und doch fühlt er sich vielleicht vollkommen glücklich darin," warf Melanie ein. „Wir dürfen Andere nicht immer nach uns selber beurtheilen. Eine andere Erziehung giebt dem Menschen doch auch sicher andere Ansichten über das Leben, und Jeder hält die seinigen gewiß immer für die richtigen."

„Sein Ernst widerspricht dem," entgegnete Graf Geyerstein. „Eher glaub' ich, daß sich die Dame glücklich in ihrem Berufe oder — ihrer Kunst fühlt — wenn wir es so nennen wollen."

„Es ist seine Frau?" sagte Melanie, leicht hingeworfen.

„Ich glaube wohl — ich weiß es nicht," erwiderte der Graf. „Sie trägt, dem Zettel nach, wenigstens seinen Namen."

„Vielleicht seine Schwester."

„Der Zettel sagt Madame Bertrand."

„Die Kleine kann aber kaum ihre Tochter sein; die Frau sieht dafür zu jugendlich aus. Wo sind Sie früher schon mit ihnen zusammengetroffen?"

„Ich?" fragte der Rittmeister; „so viel ich mich besinnen kann, habe ich die Gesellschaft heute zum ersten Mal gesehen."

„Sagten Sie mir nicht heute Morgen, daß es eine alte Bekanntschaft sei?" fragte die Comtesse, und ihr Blick haftete dabei forschend auf den Zügen ihres Nachbars.

„Ich wüßte nicht, Comtesse," erwiderte der Graf. „So viel ich mich entsinne, sprach ich von einer Aehnlichkeit, und das begegnet uns ja oft im Leben, daß uns die Züge eines sonst vollkommen fremden Menschen irgend eine Erin-

nerung aus früheren Zeiten wecken, so wenig er selber auch mit ihnen im Zusammenhang steht. Ist Ihnen das noch nie vorgekommen?"

„Mir? — ja — oh ja. Ich habe mich dann geirrt. Ich glaubte, Sie sprächen von einer alten Bekanntschaft. Aber die Vorstellung beginnt wieder. Jene schrecklichen Menschen da oben in den alten, uniformirten Jacken nehmen ihre Marter-Instrumente wieder zur Hand. Mir wirbelt der Kopf schon ordentlich von dem furchtbaren Lärm. Ob man uns damit einen Genuß bereiten will?"

„Täuschen Sie sich darüber nicht, Comtesse," lächelte der Rittmeister. „Was jene Leute Musik nennen, ist meist nur ein für die Pferde bestimmter, tactmäßiger Lärm, den sie vollführen. Schwiegen sie still, so würden auch die Thiere ihre Kunststücke nicht ausführen, zu denen sie den geräuschvollen Tact nothwendig brauchen. Daß die Zuschauer gewöhnlich glauben, die Musik würde ihretwegen gemacht, ist ihre eigene Schuld."

„Dann werde ich mich künftig nicht mehr darüber beklagen," lächelte Melanie. „Aber da beginnen sie wirklich ihre Pferdemusik schon von Neuem, und jener gräßliche Gliederverrenker scheint seine Künste ebenfalls wieder produciren zu wollen. Sehen Sie nur, Herr Graf, was dieser Bajazzo für ein fataler Mensch ist. Ein frecheres, widerlicheres Gesicht ist mir im ganzen Leben noch nicht vorgekommen. — Ob der Mann auch Familie hat?"

„Und warum nicht?" erwiderte der Rittmeister. „In seinen Kreisen glänzt er vielleicht sogar."

„Und glauben Sie wirklich, daß sich ein Mädchen in solch ein — Geschöpf verlieben kann?"

„Comtesse," sagte achselzuckend der Rittmeister, „in jenen Kreisen kommt es oft auf Liebenswürdigkeit oder ehrenvolles Brod nicht an. Sobald der Mann nur eben sein Brod hat — sobald er im Stande ist, eine Frau vor Mangel zu schützen — denn mehr verlangen solche Leute selten — sobald hat er auch Anspruch darauf, als gute Partie betrachtet zu werden — betrachtet er sich doch selber dafür. In welcher Achtung er bei seinen Nachbarn oder gar den höheren

Schichten der Gesellschaft steht, was liegt ihm daran! So lange das Publikum, dem er seine Späße vormacht, darüber lacht, so lange ihn sein Brodherr dafür bezahlt, so lange er ein Mann ist, der seinen Platz in der menschlichen Gesellschaft — gleichviel, wie — ausfüllt: so lange hat er eben sein Brod. Hört das einmal auf, bricht er einen Arm oder ein Bein, oder wird er sonst zum Krüppel, vielleicht gar krank — dann ist er eben verloren. Dann macht er Collecten, oder schickt die Frau betteln — aber das Alles liegt für ihn noch in der Zukunft — liegt weiter als der nächste Tag, und was sollte er sich jetzt schon deshalb Sorge machen?"

„Ein fürchterliches Leben!" sagte die Comtesse, zusammenschaudernd, „und doch klingt es, als ob es wahr sein könnte. Wo haben Sie nur einen so tiefen Blick in diesen Abgrund des Elends gethan, Graf?"

„Guter Gott," sagte der Rittmeister, „ein Soldat verkehrt mit allerlei Ständen, und ohne daß wir es wollen oder suchen, wendet uns oft das Leben auch seine dunkeln Seiten zu."

Wüstes Geschrei und Jauchzen unterbrach ihr Gespräch, denn Bajazzo hatte die zweite Abtheilung auf einem Esel eröffnet, mit dem er in die Arena sprengte. Auf dem Rücken des Thieres suchte er Monsieur Bertrand nachzuahmen, und die Gallerie war glücklich darüber. Ihm folgten die beiden Kinder wieder, denen man die erst angekauften Zuckerdüten zur Belohnung zuwarf, und als Bajazzo ein paar davon entwenden wollte und von dem Stallmeister dabei erwischt und daran verhindert wurde, kannte der Jubel des Publikums keine Grenzen mehr.

Dem Kinderritt folgte ein imposanteres Schauspiel: ein Turnier, in einer Art von Pantomime, in der sich zwei Ritter um den Besitz der schönen Georgine stritten. Monsieur Bertrand war einer von diesen, und in voller Rüstung, mit geschlossenem Visir und eingelegter Lanze, warf er in wirklich prachtvollem Rennen seinen Gegner in den Sand. Dann, mit abgeworfenem Helm, hielt er an der Seite der erbeuteten Schönen seinen Siegesritt um die Arena, und die Bouquets flogen jetzt von allen Seiten dem lieblichen Ritterfräu-

lein zu. Eins der Bouquets hatte die schöne und kecke Reiterin selber vom Boden aufgehoben, und es hoch in der Hand haltend, schwang sie sich damit unter dem Beifallsjauchzen der Menge wieder auf ihr Pferd, während dieses, bei dem Schmettern der Trompeten, in wilder Flucht die Arena umschnaubte. Der Ritter konnte sich kaum an ihrer Seite halten, und immer wilder, immer toller hieb er auf das schäumende Thier ein, es zu noch stärkerem, rasenderem Laufe anzutreiben. Wieder kam es Melanie da vor, als ob ihr Blick, so oft die tolle Jagd an ihnen vorüberbrauste, den Nachbar suche und finde. Grüßend neigte sie sich gegen ihn, und jetzt — als sie ihren Zelter mitten in vollster Flucht herumriß, die Arena, dem Ausgange zu, quer zu durchfliegen, — warf sie die linke Hand, in der sie die Blumen hielt, empor, und der Strauß — ob absichtlich oder zufällig nach dieser Richtung getrieben — fiel im nächsten Augenblicke zu den Füßen des jungen Grafen nieder. Fast in demselben Moment war auch die Schöne, über die Bahn hinweg, verschwunden, und Melanie sah zu dem Rittmeister empor, dessen Antlitz Todtenblässe deckte.

„Wollen Sie den Strauß nicht aufheben?“ sagte sie mit vor innerer Bewegung fast erstickter Stimme.

Der Rittmeister bückte sich, aber er that es wie in einem Traume, und die Blumen aufgreifend, hielt er sie fast bewußtlos seiner Nachbarin entgegen.

„Sie befehlen, Comtesse?“

„Ich danke Ihnen, Herr Graf!“ erwiderte jedoch die junge Dame mit so auffallender Kälte im Ton, daß Graf Geyerstein erstaunt sie ansah. „Die Blumen sind ohne Zweifel dorthin gelangt, wohin sie bestimmt waren, und ich möchte Sie derselben nicht berauben — würde ich überhaupt etwas annehmen, was einer — Kunstreiterin zugeworfen ist.“

„Comtesse?“

„Sie haben jetzt Gelegenheit, Ihr Bouquet wieder zu verwerthen,“ sagte das schöne und, wie es schien, beleidigte Mädchen. In der That erschien Georgine in diesem Augenblicke wieder auf den donnernden Hervorruf der Menge, während ihr auf's Neue von allen Seiten Blumen entgegenflogen.

Graf Geyerstein war aber durch die Worte Melanie's so überrascht worden, daß er das Bouquet unschlüssig in der Hand behielt, bis die schöne Reiterin die Arena verlassen hatte.

Wieder sprang jetzt der Bajazzo mit seinen gliederverrenkenden Künsten in die Arena, nachdem die Bahn vorher von den hineingeworfenen Blumen gesäubert worden, und zwei andere junge Damen, Mademoiselle Amelie und Leontine, waren ebenfalls noch in dem Programme angeführt. Comtesse Melanie hatte durch den Lärm der Trompeten Kopfschmerzen bekommen, und obgleich sich die jüngere Schwester Rosalie dem nur ungern fügte, bat doch die Mutter den Grafen, ihren Wagen vorfahren zu lassen. Zehn Minuten später verließ die Familie des Kriegsministers v. Ralphen, vom Grafen Geyerstein natürlich begleitet, den Circus, um nach Hause zurückzukehren.

3.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Reges, bewegtes Leben herrschte in der Residenz, wo einestheils die gerade abgehaltene Messe eine Menge von Landleuten und Fremden in die Stadt gelockt hatte, während zugleich, zur Geburtstagsfeier des Fürsten, große Parade abgehalten wurde. Equipage um Equipage fuhr langsam durch das Gedränge der Straßen, dem Landesherrn zu diesem Tage die Glückwünsche des Hofes und der Beamten, ja des ganzen Volkes zu bringen. Der Rittmeister v. Geyerstein sah sich den Morgen über durch seinen Dienst theils auf der Parade, theils bei Hofe gefesselt und kam erst gegen zwei Uhr nach Hause, während er um fünf Uhr schon wieder zur Tafel befohlen worden. Zum nicht geringen Erstaunen seines Burschen kleidete er sich aber, so wie er zurückkehrte, um und in Civil, und während dieser, immer dabei mit dem Kopfe schüttelnd,

die verschiedenen nöthigen Gegenstände herbeibrachte, sagte sein Herr: „Hast Du mir die Wohnung gefunden, wie ich Dir aufgetragen, Karl?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister — die von dem Seiltänzer meinen Sie doch?"

„Von Monsieur Bertrand."

„Sehr wohl. Rosenstraße Nummer 47, zweiter Stock, erste Thür rechts."

„Rosenstraße? — wo ist die Rosenstraße? die kenne ich gar nicht."

„Gleich am Landgrafen-Platz, zu Befehl, die kleine Gasse, die hinter der Bude hineinläuft. Nummer 47 ist das rechte Eckhaus, aber der Eingang in der Gasse drin. Das Haus selber heißt auch die Rose und war früher ein Hospital, ist jetzt aber ein Wirthshaus, und die Kunstreiter kehren gewöhnlich dort ein, weil ihnen die Ställe unten bequem liegen und der Mann, dem das Haus gehört, auch Futter und Streu zu verkaufen hat."

„Es ist gut, Du — kannst mir eine Droschke holen."

„Herr Rittmeister halten zu Gnaden, um fünf Uhr Tafel."

„Ich weiß es — bis dahin bin ich wieder zurück. Du gehst mir indessen nicht fort und hältst Alles bereit."

„Sehr wohl, Herr Rittmeister!"

Wenige Minuten später rasselte die Droschke über das Pflaster und hielt vor der Thür.

„Wohin?" fragte der Kutscher.

„Landgrafen-Platz!" und fort klapperte das Fuhrwerk, der bezeichneten Richtung zu.

Am Landgrafen-Platz angekommen, schaute der Kutscher in das vordere Fenster hinein, zu erfahren, ob er sich rechts oder links halten müsse. Eine Handbewegung des Fahrenden wies ihn zurecht, und in der Nähe der kleinen Straße angekommen, stieg der Rittmeister aus. Er wollte nicht vor dem Hause mit dem Wagen halten. Den bezeichneten Platz fand er ohne Schwierigkeit. Die Beschreibung des Burschen war genau gewesen, und er betrat gleich darauf einen dunkeln, schmutzigen Hausflur, in dem sich nur ein paar Pferde-

knechte herumtrieben und mit dem hindurchgehenden Hausmädchen schäkerten. Einige Schwierigkeit hatte es, die Treppe in den zahlreichen Einschnitten des alten Gebäudes zu finden, die zu eben so vielen Keller- oder Stubenthüren, bald mit Stufen abwärts, bald aufwärts, führten. Endlich fand er aber die schmale hölzerne Stiege, der er, ohne weiter Jemandem zu begegnen, bis in die zweite Etage folgte. Die ihm von seinem Burschen bezeichnete erste Thür rechts trug eine daran geheftete Visitenkarte, und als er näher trat, las er die mit feiner, zierlicher Schrift gestochenen Worte „Georg Bertrand".

„Georg," flüsterte der Rittmeister leise vor sich hin, und zögernd und unschlüssig hob sich seine Hand nach dem Drücker. Sollte er anklopfen? — aber die Zeit verging, und im nächsten Augenblicke tönte ihm schon ein lautes „Herein!" aus dem Zimmer entgegen.

Ohne sich länger zu besinnen, öffnete er die Thür und überraschte hier eine Dame, die sehr ungenirt und in tiefstem Negligé auf dem Sopha lag, auch nur langsam den Kopf nach dem Eintretenden umdrehte. Kaum aber erkannte sie, daß es ein Fremder sei, als sie auch blitzschnell aufsprang und wie ein Schatten durch die dicht daneben befindliche Thür huschte. Verlegen, hier so gestört zu haben, sah sich der Rittmeister im Zimmer um und entdeckte jetzt erst in der andern Ecke, dicht am Fenster, noch eine andere Persönlichkeit, einen älteren Mann, der ihn mit eben nicht freundlichem Blick und etwas vorgebogenem Kopfe über eine Klemmbrille hinüber betrachtete.

„Suchen Sie Jemanden?" sagte er dabei mit heiserer Stimme.

„Herrn Bertrand. Ist er zu Hause?"

„Nein."

„Wann kann ich ihn treffen?"

„Weiß ich nicht. Was wollen Sie?"

„Ich möchte ihn sprechen."

„Müssen Sie morgen wiederkommen — heute hat er keine Zeit," brummte der Alte, der, wie der Rittmeister jetzt erst sah, mit einer kurzen Pfeife im Munde, eine Hanswurst-

jacke auf den Knieen liegen hatte und beschäftigt schien, sie mit Nadel und Zwirn auszubessern.

„Ich bitte den Herrn, ein klein wenig zu warten — ich komme den Augenblick," rief da die Stimme der Dame aus dem Nebenzimmer, und der Alte, als ob damit die Sache für ihn erledigt sei, schob sich seine Brille zurecht und nahm seine Arbeit wieder auf. Der Fremde mochte sich indessen selber die Zeit vertreiben.

Dem Rittmeister war es nicht wohl in dieser Umgebung, und er überlegte schon, ob er nicht lieber Monsieur Bertrand zu sich bestellen solle. Er hatte gehofft ihn allein zu finden, denn bei dem, was er mit ihm zu sprechen wünschte, brauchte und wollte er keinen Zeugen. Aber er mochte nicht unartig gegen die Dame sein; jedenfalls erhielt er von ihr auch bessere Auskunft, als der mürrische Alte, in dem er jetzt den Hanswurst von gestern Abend zu erkennen glaubte, geben mochte. — Ganz recht, — er hatte sich nicht getäuscht. An der linken Seite des eben nicht zu sorgfältig abgewaschenen Gesichts ließ sich noch ein schmaler Streifen der weißen Farbe erkennen, mit der er gestern bemalt gewesen. Aber wie anders sah der sauertöpfische Gesell heute aus gegen gestern, wie er da, zusammengekauert, ein Bein über das andere geschlagen, mit hohlen, tief liegenden Augen und runzeligen Wangen, das stark mit Grau gemischte Haar wirr und ungekämmt um den Kopf hängend, vor ihm saß und seine Narrenjacke flickte! Doch in der ganzen Stube sah es eben so wild und ungeordnet aus. Auf dem Sopha lagen eine Menge getragener Kleidungsstücke, die jedenfalls der Dame gehörten — Unterkleider und Tricots, ohne den Glanz, den ihnen die abendliche Beleuchtung verliehen; über einen Stuhl daneben war ein prachtvoller Waffenrock von kirschfarbenem Sammet geworfen. Darunter stand ungeputztes Schuhwerk, und Schmuck und Tand, mit Schminknäpfchen, Pinseln, Farben und allen möglichen anderen Utensilien, das Publikum zu täuschen, deckten den Tisch und die benachbarte Commode. Das Zimmer war auch noch nicht ausgekehrt, eine Decke mit einem schon mehrfach gebrauchten Kopfkissen nahm einen der Stühle ein — es sah fast aus, als ob Jemand die Nacht

auf dem Sopha gelegen hätte, und der Tabaksqualm aus der Pfeife des Alten hatte den Schlafdunst noch nicht bewältigen können.

Dem Rittmeister benahm es bald den Athem, und draußen lag der helle Sonnenschein so warm auf den Fensterscheiben. Er hätte Gott weiß was darum gegeben, ein Fenster aufreißen zu dürfen. Da öffnete sich die Kammerthür wieder, durch welche die Dame vorhin geflüchtet war, und Madame Bertrand — nicht so bezaubernd wie sie gestern Abend wohl dem Publikum erschienen, aber immer noch ein bildschönes Weib — trat auf die Schwelle.

„Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten,“ sagte sie, während ihr Blick im Zimmer umherschweifte und sie rasch die jedenfalls ihr gehörigen und zunächst liegenden Kleidungsstücke aufraffte und hinter sich in die Kammer warf — „Sie finden uns aber noch so in Unordnung...“

„Madame,“ unterbrach sie der Rittmeister höflich, „wenn Jemand hier um Entschuldigung zu bitten hat, so bin ich es, der ich unangemeldet bei Ihnen eintrat und Sie unberufen störte.“

Madame Bertrand hatte indessen zu ihm aufgesehen, und ein eigenes Lächeln belebte plötzlich ihre Züge.

„Ich glaube, ich habe schon gestern das Vergnügen gehabt, Sie bei unserer Vorstellung zu sehen,“ sagte sie; „aber wollen Sie nicht Platz nehmen? Guter Gott, es sieht wahrhaftig *heute* gerade zu unordentlich bei uns aus! Was müssen Sie nur von uns denken!“ Sie räumte dabei rasch und ziemlich rücksichtslos, wohin sie die Sachen aus dem Wege brachte, das Sopha ab, und sich dann in die eine Ecke lehnend, zeigte sie mit einer leichten Handbewegung lächelnd auf die andere, so daß Graf Geyerstein nicht umhin konnte, neben ihr Platz zu nehmen. Halb verlegen gehorchte er auch der Einladung, und es entging ihm dabei nicht, daß die schöne Frau dem Alten einen bezeichnenden Blick zuwarf. Dieser griff, demselben gehorchend, und wie es schien ziemlich mürrisch, seine Arbeit auf, sah rechts und links neben sich auf die Erde, ob er nicht etwas vergessen habe, und verließ dann ohne weiteren Gruß das Zimmer.

„Ich bin Ihnen vor allen Dingen eine Erklärung schuldig, Madame," nahm jetzt der Rittmeister das Wort, „daß ich gewagt habe..."

„Ich bitte Sie um Gottes willen, keine Entschuldigung," unterbrach ihn lächelnd die Frau, „Sie sind da, und das genügt mir — was wollen Sie mehr? Es soll mich nur freuen, wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann."

Graf Geyerstein gerieth dieser Antwort, ja Ermunterung gegenüber in Verlegenheit, und Madame Bertrand schaute ihn so freundlich dabei an, und sah in dem leichten seidenen Oberkleide, das ihren vollen Körper nur locker umschloß, wirklich so reizend aus — er konnte nur eine dankende Verbeugung machen.

„Sie sind Soldat, nicht wahr?" nahm da die Dame die Unterhaltung wieder auf, „Cavallerie-Officier?"

„Allerdings."

„Ich dachte es mir — oder vielmehr, ich erinnere mich Ihrer Uniform," setzte die Frau leicht erröthend, aber doch auch wieder halb schelmisch hinzu, „und Sie — interessiren sich für unsere schönen Pferde?"

„Ich muß gestehen, daß ich entzückt davon bin," erwiderte der Graf, der um jeden Preis diese Unterredung abzubrechen wünschte; „aber das ist es eigentlich nicht, was mich hierher geführt."

„Sie wollten auch die Reiter kennen lernen," lächelte Madame Bertrand; „ein sehr natürlicher Wunsch, der aber leider nur gewöhnlich die Illusion zerstört, die bis dahin einen eigenen, fremdartigen Zauber um sie warf."

„Ich wünschte Monsieur Bertrand zu sprechen."

„Georg? — er ist leider nicht zu Hause. Heute, am Meßsonntage, geben wir zwei Vorstellungen, und seine Anwesenheit ist deshalb im Circus unumgänglich nöthig, um die erforderlichen Anordnungen dort zu treffen. Er wird vielleicht vor der Vorstellung nur noch auf einen Augenblick herüberkommen." Graf Geyerstein schwieg und sah sinnend vor sich nieder. „Kann ich vielleicht irgend einen Auftrag ausrichten? Georg wird sich jedenfalls geehrt finden. — Aber, mein Gott! fehlt Ihnen etwas! — Sie sehen todten-

bleich aus." Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und sah besorgt zu ihm auf.

„Nicht das Mindeste," sagte abwehrend der Graf, „ich danke Ihnen, Madame, aber ich befinde mich vollkommen wohl — nur die drückende Luft hier im Zimmer..."

„Sie haben Recht!" rief Madame Bertrand, aufspringend und rasch ein Fenster öffnend, „es ist hier auch entsetzlich heiß, und Vater hat dabei wieder einmal so gequalmt."

„Der Vater!" flüsterte der Rittmeister leise vor sich hin, und fast krampfhaft faßte die Linke den Tisch, an dem er sich emporrichtete.

„Sie wollen schon wieder fort?" rief da Georgine, mit einem halb erstaunten, halb bittenden Blick.

„Ich darf Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen."

„Aber Sie stören mich gar nicht, und wenn Sie Geschäfte mit Georg..."

„Geschäfte nicht, Madame, aber — ich wünschte ihn zu sprechen," unterbrach sie der Graf, „und — ich sehe auch keinen Grund, weshalb ich Ihnen die Ursache verschweigen sollte. Eine merkwürdige Aehnlichkeit, die er mit einem meiner früheren Freunde hat, läßt mich wünschen, ihn kennen zu lernen — möglich, daß es nur eben eine Aehnlichkeit ist, aber ich würde ihm sehr dankbar sein, wenn er mich vielleicht morgen früh zwischen acht und zehn Uhr besuchen wollte. Meine Karte hier haben Sie wohl die Güte ihm zu überreichen."

„Graf Wolf v. Geyerstein," las Georgine, sich leise und lächelnd dabei gegen den jungen Officier verneigend; „ich werde nicht ermangeln, Ihren Auftrag pünktlich auszurichten, Herr Graf. Aber — wissen Sie wohl, daß das ein recht eigenes Zusammentreffen ist?"

„Welches, Madame?"

„Daß Sie Georg einer Aehnlichkeit wegen aufsuchen wollen," sagte die junge Frau, „während gerade Sie, Herr Graf, auch mir einer Aehnlichkeit wegen von Anfang an aufgefallen sind."

„Und wem sah ich ähnlich?" flüsterte der Graf, und seine Blicke hafteten fest und stier auf den Augen des schönen Weibes.

„Keinem so entsetzlichen Wesen, als Sie zu glauben scheinen," lächelte schalkhaft Georgine — „nur — einem früheren Geliebten von mir — meinem jetzigen Manne."

„Georg Bertrand?"

„Demselben — wenigstens damals, als er noch nicht einen so furchtbaren Bart trug, wie jetzt."

„Sie sind schon längere Zeit verheirathet, Madame?"

„Leider!" seufzte Georgine mit komischem Bedauern.

„Leider?"

„Ich weiß nicht, ob Sie vermählt sind, Herr Graf, aber — es ist doch ein anderes Ding um einen Liebhaber, als um einen Ehemann, und Monsieur Bertrand ist, besonders in der letzten Zeit, so ernst — ja, ich möchte fast sagen, finster geworden, als ob er die ganze Lust an seiner Kunst verloren hätte."

„Und wenn dem wirklich so wäre?"

„Wenn dem so wäre?" lachte Georgine. „Sie reden gerade, als ob er von seinen Renten leben könnte! Er hat weiter nichts gelernt, als die sogenannte „brodlose Kunst", die uns aber doch ein ganz hübsches Brod abwirft, und die Dressur der Pferde, in der er Meister ist. Sollte er aber jetzt, wo er so Viele in seinem Dienst gehabt, selber Dienste bei einem Herrn nehmen und Bereiter werden? Er hielte es nicht vierundzwanzig Stunden aus."

„Und finden Sie selber Freude an diesem Beruf — an dieser Kunst, wenn Sie wollen?"

„Ich lebe und athme darin," rief Georgine, und ihre Augen leuchteten, ihre ganze Gestalt hob sich. „Auf dem Rücken meines Thieres bin ich ein anderes Wesen, gehöre dieser Erde kaum mehr an, und was dem Fisch das Wasser, der Pflanze das Licht sein mag, ist mir der jauchzende Beifall der Menge, die buntgeschaart mich umgiebt. Ich schwimme dann in einem Meer von Glanz und Licht und Wonne, und — erwache erst, wenn diese Wände hier auf's Neue mich umgeben — einschließen."

„Und doch ist das ein unnatürlich Leben," sagte der junge Graf; „das Haus ist eigentlich des Weibes schönster Wirkungskreis."

„Nicht der meine,“ rief Georgine, indem ein trotziges Lächeln ihre schönen Lippen umspielte. „Das Haus? — ja, für die Weiber, die stricken und nähen und Freude vor ihrem Wäschschrank finden können. Mein Wirkungskreis liegt draußen in der Bahn; ich tanze, fliege durch das Leben, und so — so möcht' ich enden, wenn es denn einmal geschieden, gestorben sein muß. Aber Sie sind Soldat. Sie können sich ja am besten, am leichtesten in solche Sehnsucht denken. Und möchten Sie, wie Sie da vor mir stehen als Mann, das Leben eines Stubenhockers, eines Actenmenschen wählen, der über seinen staubigen Papieren brütet und Licht und Luft und Sonnenschein da draußen ungesehen, unbeachtet wirken, schaffen, segnen läßt? Sie nicht, Sie wahrlich nicht, und geradeso denk' auch ich. Von klein auf zu diesem Beruf herangebildet, hab' ich mit der Muttermilch schon die Lust an solchem Leben eingesogen, und wem das nun einmal im Blute liegt, glauben Sie nicht, daß der sich einer geregelten — einer festgeschnürten Existenz möcht' ich es nennen, einem Gang in der Tretmühle des menschlichen Lebens je wieder fügen könne. Zugvögel, die wir sind, müssen wir auch die Freiheit des Zugvogels behalten, wenn wir nicht verkümmern, nicht untergehen sollen.“

„Und denkt Ihr Gatte ebenso?“

„Gewiß — er wäre sonst nicht der, der er ist: Bertrand, der kühnste aller Reiter und — mein Mann. Aber ich plaudere und plaudere, und denke nicht daran, daß es Sie wenig kümmern wird, welche Gesinnungen über ihr Leben eine Kunstreiterin hegt. Von Ihren Sphären sind wir freilich ausgeschlossen, und doch — wer weiß, ob nicht so wackere Herzen oft unter dem bunten Tand, mit dem wir uns behängen müssen, wie unter Stern und Ordensbändern schlagen! Doch mein Geschwätz ermüdet Sie; nehmen Sie wieder Platz, Herr Graf, und — wenn Sie es wünschen und etwas Besonderes mit Monsieur Bertrand zu bereden haben, will ich ihn rufen lassen. Der Circus ist nur wenige Schritte von hier entfernt.“

„Ich danke Ihnen, Madame,“ unterbrach sie der Rittmeister. „Meine Zeit ist überdies heute beschränkt, wie die seine wahr=

scheinlich. Morgen früh wird ihm eher Raum bleiben, mir eine halbe Stunde zu gönnen. Meine Wohnung finden Sie auf der Karte angegeben. Ich darf Sie bitten, ihm meinen Wunsch mitzutheilen?"

„Ihr Auftrag soll pünktlich vollzogen werden," sagte die Frau, und der Rittmeister, indem er sich dankend verbeugte, grüßte sie achtungsvoll und verließ das Zimmer.

Georgine blieb, die Unterlippe mit den kleinen weißen Zähnen gefaßt, wohl mehrere Minuten in derselben Stellung am Fenster. Sie hielt die Karte, die er ihr gegeben, noch in der Hand, und ihre Augen hafteten darauf.

„Kalt wie Eis," murmelte sie dann mit einem spöttischen und doch auch wieder verdrießlichen Lächeln vor sich hin; „aber — was er nur von Georg will? denn die Aehnlichkeit war leere Ausrede — Graf Wolf v. Geyerstein, Rittmeister — hier — und Adjutant des Fürsten? — Sollte der Fürst — vielleicht wegen des Thurmseils? aber, bah! was hat der mit dem Kunstreiter zu schaffen, daß er einen seiner Adjutanten zu ihm schicken würde? Auch war der Herr Rittmeister nicht in Uniform, sondern in Civil; er hat sich vielleicht geschämt, in Uniform bei uns gesehen zu werden. Aber er wollte Georg sprechen, nicht mich. — Doch was zerbreche ich mir den Kopf?" rief sie plötzlich, die Karte neben sich auf den Tisch werfend. Ob Herr Graf Wolf v. Geyerstein Ursache hat, den Kunstreiter Bertrand aufzusuchen oder nicht — was kümmert's mich! Georg mag das selber untersuchen. Die ganze Sache läuft doch nur zuletzt auf einen Pferdekauf hinaus."

„Ist er fort?" sagte in diesem Augenblick der Alte, der seinen Kopf wieder zur Thür hereinsteckte.

„Wie Du siehst, ja," erwiderte gleichgültig die Frau, „dort unten geht er eben über die Straße."

„War gerade noch so ein Musjö da, der Dich sprechen wollte."

„So? — wer?"

„Der geschniegelte und geleckte Bengel mit dem Schnurrbart wie ein Malerpinsel. Silbermann oder Silberfranz —

was weiß ich's, wie er heißt! Ich habe ihn gleich an der Treppe abgefertigt."

„Das war recht — ich mag den faden Menschen überhaupt nicht leiden."

„Und wer war der?"

„Ein Graf."

„Und wollte?"

„Georg sprechen."

„Nur Georg?"

„Nur Georg."

„Pferdehändler!" brummte der Alte und schleppte seine Jacke wieder zum Fenster, an dem er den alten Platz einnahm, um mürrisch und finster wie vorher an dem scheckigen, schmutzigen Kleidungsstück weiter zu nähen. Kein Wort mehr wurde zwischen den Beiden gewechselt, die Jedes mit den eigenen Gedanken vollständig beschäftigt schienen. Da schallten Schritte vom Vorsaal herein.

„Georg," sagte die Frau aufhorchend.

„Wird mich wieder zur Probe haben wollen," knurrte der Alte, „aber verdammt will ich sein, wenn ich jetzt hinübergehe. Heute die Rackerei zweimal ist vollständig genug."

Die Thür ging auf, und Monsieur Bertrand betrat in der That das Zimmer, ohne die Beiden aber nur im Mindesten zu beachten. Selbst ohne Gruß kam er herein, warf seinen Hut auf einen Stuhl und schritt dann eine Weile, die Arme fest in einander geschlagen, in dem kleinen Raume auf und ab. Der Alte warf über die Brille einen forschenden Blick nach ihm hin, nahm aber weiter keine Notiz von ihm, und nur Georgine sagte endlich: „Ist etwas vorgefallen, daß Du so verdrießlich bist?"

„Vorgefallen? — nein," erwiderte der Mann, ohne seinen Spaziergang zu unterbrechen.

„Ist die Erlaubniß zu Deinem Thurmseil noch nicht gekommen?"

„Nein."

„Und wär' auch kein Schade, wenn sie ganz ausbliebe!" brummte der Alte. „Mit dem verwünschten Seiltanzen nimmt es noch einmal ein böses Ende. Und wenn Ihr's noch nöthig

hättet! Aber die Reiterei ist weit ehrenvoller und bringt hundertmal mehr Geld ein, als der halsbrechende Lauf."

„Aber er macht Aufsehen!" rief Georgine rasch. „Wenn sich die Kunde verbreitet, daß Georg gewagt hat, was vor ihm noch Keiner wagte, strömt das Volk von nah und fern herzu, um ihn zu sehen."

„Sie denken gar nicht daran," sagte der Alte finster, „und Du solltest gerade die Letzte sein, die dem Tollkopf auch noch zuredete, sein Leben an solch einen Quark zu wagen. Was wird aus Dir, aus uns Allen, wenn er den Hals bricht, oder selbst nur zum Krüppel stürzt?"

„Und geht er nicht so sicher auf dem Seil, wie hier auf ebenem Boden?" rief die Frau.

„Papperlapapp! mir mußt Du so etwas nicht sagen," meinte aber kopfschüttelnd der Hanswurst. „Mein Bruder, der lange Franz, mit dem ich meine tollsten Jahre verlebt, war ein so tüchtiger Seiltänzer wie nur einer, und wie er zuletzt glaubte, er könnt's ganz allein, und höher und immer höher stieg, passirte ihm doch einmal etwas Menschliches. Ob er den Krampf bekam, ob er schwindelig wurde — er hat's keinem Menschen mehr erzählt, aber ich seh' ihn noch vor mir, wie er da oben haushoch über die staunende Menschenmenge hinlief, daß wir unten, gegen den grauen Himmel hin, nicht einmal mehr das Seil erkennen konnten — ich sehe ihn noch vor mir, wie er auf einmal schwankte, wie ihm die Stange aus der Hand fiel, und ein Schrei von den Tausenden — ein furchtbarer Schrei zu ihm hinaufgellte — dann kam ein dumpfer Schlag — und als ich wieder scheu den Kopf hob, lag ein häßlicher, blutiger Klumpen vor mir — der lange Franz. — Seit dem Tage hab' ich kein Seil wieder betreten."

Bertrand war vor dem Alten stehen geblieben, aber sein Blick schweifte über ihn hin nach seinem Weibe, das halb abgewandt von ihm, die rechte Hand auf das Fensterbrett gestützt, den Kopf unwillig und langsam hin und her wiegend, am Fenster lehnte.

„Du hättest etwas Gescheidteres thun können," sagte sie jetzt, während der Vater, in der Erinnerung noch zusammen-

schaudernd, schwieg, „als ihm gerade heute die Geschichte zu erzählen. Daß etwas Derartiges passiren kann, weiß ich auch, aber eben die Möglichkeit desselben übt den Reiz auf die Zuschauer, gründet den Ruf des kühnen Läufers. Wäre keine Gefahr dabei, wer würde sich die Mühe geben, auch nur zuzusehen?“

„Du hast gut reden,“ sagte der Alte finster.

„Und glaubst Du, ich fürchte die Gefahr?“ rief rasch und heftig die Frau, „glaubst Du, ich redete ihm zu, wenn ich sie nicht theilen wollte? — Ich werde ihn begleiten.“

„Du? — auf dem Thurmseil?“ lachte kopfschüttelnd ihr Vater. „Du bist nicht gescheidt!“

„Das geht nicht, Georgine,“ sagte Bertrand. „Wenn ich mich selber auch sicher genug da draußen weiß, um nicht das Schicksal des „langen Franz“ zu befürchten, möchte ich doch nicht die Angst für Dich mit hinausnehmen. Außerdem weißt Du selber, daß es viel schwerer ist, zu Zweien, als allein das Seil zu begehen.“

„Bah! wir sind so oft zu Zweien darauf gewesen.“

„Allerdings, doch nicht in solcher Höhe.“

„Und welcher Unterschied ist zwischen Haus- und Thurmhöhe? Ein Sturz wäre von der einen genau so verderblich wie von der andern.“

„Gewiß! aber Du selber hast ein Seil in solcher Höhe noch nie betreten; Du weißt nicht, wie es Dich erregen würde — doch wir streiten da um einen ganz nutzlosen Gegenstand. Bis jetzt hat es mir der Magistrat verboten, und ob mein direct an den Fürsten gerichtetes Gesuch einen andern Erfolg haben wird, weiß ich noch nicht.“

„Ein Adjutant des Fürsten war heute Morgen hier,“ sagte Georgine; „ich bezweifle aber, ob in der Angelegenheit. Jedenfalls wollte er Dich sprechen.“

„Ein Adjutant des Fürsten?“ rief Bertrand rasch — „und weshalb hast Du mich da nicht rufen lassen?“

„Er hatte keine Zeit. Dort liegt seine Karte. Er ersucht Dich, ihn morgen früh zwischen acht und zehn Uhr zu besuchen.“

„Sonderbar!“ sagte Bertrand und schritt langsam zu dem

Tisch, auf dem die Karte lag. Georgine hatte sich dem Fenster zugewandt und sah hinaus, und der Alte nähte den letzten abgerissenen großen weißen und ballähnlichen Knopf an seine Jacke.

„Nun?" sagte Georgine endlich, als Bertrand noch immer schwieg, indem sie sich nach ihm umdrehte. „Kennst Du den Herrn?" Bertrand antwortete nicht. Er hielt die Karte zwischen den Fingern; seine Augen hafteten darauf, aber er sprach kein Wort. Georgine schritt hinüber zu ihm und sah über seine Schulter auf die Karte nieder; erst als er noch immer nicht sprach, schaute sie zu ihm auf und erschrak über die plötzliche Bläße seiner Züge.

„Was fehlt Dir, Georg?" rief sie. „Du siehst kreideweiß aus. Was ist mit dem Fremden?"

„Kreideweiß?" lächelte Bertrand, aber ihrem scharfen Blick entging nicht, welche Gewalt er sich dabei anthun mußte, wenn er auch sonst seine ganze Fassung und Ruhe behielt. — „Du träumst. Aber wer brachte diese Karte?"

„Der, dessen Namen sie trägt."

„Wolf v. Geyerstein," flüsterte Bertrand halblaut vor sich hin, aber es war, als ob er die Worte mehr zu sich selber spräche, als sie für ein anderes Ohr bestimmte.

„Du kennst ihn?" fragte die Frau, und ihre Augen hingen erwartend an denen des Gatten.

„Ich kenne den Namen," sagte dieser ruhig — „kannte wenigstens *Einen*, der ihn trug — aber das ist lange Jahre her und war auch an einem andern Orte — weit von hier."

„Und der hieß *Wolf* v. Geyerstein?"

„Nein — *sein* Vorname ist mir jetzt entfallen; aber *der* — lebt auch nicht mehr."

„Ein Verwandter denn — ein Bruder vielleicht?"

„Möglich," sagte Bertrand gleichgültig, „aber wir werden ja sehen. Also morgen?"

„Morgen früh zwischen Acht und Zehn. — Du glaubst also nicht, daß es auf Deine Eingabe Bezug haben könnte?"

„Und warum nicht? — was sonst hätte *ich* mit einem Adjutanten des Fürsten zu thun und zu verkehren? — Aber mach' Dich fertig; die Zeit vergeht, und es muß drei Uhr

vorbei sein. Die Leute drängten sich schon zur dritten Gallerie, als ich vorüberkam."

„Heute giebt's eine gute Einnahme," sagte der Alte, der seinen Plunder aus den verschiedenen Zimmerecken zusammensuchte — „wo zum Teufel ist jetzt meine Pritsche? Ich habe sie gestern Abend dort auf den Stuhl gelegt."

Georgine verließ das Zimmer, um noch Einiges für ihre Garderobe zusammen zu suchen, und Georg stand noch immer und starrte still und schweigend auf die Karte nieder, bis er sich endlich, als er die Frau zurückkommen hörte, davon losriß und seinen Hut ergriff. Es war in der That Zeit für den Circus, und alle anderen Gedanken nahm der Augenblick vollkommen in Anspruch.

4.

Ueber den Landgrafen-Platz wälzte sich eine jubelnde Volksmasse herüber, als Graf Geyerstein gerade das Haus verlassen wollte. Ein Kameel, mit einem Affen auf dem Rücken, wurde dort vorbeigeführt, und von allen Seiten strömte das Meßvolk hinzu, den seltenen Anblick zu genießen. Eine Equipage, die des Weges kam, sah sich der Menschenmasse plötzlich gegenüber, und da der Kutscher vielleicht auch fürchten mochte, daß seine lebhaften Pferde vor dem Kameel sich scheuen könnten, so bog er rasch nach rechts in die, wenn auch schmale, doch kurze Rosenstraße ein, um dadurch dem lärmenden Volk aus dem Wege zu kommen.

Der Graf v. Geyerstein hörte wohl das Rasseln der Räder, das jauchzende Toben der sich heranwälzenden Schaar, aber er sah nicht, was um ihn her vorging. Den Hut fest in die Augen gedrückt, die Blicke am Boden, schritt er aus dem Hause, und wollte eben links nach dem Platze zu einbiegen, als eine lachende Mädchenstimme seinen Namen rief. Fast unwillkürlich schaute er empor und sah sich der Equipage

des Kriegsministers v. Ralphen gegenüber, der, mit seiner Tochter Melanie im Fond mit Rosalie und ihrer Gouvernante auf dem Rücksitz, von einem Besuch oder einer Spazierfahrt nach Hause zurückkehrte. Rosalie nickte ihm freundlich zu, und während ihn auch die Excellenz grüßte, bemerkte er nicht, wie Melanie den erstaunten Blick auf ihm haften und dann nach dem Hause hinaufschweifen ließ. Da erkannte sie oben am Fenster die Gestalt Georginens, und als sie mit kalter Verbeugung seinen überraschten Gruß erwiderte, war der Wagen im nächsten Augenblick die Straße hinab verschwunden. Der Rittmeister aber, ohne ihnen auch nur nachzuschauen, fand sich gleich darauf in dem das Kameel umtobenden, lachenden, kreischenden Schwarme von Menschen, durch den hindrängend er seinen Weg heimwärts suchte.

Seinen Burschen Karl fand er dort übrigens schon in Verzweiflung seiner harrend, denn eine Ordonnanz hatte einen Befehl des Fürsten gebracht, der ihn eine Stunde vor Tafel in's Schloß berief, und bis er Toilette machen konnte, war die Zeit verstrichen. Karl schüttelte auch, während er seinem Herrn dabei half, sehr bedenklich mit dem Kopfe, denn der Rittmeister sprach, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, kein Wort. Nur als er fertig war, begehrte er einen Wagen und fuhr in's Schloß. Dienstsachen hielten ihn dort bis zur Stunde des Diners beschäftigt, und das Diner selber verlief dann, wie alle derartigen steifen Festtafeln gewöhnlich verlaufen.

Es waren ungefähr fünfzig Personen geladen worden und die Säle schwärmten dazu im wahren Sinne des Wortes von geschäftigen und müßigen Lakaien in höchster Gala und in höchster Eile, die herüber und hinüber stürzten, das zu besorgen und auszuführen, wozu beim dritten Theil von ihnen die Hälfte überflüssig gewesen wäre. Der Haushofmeister prüfte noch mit scharfer Brille die Etiquetten und Siegel der verschiedenen Flaschen, und befahl, welche Sorten in Eis zu bleiben hatten, welche nicht, und der an die Suppe stationirte Beamte warf schon verzweiflungsvolle Blicke nach den beiden an die Flügelthüren postirten Lakaien hinüber, denn seit einer vollen Viertelstunde war Sr. Königlichen

Hoheit angezeigt, daß die Tafel servirt wäre, und trotzdem kamen die Herrschaften nicht. Noch einmal zu erinnern, ging auch nicht an — aber der Magen des gnädigsten Herrn half ihnen endlich aus der Noth. Er gab das Zeichen, die Flügelthüren schossen auseinander, und der ganze Zug der Herrschaften und Gäste bewegte sich unter der geheimnißvollen Leitung des Hausmarschalls in den Saal. Im Nu war Jedem hier sein Platz bezeichnet — nicht nach geselliger Wahl, sondern nach strengem Standesunterschied und Rang, und wie die Zähne eines trefflich ineinander greifenden Räderwerkes schoben sich jetzt die Teller, von weißen Handschuhen lautlos dirigirt, zwischen die Sitzenden. — Und Gänge und Weine wechselten wie das Gespräch, das, jetzt lebendiger werdend, hin und wieder flog und dem nur einzelne, mit Liebe den Getränken zusprechende alte Herren hartnäckig widerstanden.

Und wie süß die Damen lächelten, und wie rücksichtsvoll die Herren sprachen, und wie heimlich, aber deshalb nicht weniger gut gemeint, der Haushofmeister einem oder dem andern der unaufmerksam gewesenen Lakaien einen Knuff versetzte und ihn blitzschnell bald da= bald dorthinübersandte!

Da klirrte ein Teller auf den getäfelten, spiegelglatten Boden nieder und zerbrach in tausend Scherben — der Haushofmeister wurde todtenbleich. Der arme Sünder, der das Verbrechen verübt, stand wie vernichtet — aber keiner der Herrschaften oder Gäste wandte den Kopf. Nur ein paar nervenschwache Damen zuckten zusammen — sonst hatte Niemand es gehört, und die übrigen Lakaien, hier und da einen lächelnden Blick mit einander wechselnd, flogen eifriger, geschäftiger umher als je.

Der Fürst legte endlich seine Serviette auf den Teller und richtete sich empor. Die Tafel war aufgehoben, und in den zunächstliegenden Gemächern wurde der Kaffee umhergereicht. Dort sammelten sich die Gäste in verschiedenen Gruppen, während Se. Königliche Hoheit von einer zur andern ging, ein paar freundliche Worte bald an Den, bald an Jenen richtend. Graf Geyerstein hatte sich indeß umsonst bemüht, in die Nähe der ebenfalls anwesenden Comtesse Me=

lanie zu gelangen. Zuerst war die Comtesse von der Fürstin selber in Anspruch genommen, und dann fand er sie zwischen zwei alte verwitterte Staatsdamen so hineingezwängt, daß ihr von keiner Seite beizukommen war. Auch schien sie das gar nicht zu wünschen, denn sie unterhielt sich auf das Lebhafteste mit den beiden von Bändern und Schmuck bedeckten Ueberresten eines vergangenen Jahrhunderts und hatte für weiter Niemanden im Saale Augen.

An einem der Fenster fand er endlich den Cabinets-Secretär des Fürsten in lebhaftem Gespräch mit zwei jungen Damen wie ein paar anderen Herren, und der Name des Kunstreiters Bertrand fesselte hier zuerst seine Aufmerksamkeit. Er trat näher und traf die kleine Gruppe in lebendiger Debatte, weniger über die Leistungen des Mannes und seiner Gesellschaft, — als seine Familienverhältnisse. In der Stadt hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, Madame Georgine stamme aus einer altadeligen französischen Familie und sei von dem kühnen Reiter und Seiltänzer unter den abenteuerlichsten Verhältnissen aus einem Kloster entführt und zum Kunstritt erzogen worden. Ueber die Sache selber schien man auch vollständig einig, nur über den früheren Namen der Dame schwankten die Meinungen, und Alles wandte sich in vollem Eifer gegen den jungen Grafen, als dieser das ganze Gerücht bezweifeln wollte. War er doch im Begriff, sich an der ganzen Gesellschaft zu versündigen, indem er ihr den pikantesten Stoff zur Conversation damit zu rauben gedachte. Wie die Debatte gerade am lebendigsten war, näherte sich der Fürst mit einem jungen Fremden, der sich seit einigen Tagen in *** aufhielt, der Gruppe, die sich augenblicklich gegen ihn öffnete.

„Ah, lieber Geyerstein," wandte er sich zugleich gegen den Rittmeister, „was für einen Kampf führen Sie denn hier? Aber ich weiß nicht einmal, ob sich die Herren schon kennen? — Rittmeister Graf v. Geyerstein — Graf Selikoff aus St. Petersburg. — Doch um was handelte hier Ihr Streit, wenn man fragen darf?"

Die beiden jungen Leute verbeugten sich gegen einander, und Fräulein v. Zahbern, die eine der Damen, antwortete:

„Um kein Geheimniß, Königliche Hoheit, und doch auch wieder ein Geheimniß, nämlich um die Abstammung der Frau des Kunstreiters."

„Ah, apropos, Lerchenstein, wie steht denn die Sache mit jenem Monsieur Bertrand?" wandte sich der Fürst an seinen Geheim-Secretär. „Haben Sie mir nicht gestern Morgen etwas darüber vorgelegt?"

„Allerdings, Königliche Hoheit. Es betraf die verweigerte Erlaubniß des Magistrats, daß der etwas tollkühne Mensch zwischen den beiden Thürmen der Katharinenkirche ein Seil aufspanne, um darauf seine Künste zu zeigen."

„Ganz recht. Jetzt erinnere ich mich. Ja, was soll man da thun? Der Magistrat wird wohl seine Gründe gehabt haben, es ihm zu verbieten, wenn ihm auch eigentlich kein Mensch verwehren kann, seinen Hals zu wagen. Meinen Sie nicht, Geyerstein?"

„Ich meine, Königliche Hoheit, daß es ein wohlthätiges Verbot war. Es heißt an Gott gefrevelt, seine Glieder in solcher Weise der fast gewissen Gefahr preiszugeben."

„Das nehmen Sie aber doch wohl zu ernst, lieber Geyerstein," sagte der Fürst; „denn wenn Sie so weit gehen wollen, dürfte ich das Seiltanzen überhaupt nicht gestatten. Ich meines Theils thäte das auch mit dem größten Vergnügen, aber wo die Grenze nachher ziehen zwischen gefährlichen und weniger gefährlichen Künsten?"

Der Rittmeister schwieg, denn er erinnerte sich, daß er fast dieselben Einwendungen, mit beinahe den nämlichen Worten, vor ganz kurzer Zeit der Comtesse Melanie gemacht. Fräulein v. Zahbern aber rief: „Der Herr Rittmeister ist ein durchaus grausamer Mensch, er will uns jede Unterhaltung rauben."

„Und würden Sie, mein gnädiges Fräulein, wirklich eine Unterhaltung darin finden," entgegnete der Rittmeister, „einen Menschen zwischen zwei Thürmen auf einem dünnen Seile spazieren gehen zu sehen? Würden Sie sich an einem Schauspiel ergötzen können, bei dem Sie jeden Augenblick fürchten müßten, daß es damit endete, Ihnen den zerschmetterten Leichnam vor die Füße zu senden?"

„Sie gebrauchen gräßliche Ausdrücke, Herr Graf," rief das gnädige Fräulein, ihren Fächer in Schauder vor die Augen hebend; „aber Monsieur Bertrand fällt auch nicht herunter er ist ja ein Seiltänzer."

Graf Geyerstein zuckte die Achseln. Selikoff aber sagte: „Ich glaube, das gnädige Fräulein hat im Grunde Recht. Der Broderwerb fast aller dieser sogenannten Meßkünstler ist lebensgefährlich, seien das nun Kunstreiter, Seiltänzer, Thierbändiger, Feueresser, oder was immer, und wollte man die Leute aus übertriebener Humanität daran verhindern, sich möglicher Weise den Hals zu brechen, so gäbe man sie sicher dem Verhungern preis, oder zwänge sie wenigstens, ihr Brod, das sie nun einmal haben müssen, sich auf irgend eine andere ungesetzliche Art und Weise zu erwerben."

„Das ist schön von Ihnen, Herr Graf," rief das Fräulein v. Zahbern, fröhlich in die Hände schlagend, „daß Sie uns das Wort reden, dem sehr gestrengen Herrn Rittmeister gegenüber."

„Aber, mein gnädiges Fräulein..."

„Ich lasse gar keine Entschuldigung gelten," rief die junge Dame, „denn Sie gerade sollten der Letzte sein, der sich halsbrechenden Künsten widersetzt."

„Und warum ich?"

„Weil Sie fortwährend die wildesten, unbändigsten Pferde ganz unnöthiger Weise selber reiten, und wenn Sie den Seiltanz verboten haben wollen, trage ich bei Sr. Königlichen Hoheit wahrhaftig darauf an, daß er Ihnen auch verbietet, Ihr Leben so muthwillig dem Eigensinne des ersten, besten Pferdes preiszugeben."

„Ich glaube selber, Sie sind da zu strenge, mein guter Geyerstein," sagte jetzt auch der Fürst. „Es ist einmal Messe, und wenn ich dem Seiltänzer verbieten will, sein Seil so hoch zu spannen, wie es ihm beliebt, muß ich auch dem Menagerie-Besitzer — wie heißt er gleich? — untersagen, mit den Hyänen zu frühstücken und seinen Kopf in des Tigers Rachen zu stecken."

„Also befehlen Königliche Hoheit?" fragte der Secretär.

„Lassen Sie den Magistrat ersuchen, dem Manne kein Hinderniß in den Weg zu legen," sagte der Fürst.

„Zu Befehl, Königliche Hoheit."

„Und — was ich noch gleich sagen wollte," fuhr der Fürst fort, „wo steckt denn eigentlich unsere kleine Ralphen? Ich habe mich in der letzten Viertelstunde vergebens nach ihr umgesehen."

„Dort drüben, mein gnädigster Herr," erwiderte der Rittmeister, mit einer leichten Verbeugung nach der Richtung hinüberdeutend, in der er die junge Dame wußte. „Comtesse Melanie hat sich den beiden Staatsdamen angeschlossen."

„Ah — danke — kommen Sie, Selikoff; ich sehe unsere schöne Comtesse schon; also auf Wiedersehen!" Und mit freundlichem Nicken verließ er die sich tief verbeugende Gruppe.

Natürlich hatte das Gespräch dadurch augenblicklich eine andere Wendung genommen. Der Kunstreiter, dessen Sache man überdies als erledigt betrachtete, war vergessen, und die Unterhaltung drehte sich ausschließlich um den jungen, fremden Grafen Selikoff, den Einige mit seiner geheimen politischen Mission am hiesigen Hofe betraut wissen wollten. Er sollte dabei steinreich und, einer der ersten russischen Familien angehörend, sogar der Liebling des Czaren sein; so wenigstens behauptete Fräulein v. Zahbern, die einen wahren Schatz von Kenntnissen in dieser Angelegenheit entwickelte. Graf Geyerstein hatte sich indessen schon lange von der Gruppe zurückgezogen und verfolgte fast unwillkürlich mit den Blicken den jungen Russen, mit dem der Fürst gerade jetzt zur Comtesse v. Ralphen trat. Ihm war es fast, als ob Melanie's Auge über die Schulter des Fremden hin ihn gesucht habe — aber er hatte sich doch wohl geirrt, oder die neue Bekanntschaft nahm sie so in Anspruch, daß sie des alten Freundes nicht weiter gedachte. Wie süß und lieb sie den jungen Fremden anlächelte, und wie leichtherzig tändelnd das schöne Mädchen, als der Fürst sie sich selber überlassen hatte, mit ihm den Salon hinunterschritt!

„Cher comte! Sie schneiden ein ganz verzweifelt finsteres und festwidriges Gesicht," lächelte in diesem Augenblick ein kleiner, schmächtiger, mit Goldstickereien und Orden

fast bedeckter Herr, der, den dreieckigen Hut unter den Ellbogen gedrückt, seinen Arm vertraulich in den des Grafen schob.

Es war eine eigenthümliche und, einmal gesehen, kaum wieder zu vergessende Persönlichkeit, dieser Herr v. Zühbig, dessen Gesicht mit dem tief hinabgedrehten, schwarzen Schnurrbart, wie den hinaufgezogenen, etwas starken Augenbrauen den unverkennbaren Ausdruck trug, als ob er permanent über irgend einen Gegenstand sein äußerstes, aber auch unterthänigstes Bedenken ausdrücken wolle. Der Mann sprach auch eigentlich nie, er lispelte nur, und lispelte dabei so süß, so lieb, so herzlich, recht aus tiefster Seele, daß man ihm zuletzt den Schnurrbart gar nicht mehr glaubte.

„Habe ich wirklich so ein finsteres Gesicht gemacht, Herr Intendant?“ sagte Geyerstein, sich zu ihm wendend.

„Entsetzlich,“ rief der Höfliche, und die Augenbrauen berührten fast das wohlgelockte und geölte Haar.

„Dann denunciren Sie diesen Verstoß gegen die Etiquette um Gottes willen nicht dem Ceremonienmeister. Uebrigens gebe ich Ihnen die Versicherung, daß es nur ganz in Gedanken geschehen sein kann, ohne den geringsten Grund, denn ich dachte wirklich eben nur an ganz gleichgültige, unbedeutende Sachen.“

„Apropos, Herr Graf, haben Sie die neue Robe unserer Allergnädigsten schon bewundert? Sie ist wirklich magnifique.“

„Ich muß Ihnen meine Unaufmerksamkeit gestehen; ich habe es in der That noch nicht gethan.“

„Dann versäumen Sie keinen Augenblick länger, cher comte. Die Herrschaften werden sich überdies sehr bald wieder zurückziehen. Unser gnädigster Herr war so unendlich huldreich heute — Sie hatten vorher eine längere Audienz bei Sr. Königlichen Hoheit, nicht wahr? Wohl Dienstsachen?“

„Allerdings.“

„Königliche Hoheit haben nichts über die gestrige Vorstellung erwähnt?“

„Nicht, daß ich mich erinnere.“

„Herr General-Intendant,“ flüsterte in diesem Augen-

blick ein Kammerherr an seiner Seite, „Se. Königliche Hoheit wünschen...“

„Zu Befehl!“ rief der Geschmeidige, indem er in dem Moment auch fast um wenigstens sechs Zoll kleiner wurde, und den Arm des Kammerherrn ergreifend, schritt er mit diesem, nach einem huldreichen, überglücklichen Lächeln gegen den Grafen, der Richtung zu, in der sich der Fürst befand, unterwegs indessen die ihm übersandten Befehle des Herrn entgegen zu nehmen.

Noch stand der Rittmeister auf seiner Stelle, wo ihn v. Zühbig verlassen hatte, als ein Herr, ein großer, stattlicher Mann mit militärischem Anstand, aber glatt rasirtem Gesicht, mehr jedoch noch durch seinen einfach schwarzen Frack, an dem nicht ein einziger Orden prangte, gegen die übrige gestickte, geschmückte und uniformirte Gesellschaft abstechend, zu ihm trat. Es war der amerikanische Gesandte, Oberst Pollard, erst seit kurzer Zeit in ***.

„Mein Herr Graf,“ redete er den jungen Mann an, den er schon früher kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, „ich muß Sie um eine Auskunft bitten.“

Der Graf verbeugte sich leicht.

„Wer war der Herr, der Sie eben verlassen hat?“ fragte der Oberst. „Es soll ein französischer General bei Tafel gewesen sein. — War jener Herr vielleicht...?“

„Da thun Sie ihm unrecht,“ lächelte der Rittmeister. „Herr v. Zühbig ist der harmloseste und am wenigsten blutdürstige Mann seines Jahrhunderts, obgleich allwöchentlich zahlreiche Personen unter seiner Leitung theils erstochen werden, theils an gebrochenem Herzen sterben.“

„Sie sprechen in Räthseln.“

„Es ist der General-Intendant unseres Hoftheaters.“

„Und trägt einen wahren Panzer von Orden?“ sagte der Amerikaner erstaunt.

„Mr. Pollard,“ lachte der Graf, „Sie sind erst zu kurze Zeit in Deutschland, um sich hier an unsere Sitten und Gebräuche schon hinlänglich gewöhnt zu haben. Aber — erinnern Sie sich wohl, daß Sie mir neulich einmal von Ihren Indianern erzählten, die gewisse Kerbhölzer haben sollen, an

denen sie ihre verschiedenen Zeitabschnitte sowohl, wie außergewöhnliche Begebenheiten ihres Lebens anzeichnen?"

„Allerdings."

„Nun gut! — unsere Höflinge — das Wort jedoch in der freundlichsten Weise gebraucht — sind ebenso die Kerbhölzer der Fürsten, an denen sich dieselben für alle Geburtsanzeigen befreundeter Höfe, für Besuche auswärtiger Potentaten, überhaupt für festliche und außergewöhnliche Gelegenheiten — ein Zeichen machen. Für ein so zierliches Kerbholz gehört aber auch, wie Sie mir zugestehen werden, ein zierlicher Schmuck, und — voilà."

Oberst Pollard lächelte still vor sich hin, als plötzlich eine allgemeine Bewegung in den Salons entstand. Die Herrschaften zogen sich zurück, und die Gruppen der Gäste neigten sich tief und ehrfurchtsvoll dem Herrscherpaar. Und jetzt auf einmal kam reges, natürliches Leben in die bis dahin noch so steife, förmliche Menschenmenge. Alles brach auf, und wie der Fürst mit der Fürstin den Saal verlassen hatte, zogen sich die Gäste ebenfalls den Thüren zu. Der Amerikaner war von dem jungen Grafen durch einige dazwischentretende Herren vom Hofe getrennt worden, als sich Graf Geyerstein wieder angeredet sah.

Es war diesmal durch eine ihm eben nicht angenehme Persönlichkeit, mit der er bis jetzt auch noch keinen Verkehr gehalten hatte: ein noch sehr junger, ungemein geschniegelter, nach Parfüm duftender Herr, mit kleinem, stark gewichstem, pechschwarzem Schnurrbart, gebogener Nase und sehr lebendigen, rasch umherschweifenden schwarzen Augen, zwei große ausländische Ordenskreuze auf der Brust, mit Einem Worte, der Sohn eines erst vor kurzer Zeit baronisirten, sehr reichen Banquiers, dessen Vater mit dem Hofe in fortwährender Verbindung stand.

„Herr Graf," sagte der junge Mann, sich selbstgefällig dem Rittmeister vorstellend, „Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich mir die Freiheit nehme, mich selber bei Ihnen einzuführen. Ich bin Baron Hugo v. Silberglanz und habe schon lange nach dem Vergnügen und der Ehre getrachtet, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen."

„Herr Baron," sagte der Graf, „es war mir sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben;" und sich leicht und kalthöflich vor ihm neigend, schritt er an ihm vorüber den Saal entlang.

Baron Hugo v. Silberglanz blieb, etwas verdutzt über diesen Empfang, noch einige Secunden an derselben Stelle stehen, als er den Blick des Staatsraths v. Zädnitz mit innigem und boshaftem Vergnügen auf sich haften sah. Er fühlte, wie er roth wurde, und sich rasch und mit einem vollständig gleichgültigen Blick emporraffend, warf er den Kopf zurück und schritt einem der Seitengemächer zu. Graf Geyerstein indessen, der schon gar nicht mehr an den faden Menschen dachte, suchte noch der Comtesse Melanie zu nahen, denn bis jetzt war er nicht im Stande gewesen, ein einziges Wort mit ihr zu wechseln — aber es gelang ihm nicht. Einmal glaubte er allerdings, daß ihr im Saale umherschweifendes Auge ihn wenigstens streife — doch konnte sie ihn nicht gesehen haben, denn schon im nächsten Moment wandte sie sich wieder ihrem jetzigen Begleiter, dem jungen Grafen Selikoff, zu, an dessen linker Seite Fräulein v. Zahbern dahinschritt und sehr angelegentlich auf ihn einsprach.

„Sehen Sie nur, wie sich die Zahbern an den Selikoff drückt, und wie bezaubernd sie zu ihm hinüberlächelt," flüsterte nicht weit von ihm der Cabinets-Secretär einem neben ihm gehenden Kammerherrn des Fürsten zu.

„Das hilft ihr doch nichts," erwiderte dieser, „er scheint nur Auge und Ohr für die kleine Ralphen zu haben."

„Die arme Zahbern," lächelte der Secretär, „und sie giebt sich so viel Mühe!"

„Und hat schon so viel bittere Erfahrungen gemacht!" sagte der Kammerherr.

Die beiden Herren schlenderten langsam der Thür zu, ließen sich draußen von den Lakaien ihre Paletots überhängen und stiegen die Treppe hinunter, um ihren Wagen dort zu erwarten. Auch Graf Geyerstein folgte ihnen und sah eben noch, wie der junge Russe mit dem Kriegsminister v. Ralphen und Melanie in deren Equipage stieg und in die Stadt hineinfuhr.

„Aber, Herr Graf, Sie antworten mir ja gar nicht,“ sagte in diesem Augenblick eine vorwurfsvolle Stimme an seiner Seite, und Fräulein v. Zahbern schaute mit einem freundlich verweisenden Blick zu ihm auf.

„Mein gnädiges Fräulein, ich bitte tausendmal um Entschuldigung — das Rasseln der Wagen — Sie befehlen?“

„Gar nichts, lieber Graf; ich meinte nur, daß der junge Graf Selikoff ein höchst liebenswürdiger Mensch ist — er war so artig; die alte Excellenz weiß auch wohl, was sie thut.“

„Wer? — Herr v. Ralphen?“

Fräulein v. Zahbern nickte.

„Der junge Graf ist steinreich, ein Wort, das man ganz vorzüglich von den Russen gebrauchen kann, denn sie wühlen in Diamanten, und bei Ralphens sollen die Vermögensverhältnisse — Sie wissen, man munkelt da Verschiedenes.“

„In Kaffee-Gesellschaften?“

„Nur nicht boshaft, wenn ich bitten darf!“

„Aber, mein gnädiges Fräulein...“

„Ich weiß schon, was Sie sagen wollten — auf uns arme Frauen wird von diesen sogenannten Herren der Schöpfung am liebsten gleich Alles gewälzt. Das habe ich übrigens aus ganz sicherer Quelle und nicht aus einer Kaffee-Gesellschaft.“

„Daß die sogenannten Herren der Schöpfung...?“

„Da nicht sehen wollen, wo sie selber blind sind,“ sagte die junge Dame mit sehr scharfer Betonung des Selber.

„Und sind sie da nicht vollkommen entschuldigt?“ lächelte der Graf.

„Der Kriegsminister wird Alles daran wenden, um den Russen hier zu fesseln,“ fuhr die junge Dame fort.

„Glauben Sie?“

„Was die Augen sehen, glaubt das Herz.“

„Und wenn wir den Satz umdrehen?“

„Sie sind unausstehlich heute, Graf!“ rief die Dame; „für meine freundliche Warnung hätte ich andern Dank verdient.“

„Für Ihre Warnung, mein gnädiges Fräulein?“ sagte Graf Geyerstein erstaunt.

„Thun Sie nur nicht so unschuldig,“ rief die junge Dame, „und trauen Sie der Residenz nicht zu, daß sie blind ist, wenn Sie blind sein wollen. Sie kennen doch die Fabel vom Strauß?“

„Mit dem Kieselsteine-Verschlucken?“

Fräulein v. Zahbern wollte etwas darauf erwidern, aber sie biß sich auf die Lippen. „Wem nicht zu rathen ist, lieber Graf,“ sagte sie endlich, indem sie sich gegen ihn verneigte, „dem ist auch nicht zu helfen — ich sehe, da ist mein Wagen — au revoir!“

„Mein gnädiges Fräulein...“

„Apropos — werden Sie heut Abend den Circus besuchen?“

„Es ist Meß-Sonntag.“

„Leider Gottes, und ich ginge so gern! Madame Bertrand soll eine reizende Frau sein. Graf, Graf, nehmen Sie sich in Acht!“

Fräulein v. Zahbern drohte ihm dabei, als er ihr gerade den Arm bot, um sie in den Wagen zu heben, lächelnd mit dem Finger.

„Wieder eine Warnung, mein gnädiges Fräulein?“ fragte der Rittmeister.

„Ich will weiter nichts gesagt haben,“ erwiderte die Dame, und die weitere Unterhaltung wurde durch das Anziehen der Pferde abgebrochen.

Der Rittmeister schritt langsam seiner eigenen Wohnung zu.

5.

Am nächsten Morgen war Graf Geyerstein früh aufgestanden und hatte einige Briefe geschrieben. Nach dem Frühstück ging er unruhig in seinem Zimmer auf und ab,

und sah wohl hundertmal nach der Uhr, deren Zeiger ihm nie so langsam fortgeschlichen waren, wie gerade heute. Endlich schlug es Acht. Sein Bursche Karl trat herein und fragte nach den Briefen, die ihm der Herr Rittmeister befohlen hätte auf die Post zu schaffen.

„Warte noch einen Augenblick, ich bin noch nicht fertig," lautete die Antwort. „Hat noch Niemand nach mir gefragt?"

„Noch nicht, Herr Rittmeister."

„Ich werde Dich rufen, wenn ich Dich brauche."

Der Bursche schloß die Thür wieder, und der Rittmeister setzte mit untergeschlagenen Armen seinen unruhigen Spaziergang fort. Es schlug halb Neun, da klingelte draußen die Vorsaalthür, und der Rittmeister zuckte zusammen. Er blieb stehen und horchte; draußen wurden Stimmen laut, und gleich darauf trat Karl ein und überreichte ihm eine Karte, die den einfachen, außerordentlich fein darauf gestochenen Namen trug „George Bertrand".

„Es ist gut," sagte der Rittmeister, „laß — laß den Herrn eintreten — aber warte. Hier, nimm das gleich mit fort: diese beiden Briefe auf die Post — diese Bücher hier kommen zum Buchbinder, und hier die Koppel trägst Du zum Sattler und läßt Dir eine andere Schnalle für die gebrochene ansetzen. Du magst gleich darauf warten."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Also bitte den Fremden, einzutreten, und halte Dich nicht länger auf als nöthig ist."

Der Bursche verschwand wieder, gleich darauf aber öffnete sich auf's Neue die Thür und schloß sich hinter dem eingetretenen Fremden, der mit leiser, aber fester Stimme und leichter Verneigung sagte: „Sie haben gewünscht, mich zu sprechen, Herr Graf."

Graf Geyerstein stand der hohen, männlichen Gestalt des Kunstreiters Bertrand gegenüber, aber er antwortete keine Silbe. Todtenbleich sah er dabei aus; jeder Tropfen Blut hatte seine Wangen verlassen, und nur seine Blicke hafteten fest, ja stier auf den Zügen Bertrand's.

„Sie haben gewünscht, mich zu sprechen, Herr Graf,"

wiederholte der Kunstreiter endlich — aber noch leiser als vorher.

Da streckte der Graf die Arme nach ihm aus.

„Georg," sagte er mit vor innerer Bewegung fast erstickter Stimme — „Bruder Georg!"

Monsieur Bertrand rührte sich nicht. Er hatte die Zähne auf einander gebissen und sah fest und ernst in die Züge des Grafen — aber es war nur ein Moment — im nächsten warf er sich an seine Brust, und die beiden Männer hielten sich stumm und schweigend Herz an Herz in eiserner Umarmung fest umschlossen.

„Ich hatte keine Ahnung, Dich hier in ***schen Diensten zu finden," flüsterte endlich Georg, als er sich langsam, die Augen von Thränen gefüllt, wieder emporrichtete.

„Ich erkannte Dich auf den ersten Blick, wie ich Dich die Straße niederreiten sah," erwiderte der Rittmeister — „aber, Georg, um Gottes — um unserer Eltern willen — welchen Lebensweg hast Du gewählt? Was konnte Dich in diese Bahn schleudern?"

„Wir sind allein?" sagte Georg, während er einen Blick nach der Thür warf.

„Vollkommen und ungestört. Mein Bursche ist fort; außerdem weiß er, daß er nicht horchen darf. Setze Dich zu mir hierher."

Georg zögerte einen Augenblick, dann legte er seinen Hut ab und ließ sich still neben dem Bruder nieder, der seine Hand ergriff und bittend sagte: „Jetzt sprich, Georg — gestehe mir Alles — Alles, was geschehen ist, schütte Dein ganzes Herz in meine Brust aus, und laß mich dann Mittel und Wege finden, Dir zu helfen — Dich zu retten."

„Mich zu retten?" lächelte aber Georg bitter vor sich hin, „das ist vorbei — zu spät, und ich glaubte auch die Vergangenheit schon fest und sicher abgebrochen, glaubte mit der Welt und meinem früheren Namen abgeschlossen zu haben, als Deine Karte gestern all' diese Hoffnungen und Pläne mit Einem Schlage über den Haufen warf."

„Und so lange bist Du schon nach Deutschland zurückge=

kehrt, ohne selbst mir ein Lebenszeichen zu geben!" sagte Wolf vorwurfsvoll.

„Ich wagte es nicht," flüsterte Georg, finster das Antlitz zur Seite wendend. „Ich vermied sogar, die heimischen Grenzen zu betreten, denn ich fürchtete erkannt zu werden, fürchtete mich selber zu verrathen, und — mochte den Spott Derer nicht ertragen, die ich früher — als meines Gleichen wußte."

„Georg," sagte der Bruder tief bewegt, „nicht um Dir Vorwürfe über Vergangenes zu machen hab' ich Dich aufgesucht, hab' ich Dich gebeten zu mir zu kommen. Deine eigenen Worte jetzt gestehen mir Alles, was ich Dir darüber zum Herzen reden könnte; denn Du, der sich seinen Lebensberuf darin gewählt hat, dem Tod in seiner häßlichsten Form zu trotzen, schämst Dich jetzt, Denen unter die Augen zu treten, die früher Deines Gleichen waren und aus deren Kreisen Du fort — hinab gestiegen bist. Daß Du das aber fühlst, bürgt mir auch für die Erfüllung meiner Hoffnung, Dich diesem Leben wieder zu entreißen."

„Es ist zu spät," sagte düster der Kunstreiter, „ich — kann nicht mehr zurück."

„Der Mensch kann Alles, was er ernstlich will, und Deine Seele hast Du nicht verpfändet," entgegnete ernst der Graf; „ja, wenn Du es Deinethalben selbst nicht thun wolltest, müßtest Du es meinethalben — müßtest Du es der Mutter wegen thun."

Georg barg das Antlitz in den Händen, und Wolf, seine Hand freundlich auf des Bruders Schulter legend, fuhr leise fort: „Sieh, Georg, so gut wie ich Dich, selbst unter dem dichten Barte und dem Flittertande erkannt, mit dem Du Dich umgeben, so gut kann einer Deiner früheren Kameraden Dich ebenfalls erkennen, und daß es bis jetzt noch nicht geschehen, begreife ich sogar nicht einmal. Das Tagesgespräch beschäftigt sich sogar fast ausschließlich mit Dir und — Deiner Frau, und wunderliche Gerüchte über Euch durchlaufen schon die Stadt, wenn sie die rechte Fährte auch noch nicht gefunden haben."

„Und gerade diese tollen Gerüchte sichern mir vielleicht meine Verborgenheit."

„Vielleicht — aber auf wie lange? Und glaubst Du nicht, daß Du das Herz der Mutter brechen würdest, wenn ihr die furchtbare Wahrheit je zu Ohren käme? Sie hat Dich als einen Todten beweint; oh, laß sie nicht den Lebenden noch mehr beklagen als den Todten!“

Georg war aufgesprungen, und mit unruhigen Schritten maß er das Zimmer auf und ab, bis er endlich wieder neben dem, ihm mit mitleidigen Blicken folgenden, Bruder Platz nahm und sagte: „Du weißt, Wolf, wie mein ungezügeltes Leben in früheren Jahren langsam, aber sicher das Netz über mich zusammenzog, in dem ich endlich unterging — dem ich erlag. Dem Trunk gab ich mich hin, und in dem Trunk dem Spiel, und mit dem Spiel verlor ich Alles, was ich mein nannte — verlor mich selbst. Ich mußte flüchten, mein ganzes mir zukommendes Vermögen reichte nicht hin, die hinterlassenen Schulden zu decken — unterbrich mich nicht — ich weiß daß Du, Wolf, über Deine Kräfte beigesprungen bist, wenigstens die Ehre unseres Namens zu retten, wenn Du mich auch nicht mehr retten konntest. Da, als ich das hörte, erfaßte mich die Verzweiflung; ich floh nach Frankreich, und mein böser Stern warf mich in die Arme einer dort umherziehenden Kunstreitertruppe. Du weißt, daß ich von je ein guter, vielleicht zu tollkühner Reiter gewesen; die kleinen Kunstgriffe jener Truppe lernte ich deshalb bald und fühlte dadurch einen gewissen Stolz, mein Leben, meine Existenz dem Schicksal selber abringen zu können. Der Chef unserer Truppe war zugleich ein Seiltänzer, und wie mein in eine falsche Bahn geworfener Stolz nicht ertragen konnte und wollte, daß irgend Jemand es mir in dem Berufe, den ich mir jetzt gewählt, zuvorthun sollte, warf ich mich mit tollem Eifer dieser neuen Kunst in die Arme. Vollkommen schwindelfrei — denn der Leidenschaft des Trunkes wie dem Spiel hatte ich lange entsagt —, machte ich rasend schnelle Fortschritte, und mein werthloses Dasein doch nicht achtend und keck bei jeder Gelegenheit in die Schanze schlagend, übertraf ich bald meinen Meister.“

„Und hast Du nie dabei an uns gedacht?“

„Ja,“ flüsterte Georg, „nur zu oft; aber gerade der

Gedanke an Euch, der mir beim Ritt die Kraft, beim Seiltanz Muth und Geistesgegenwart raubte, wurde mein schlimmster Feind — wenigstens hielt ich ihn dafür."

„Es war Dein guter Engel, der Dich zurück in unsere Arme führen wollte."

„Möglich," sagte Georg, scheu den Kopf abgewandt, „aber — ich hielt ihn für meinen Teufel und suchte mich für immer von ihm zu befreien."

„Aber das war nicht möglich."

„Doch," hauchte Georg, „der Menschengeist ist erfinderisch, und — ich fand ein Mittel. Ich lernte damals Georginen kennen, das schönste Weib, das ich je gesehen, und — heirathete sie."

„Es geht hier ein Gerücht in der Stadt," sagte der Graf, „daß Georgine die Tochter eines französischen Edelmannes sei, die Du aus einem Kloster auf abenteuerliche Weise entführt haben solltest. Ist das begründet?"

„Eines französischen Edelmannes?" erwiderte mit finster zusammengezogenen Brauen und bitterem Lächeln der Kunstreiter. „Du hast ihren Vater gesehen — er ist Hanswurst bei unserer Truppe, dem niedrigsten Pöbel entsprungen, in dem er schwelgt."

„Also doch!" seufzte Wolf aus tiefster Brust.

„Du siehst, daß es mir gelungen ist, mir den Rückweg für alle Zeiten abzuschneiden," fuhr sein Bruder fort. „Ich wußte, daß ich mit dieser Heirath mich für immer von Allem, was mich noch im alten Vaterlande hielt, was mich dahin zurückzog, losriß, und einmal den Schritt gethan, und ich war frei. Von dem Augenblick an war ich Kunstreiter, war ich Seiltänzer mit ganzer Seele. Toller und rücksichtsloser aber trieb ich es als bisher; meine Keckheit wurde zum Sprüchwort; die Leute kamen Meilen weit, meine halsbrechenden Künste zu sehen und anzustaunen, und — der Ehrgeiz, der Stolz des Edelmannes versank in dem des Luftspringers. — Da hast Du meine Geschichte, kurz und einfach bis zur heutigen Stunde, und nun laß mich fort. Daß Du mich erkannt, ist mir ein Beweis der Gefahr, der ich mich hier in Deutschland aussetze, wieder einmal einem der früheren Kame=

raden zu begegnen. Der Gefahr will ich nicht preisgegeben sein, und weniger meinet= als Eurethalben. Ich kehre nach Frankreich zurück, um Deutschland nicht wieder zu betreten — vielleicht gehe ich nach Amerika mit meiner Truppe, denn dort bin ich ganz sicher. Eine Frage nur beantworte mir noch, Wolf, und glaube mir, daß Dein Wiedersehen dabei, Du treues Herz, den einzigen Lichtblick auf meinen dunkeln Lebenspfad geworfen, an dem ich viele, viele Jahre zehren werde — wie geht es — der Mutter?"

Er hatte sich abgewandt und die letzten Silben so leise gesprochen, daß sie kaum zu dem Ohr des Bruders drangen.

„Denkst Du noch an unsere Mutter, Georg?" fragte ihn Wolf, seine Hand ergreifend und seinen ängstlichen Blick fest auf ihn geheftet.

„Glaubst Du, daß ich sie je vergessen könnte?" erwiderte der Unglückliche — „oh, wenn ich sie noch einmal sehen, mein müdes Haupt noch einmal an ihr treues Herz pressen könnte..."

„Armer, armer Georg!" seufzte Wolf; „und mit dem nagenden Wurm in der Brust willst Du wieder hinaus? — Bleibe bei uns. Noch ist es möglich, daß Du die Mutter wiedersiehst, ohne ihr das Herz zu brechen. Noch ist es möglich, daß Du dem Leben, der Gesellschaft zurückgegeben würdest — aber Du mußt wollen!"

Georg sah staunend zu ihm auf. „Jetzt noch?" sagte er, „jetzt, nachdem ich Dir erzählt, daß der Hanswurst mein Schwiegervater, daß Georgine, die Kunstreiterin, die nur im Circus lebt und athmet, mein Weib ist?"

„Selbst jetzt noch," erwiderte fest der Bruder; „aber Du mußt wollen; Du mußt das alte Leben mit Gewalt von Dir abschütteln, mußt die Deinen zwingen sich dem zu fügen, und glaube mir, nach einem einzigen Jahre habe ich Dich dem bürgerlichen Leben, habe ich Dich uns — der Mutter wiedergewonnen."

„Aus dem Kunstreiter wolltest Du wieder einen Grafen machen, Wolf?" sagte Georg, traurig dazu mit dem Kopfe schüttelnd — „in's bürgerliche Leben einzutreten, wäre möglich, was sollte mich daran hindern? denn

ich bin mir keiner schlechten, unehrenhaften That weiter bewußt als der, die ich im jugendlichen Leichtsinn verübt. Aber meinen früheren Rang habe ich verscherzt, und selbst der Bürger, der vielleicht mit dem früheren „Monsieur Bertrand“ sehr gern verkehren möchte — würde er sich nicht scheu zurückziehen, wenn er den Hanswurst mit in den Kauf nehmen müßte? Nein, Wolf, nein; es geht nun und nimmermehr. Mit nur zu sicherer Hand habe ich mich selber in's Leben getroffen, und ich bin und bleibe für Euch verloren. Beantworte mir jetzt noch eine Frage, und dann laß mich ziehen. Dir selber bleibe ich trotzdem ewig dankbar für die brüderlichen Worte, die Du mir gesprochen. Wie geht es unserer Mutter, und hat sie aufgehört, den todten Georg zu beweinen?“

„Kräftig und wohl ist sie,“ erwiderte Wolf, „und in den letzten Jahren besonders hat sie sich wunderbar wieder erholt. Dein Verlust, Georg, hatte sie schwer niedergebeugt, und als die, wenn auch unbestimmte, Kunde Deines Todes zu uns kam, da hat sie Jahre lang nicht mehr gelacht, und ging gebeugt, gebrochen still umher. Du warst von je ihr Liebling gewesen, und Dein Verlust hat sie bitter, bitter geschmerzt. Jetzt scheint die Zeit jene Wunde in etwas vernarbt zu haben; sie ist wieder heiterer geworden, und nur die Tage, die Dein Gedächtniß lebhafter als andere wecken, wecken auch damit den Schmerz auf's Neue.“

„Und wenn sie wüßte, — daß ich lebte — daß ich so lebte — sie würde mir fluchen und sterben.“

„Sie würde sterben, Georg,“ sagte der Bruder tief bewegt, „aber nie Dir fluchen. Du weißt nicht, wie viel Liebe in einem Mutterherzen Raum hat — und wie wenig Haß. Aber denke, Georg, wie glücklich, wie unsagbar glücklich Du sie machen könntest, wenn Du zurückkehrtest.“

„Aber wie kann ich, Wolf? — wie kannst Du, der so genau die Sphäre kennt, in der ihr Leben, in der das Deine liegt, nur an die Möglichkeit eines solchen Rückschrittes glauben?“

„So höre,“ sagte Wolf, „was ich mir ausgedacht. Ich habe gestern mit Deiner Frau, mit Georginen gesprochen —

wenig nur, doch vielleicht genug, mich einen Blick in ihren Charakter thun zu lassen, und muß Dir gestehen, daß der mir nicht geeignet schien, meine Pläne zu fördern. Dem festen Willen des Mannes aber ist Alles möglich, und die Frau soll und muß sich ihm fügen, besonders noch, wenn Alles nur zu seinem, zu ihrem Heile selber führt. Deshalb habe ich den Muth auch nicht verloren, und selbst dem Vater kann Gelegenheit geboten werden, sein früheres Leben zu vergessen, ungeschehen zu machen."

Georg schüttelte seufzend mit dem Kopfe. Wolf aber, von der Hoffnung hingerissen, den Bruder zu retten, fuhr fort: „Wie unsere Vermögensverhältnisse stehen, weißt Du so gut, wie ich es Dir sagen könnte. Sie sind, wenn auch nicht glänzend, doch vollständig unserer Stellung im Leben genügend. Deine hinterlassenen Schulden erforderten allerdings ein nicht unbedeutendes Capital, und es verstand sich von selbst, daß das geschafft werden mußte. In den letzten Jahren hat sich aber der Werth des Grundeigenthums durch zahllose industrielle Unternehmungen bedeutend gesteigert, und die damals erlittenen Verluste sind schon lange mehr als gedeckt. Oh, wärest Du damals zu uns zurückgekehrt, Alles hätte noch gut und vergessen werden können! Doch ich will Dir keine Vorwürfe mehr machen, sondern zur Sache kommen, die Dich selbst jetzt noch uns erhalten kann. Kunstreiter — Seiltänzer darfst Du nicht bleiben, das siehst Du ein; selbst ich müßte mich dann von Dir lossagen, und wenn mir das Herz auch blutete — aber ich habe eine andere Bahn für Dich. Als ich Dich zuerst wiedersah, und rasch dabei die Möglichkeit überdachte, einen andern Lebensweg für Dich zu finden, kamen mir fremde Kriegsdienste als das Natürlichste vor — oh, hättest Du selber diesen Weg schon früher gewählt! Jetzt, nachdem ich Deine Frau gesprochen, nachdem ich erfahren, daß Du ein Kind — eine Tochter hast, fühle ich, daß das nicht mehr geschehen kann. Georginen kannst und darfst Du nicht mit Deiner Tochter allein zurücklassen; sie würden ohne Dich rettungslos zu Grunde gehen, und dem zu begegnen, giebt es noch ein anderes Mittel. Wir haben schon vor längeren Jahren das Gut Schildheim im Mecklenburgischen, das Du ja selber

kennst, und welches früher einer alten Großtante gehörte, geerbt. Es ist jetzt der Mutter Eigenthum, ich aber habe die Administration darüber und bis jetzt einen Pachter darauf gehabt. Dieser tritt nun in nächster Zeit die Hinterlassenschaft seines gerade verstorbenen Vaters an und übernimmt damit dessen in Preußen gelegenes Besitzthum. Dort nun, in Schildheim, rückst Du indessen vorläufig ein."

„Als Pachter? — ich verstehe nichts von der Oekonomie," sagte Georg finster.

„Es ist das keine so schwierige Kunst zu erlernen," erwiderte aber der Bruder, „und Du behältst den Verwalter, der bis jetzt auf dem Gute war, bei Dir. Da er sich mit dem vorigen Pachter nicht gut vertragen konnte, wird er nicht mit ihm gehen und hat mich schon gebeten, bei dem nächsten ein gut Wort für ihn einzulegen, daß er bleiben könne. Es ist ein schon bejahrter, aber sehr tüchtiger, nur etwas eigener, pedantischer Mann, dessen Kenntnisse Du benutzen, Dich auch sicher bald mit ihm befreunden und von ihm lernen wirst. Fühlst Du dann, daß Dich das Leben freut, fühlst Du, daß Du bei uns Dich heimisch machen kannst, dann, Georg, darfst Du getrosten Muthes der Mutter wieder in's Auge schauen, dann finden sich auch Mittel und Wege, Dir wieder, wenn auch nicht gleich in Deiner früheren Heimath selber, eine selbstständige, unabhängige Stellung zu gründen — dann bist Du wieder der Unsere, Bruder Georg, und giebst dafür mehr, als wir Dir je im Leben bieten können, Du giebst unserer Mutter mit dem Sohne ihr Glück — ihren Frieden wieder."

„Wolf — mein treuer, wackerer Wolf," rief Georg, indem er mit thränenden Augen gerührt des Bruders Hand ergriff, „habe ich das um Dich — um Euch Alle auch verdient?"

„Und Du willigst ein?" rief Wolf rasch und erfreut.

„Für mich von Herzen gern," sagte Georg, in die dargebotene Hand des Bruders schlagend — „Gott mag Dir die brüderliche Liebe lohnen — ich selber kann es nie, aber — Georgine! Wird sie sich an das stille Leben gewöhnen, wird sie sich heimisch fühlen können auf dem einsamen Landsitz, fern von dem Geräusche der Stadt, das ihr noch nicht

einmal genügt — nach dem aufregenden Leben ihres bisherigen Berufes? Ich fürchte, Wolf, daß mir da schwere Kämpfe bevorstehen."

„Du glaubst, daß sie Dich liebt?"

„Sie liebt mich als den besten und kühnsten Reiter, den sie kennt."

„Und ihr Kind?"

„Ihr liebster Gedanke war von je — eine zweite Georgine aus ihr zu ziehen. Was ihren Vater anlangt, so glaube ich, daß dieser einem solchen neuen Leben weniger Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Er ist in den letzten Jahren recht alt und dabei entsetzlich mürrisch geworden, scheint auch an dem wüsten Treiben und der Schattenseite unseres Berufes, dem Hanswurst, dem wir des Publikums wegen aber doch nicht entsagen können, kein besonderes Vergnügen mehr zu finden. Wenn er nur im Stande sein wird, sich an eine geregelte Thätigkeit zu gewöhnen!"

„Er wird es gewiß, wenn er nur sieht daß Eure Zukunft sich dadurch auch sichert. Was um Gottes willen würde aus Euch, wenn ein unglücklicher Sturz den Einen oder den Andern zum Krüppel machte? und seid Ihr diesem Schicksal nicht jede Stunde ausgesetzt?"

„Denkt der Soldat an Wunden oder Tod, wenn er dem Feinde gegenübersteht?"

„Aber der Soldat hat noch ein höheres Ziel, als seinen Sold — er hat die Ehre, für die er kämpft, sein Vaterland, das er vertheidigt."

„Oh, wäre ich Soldat geworden!" seufzte Georg.

„Das ist zu spät," erwiderte Wolf, „aber auch im bürgerlichen Leben kannst Du noch Deinen Platz ehrenhaft ausfüllen, kannst Dich zu dem Range wieder hinaufarbeiten, der Dir nach Geburt und Recht gehört; und ist das nicht ein schönes Ziel, dem entgegen zu streben? Denk an unsere Mutter dabei — denke, wie unsagbar glücklich sie sich fühlen würde, wenn ich im Stande wäre, den verloren geglaubten Sohn wieder in ihre Arme zu führen! Du bist ohne den Segen der Mutter von Hause geschieden, kannst Du ein schöneres Ziel vor Augen haben, als einen solchen Dir zu verdienen?"

Georg warf sich an des Bruders Brust, und lange hielten sich die Beiden fest und schweigend umschlungen. Endlich richtete sich Georg empor und sagte leise: „Aber wie entgehe ich den übernommenen Verpflichtungen? Wie trenne ich mich von der Gesellschaft, selbst angenommen, daß sich Georgine willig jeder meiner Anordnungen fügen würde?“

„Auf wie lange Zeit hast Du Deine Leute noch engagirt?“ fragte Wolf.

„Der Contract der Meisten läuft allerdings mit dieser Messe ab. Nur Einigen bin ich länger verbunden, aber auch mit denen ließe sich wohl ein Abkommen treffen. — Und meine Pferde?“

„Verkaufst Du hier. Du findest kaum einen besseren Markt dafür. Möglich sogar, daß Deine Leute Dir einen Theil derselben abkaufen, um ihre Laufbahn damit fortzusetzen.“

„Dazu fehlt es ihnen an Geld,“ sagte Georg. „Es ist ein wildes, abenteuerliches Leben, das wir führen, und baares Geld hält sich nicht dabei. Pferde und Garderobe sind auch das Einzige, was ich selbst besitze, doch steckt darin ein nicht unbedeutendes Capital, das schon im Stande wäre, mich eine Weile über Wasser zu halten. Sauer genug ist es außerdem verdient.“

„Das Capital wird Dir dann wesentlich den Anfang erleichtern,“ sagte Wolf. „Richte Dich aber auch ein, daß Du jedenfalls im Stande bist, gleich nach der Messe, also in acht Tagen etwa, Deine Maßregeln zu treffen, Dich von Deiner bisherigen Gesellschaft loszusagen und den Umzug anzutreten. Und noch Eins — Deine Frau darf nicht wissen, nicht erfahren, welcher Rang und welcher Titel Dir zusteht!“

„Du fürchtest daß sie nicht schweigen kann?“

„Das sage ich nicht; ich glaube, sie kann ganz gut schweigen, wo es ihren Zwecken entspricht, aber — ich fürchte ihren Stolz. Sie würde Dich vielleicht quälen, Deinen rechten Namen vor der Zeit wieder anzunehmen, und Dir wenigstens — wenn nichts weiter — doch unnöthigen Kummer, nutzlose Sorge bereiten.“

„Aber welchen andern Grund kann ich ihr nennen, dem sie auch nur im Entferntesten Glauben schenken würde? —

Ja, sollte sie sich weigern, mir zu folgen, so gäbe sie mir das Kind auf keinen Fall, und von Josephinen mich zu trennen wäre ich nicht im Stande."

„Das brauchtest Du auch nicht — selbst das Schlimmste angenommen!" rief sein Bruder. „Die Gesetze schützen Dich darin, denn das Kind gehört vom sechsten oder siebenten Jahre dem Vater, wenn sich beide Gatten trennen sollten."

„Und wenn sie mir dann gezwungen folgt, so wird sie sich unglücklich und elend fühlen."

„Die erste Zeit vielleicht, doch dürfte sie sich bald in das neue Leben schicken. Sie wird und muß einsehen lernen, daß des Weibes Beruf nicht der Oeffentlichkeit — wenigstens nicht in solcher Weise — angehört. Sie wird dabei ihre Tochter zu einer ehrenvollen, gesicherten Zukunft heranwachsen sehen und in dem Bewußtsein volle Entschädigung für die aufgegebenen, so unweiblichen Triumphe finden. Sie muß sich dann auch glücklich fühlen, oder sie wäre nimmer Deiner Liebe — Deiner Achtung werth."

„Ich will es versuchen, Wolf," sagte Georg, dem Bruder noch einmal die Hand reichend und fest und herzlich schüttelnd, „hier hast Du Handschlag und Wort, und was in eines Menschen Kräften steht, dem einmal über ihn hereingebrochenen Schicksal Trotz zu bieten, soll geschehen. Bist Du damit zufrieden?"

„Ich bin's, Georg, und stärke Dich Gott auf Deiner neuen Bahn, der Dich so sicher schützen wird, wie ich Dir treu zur Seite stehen werde. Beginne denn mit gutem, frischem Muth und wirf dieses Leben, das Deiner unwerth ist, von Dir, wie ein altes, abgetragenes Kleid."

„Aber diese Woche kann ich mich ihm noch nicht entziehen. Ich muß ihm wie bisher folgen, wenn ich nicht gerade dort, wo ich es am wenigsten möchte, Verdacht erwecken will. Ich hoffe jetzt nur, daß mir der Fürst meine Bitte abschlägt, den Seiltanz zwischen den Thürmen zu wagen."

„Hoffe das nicht," sagte der Graf; „ich war gestern zugegen, wie er Dir günstigen Bescheid ertheilte, und konnte es nicht hindern. Aber eine Ausrede findest Du leicht: ein verstauchter Fuß — plötzliches Unwohlsein selber kann Dich leicht

verhindern, von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen. Laß selbst die Vorbereitungen dazu treffen, wenn Du willst, nur wage Dein Leben nicht weiter in solch' nutzloser, frevelhafter — ja, Du darfst mir den Ausdruck nicht übel nehmen — entehrender Kunst."

„Ich will versuchen ob es möglich ist," sagte Georg. „Aber ich sehe auch ein daß Du Recht hast: Georgine darf vor der Hand noch nichts weiter erfahren; ich selber muß dagegen Alles vermeiden, ihren Verdacht zu erwecken. Sie ist einmal mein Weib, die Mutter meines Kindes, und ich bin mit ihr für dieses Leben verbunden. Sie einen höheren Lebenszweck kennen zu lehren, sei fortan mein Ziel, und mein Kind mag Dir später danken, was Du an ihm — an uns gethan."

„Georg!"

„Genug — jetzt laß mich fort; ich höre, wie draußen Deine Thür geöffnet wird."

„Mein Bursche kommt zurück; ich habe ihm verschiedene Aufträge ertheilt, um ihn für diese Zeit entfernt zu halten."

„Und wo sehe ich Dich wieder?"

„Hier — jeden Morgen bin ich bis zehn Uhr zu Hause. Willst Du mich früher treffen, so laß mich durch ein paar Zeilen wissen, wo wir uns ungestört begegnen können."

„Leb' wohl!"

„Leb' wohl, Georg, und Gott stärke Dich in Deinem neuen Leben!"

6.

Eine volle Woche war nach der gepflogenen Unterredung der beiden Brüder verflossen, und der Rittmeister hatte in der ganzen Zeit nichts weiter von Georg gehört. Nur die Stadt beschäftigte sich indessen mehr und mehr mit dem beabsichtigten Seiltanz zwischen den beiden Thürmen, je mehr das Ende der Messe heranrückte; wußte man doch, daß die Erlaubniß dazu ertheilt worden, und trotzdem spannte sich

kein Seil auf jener Höhe, und nichts verrieth, daß es überhaupt noch beabsichtigt werde. War es nur Prahlerei von dem Kunstreiter gewesen, das Publikum neugierig zu machen? Graf Geyerstein kannte den Grund und dankte Gott in seinem Herzen dafür; aber trotzdem beunruhigte ihn dieses Schweigen, und er hatte schon beschlossen, den Bruder heute in seiner eigenen Wohnung aufzusuchen, als sein Bursche ihm meldete, ein junger Herr sei draußen und wünsche ihn zu sprechen. Zugleich überreichte er dem Rittmeister die nämliche, mit seiner Adresse beschriebene Karte, die er damals in der Wohnung Monsieur Bertrand's hinterlassen hatte.

„Ein junger Herr?" fragte der Rittmeister erstaunt, die Karte neben sich auf den Tisch werfend.

„Blutjung," bestätigte Karl, „sieht auch ein wenig luftig aus, als ob er mit zu der — Sie wissen schon — zu der Reiterbande gehörte."

„Es ist gut — laß ihn eintreten. Du störst uns indessen nicht, hörst Du?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister," erwiderte mit militärischem Tact der Bursche und verschwand aus der Thür, um im nächsten Augenblick den angekündigten Besuch hereinzulassen.

Graf v. Geyerstein sah einen jungen, sehr elegant gekleideten Mann zu sich eintreten, mit vollen schwarzen Locken und kleinem, leicht aufgedrehtem Schnurrbart, der erst jetzt, bereits in der Thür, seinen schwarzen breiträndigen Filzhut abnahm. Das Gesicht desselben kam ihm allerdings bekannt vor; er konnte sich aber doch nicht entsinnen, wo er ihm schon begegnet wäre, und der Fremde machte dabei eine sehr formelle und tiefe Verbeugung, bis Karl die Thür wieder hinter sich in's Schloß gedrückt hatte.

„Was steht zu Ihren Diensten?" fragte der Rittmeister gespannt.

„Herr Graf," erwiderte der Fremde, indem er einen Blick zurück nach der Thür warf, „ich schätze mich unendlich glücklich, daß Sie mir vergönnt haben — wir sind doch einen Augenblick ungestört?"

„Und zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf?"

„Sie kennen mich nicht mehr?" lachte der Fremde, und

die Stimme klang dem Rittmeister jetzt ganz anders — viel weicher als vorher.

„Ich muß in der That gestehen ...“ sagte dieser.

„Also ist die Verkleidung gelungen,“ lachte plötzlich der junge Mann, und mit einem Griff nach dem Munde stand er ohne Schnurrbart vor dem dadurch allerdings überraschten Grafen.

„Madame Bertrand!“ rief dieser aber auch im nächsten Augenblick erstaunt aus.

„Bst, — nicht so laut!“ warnte die muthwillige junge Frau, indem sie dem Grafen lachend mit dem Finger drohte. „Ihr Bursche braucht gerade nicht mit in das Geheimniß gezogen zu werden.“

„Aber was, um Gottes willen, hat Sie bewegen können ...“

„In Verkleidung zu Ihnen zu kommen?“ unterbrach ihn die Schöne. — „In anderer Weise konnte ich Ihnen keinen Gegenbesuch abstatten, ohne sämmtlichen Kaffee-Gesellschaften der Residenz auf wenigstens drei Wochen Stoff zur Unterhaltung zu liefern. Die Verkleidung schlägt aber in meinen Beruf, und daß ich geschickt darin bin, habe ich ihnen, glaub' ich, bewiesen. Doch Scherz bei Seite,“ setzte sie plötzlich, ernster werdend, hinzu, „ich mußte Sie sprechen, und da Sie uns nicht mehr mit Ihrem Besuch beehrten, so blieb mir keine andere Wahl, als Sie aufzusuchen. Das Resultat sehen Sie vor sich.“

„Und haben Sie nicht bedacht, welchen Mißdeutungen Sie sich durch solch' einen — gewagten Schritt aussetzten?“ sagte der Graf ernst.

Die junge, schöne Frau warf den Kopf mit einem halb spöttischen, halb verdrießlichen Lächeln zur Seite.

„Von dem Rittmeister eines Kürassier-Regiments hatte ich allerdings einen andern Empfang erwartet,“ lächelte sie dabei, „als eine ernste Strafpredigt und Ermahnung. Doch wie dem auch sei, mein Herr Graf, ich bin einmal da, und Sie werden mich hoffentlich nicht wieder fortschicken, ohne mich wenigstens zu hören.“

Graf v. Geyerstein war in peinlicher Verlegenheit, aber allerdings blieb ihm hier keine andere Wahl, als die Dame

eben gewähren zu lassen, und er bat sie artig, dann wenigstens auf dem Sopha Platz zu nehmen. Er selber rückte sich einen Stuhl zum Tisch und wollte sich eben darauf niederlassen, als Madame Bertrand lachend sagte: „Selbst das kann ich Ihnen nicht gestatten — Sie müssen sich zu mir auf das Sopha setzen, denn was ich Ihnen zu sagen habe, möchte ich eben nicht laut schreien. Fürchten Sie sich vor mir?"

Ihr dunkles Auge brannte ihm dabei entgegen, und der Graf sagte artig: „Ich unterschätze wenigstens die Gefahr nicht — aber wie Sie wollen. Und welcher Ursache verdanke ich jetzt die Ehre dieses so — unverhofften Besuches?"

„Ich danke Ihnen, daß Sie kein härteres Wort dafür gebrauchten," sagte die schöne Frau, „aber ein eigenthümlicher Grund ist es in der That, der mich zu Ihnen führt, und zwar kein geringerer, als — mein Mann."

„Monsieur Bertrand?"

„Derselbe. Seit dem Besuch bei Ihnen, Herr Graf, kenne ich ihn nicht mehr. Er ist vollständig ein anderer Mensch geworden: trüb, ineinander gebrochen, zurückhaltend, scheu und — das Schlimmste für ihn und uns Alle — verzagt. Die Zeit über habe ich es auch ertragen und geglaubt, er selber würde mir endlich gestehen was ihn drückt, denn drücken muß ihn etwas — etwas muß ihm auf der Seele liegen, das den sonst so kräftigen, elastischen Geist mit eiserner Schwere darniederhält; aber er bleibt stumm, und ich bin fest überzeugt, Niemand kann mir darüber Auskunft geben, als Sie."

„Aber welchen Einfluß könnte ich auf ihn ausgeübt haben?" sagte der Graf, der nichts weniger wünschte, als mit des Bruders Gattin in diesem Augenblicke den Seelenzustand desselben zu besprechen.

„Das ist auch mir räthselhaft," erwiderte die Frau, indem sie ihm fest und forschend in's Auge sah; „denn ich hatte bis jetzt nicht geglaubt, daß irgend ein Mensch im Stande sei, den tollkühnen, vor Nichts zurückschreckenden Bertrand zu zähmen. Aber zahm ist er geworden, seit er Sie gesprochen."

„Wir haben uns allerdings nur über sehr zahme und

alltägliche Sachen unterhalten," lächelte der Rittmeister. „Ist aber wirklich eine Verwandlung in seinem Charakter, sich einer ruhigen Richtung zuzuwenden, eingetreten, so mag er die vielleicht schon früher gefaßt haben; warum soll ich die Schuld deshalb tragen — wäre überdies eine Schuld dabei? Sie selber haben doch auch gewiß schon manchmal an die Zukunft für sich — für Ihre Tochter gedacht, und können doch nur wünschen, diese gesichert zu sehen."

„Allerdings habe ich das!" rief Georgine, und ihre ganze Gestalt hob sich dabei, ihr Auge blitzte. „Josephine soll und muß die gefeiertste Reiterin Europas werden."

„Und Sie selber? — wenn Sie einmal altern?"

„Die Zeit liegt noch fern," sagte die junge, schöne Frau, indem ein leichtes, trotziges Lächeln ihre Lippen umspielte, „und an eine Zukunft für mich habe ich noch nie gedacht."

„Und könnten Sie sich nicht glücklich fühlen, wenn Sie Ihren Gatten in einem ruhigern Leben glücklich wüßten?" fragte Graf Geyerstein, mit weit mehr Herzlichkeit im Ton, als er bis jetzt gezeigt.

Georgine lachte laut auf. — „Der moralische Ton steht Ihnen prächtig," rief sie dabei. „Wenn Sie sich nur selber sehen könnten, Herr Rittmeister — aber" unterbrach sie sich plötzlich und fuhr fast erschreckt empor, „liegt Ihren Worten etwa ein tieferer Sinn zum Grunde? — Wenn ich mir Alles zusammenreime, was Georg in den letzten Tagen gesprochen, auf was er hingedeutet hat — auch seinen unterlassenen Seiltanz, zu dem er schon am Montag die Erlaubniß bekam..."

„Ich freue mich recht von Herzen, daß er ihn unterlassen hat," sagte der Rittmeister ruhig; „diese halsbrechenden Künste sind so undankbar für den Executirenden, wie peinlich für die Zuschauer, und Sie selber sollten froh sein, Ihren Gatten von einer Gefahr abstehen zu sehen, der er doch einmal über kurz oder lang erliegen könnte."

„Gefahr!" rief das schöne Weib verächtlich, „wär' ich noch Georgine Bertrand, wenn ich vor einer Gefahr zurückschrecken wollte? und glauben Sie, daß Georg etwas fürchtet auf der Welt? Nein, das ist es nicht; eine andere

Ursache liegt seinem jetzigen Benehmen zum Grunde, und nur bei Ihnen, Herr Graf, kann ich die Lösung finden."

„Und wenn Sie sich dennoch darin irren sollten?"

„Sie haben mir von einer Aehnlichkeit gesagt, die Sie zuerst zu uns geführt!" flüsterte da Georgine, und ihre Blicke bohrten sich in die Augen des Grafen, welcher fühlte, wie ihm das verrätherische Blut in die Schläfe stieg — aber seine Züge blieben kalt und fest, und er erwiderte ruhig: „Allerdings, Madame, die Aehnlichkeit mit einem Jugendfreunde, nicht allein im Antlitz, nein, auch selber im Namen; es war aber ein Irrthum. Schon als ich Herrn Bertrand ganz in der Nähe sah, fand ich das."

„Sie täuschen mich nicht, Herr Graf!" rief Georgine, seinen Arm ergreifend. „Georg ist ein Anderer, als er sich mir gegeben, und die Wahrheit soll jetzt selbst seinem Weibe Geheimniß bleiben."

„Wenn Herr Bertrand ein Geheimniß vor Ihnen hat, Madame," sagte der Rittmeister artig, aber ernst, „so ist es nicht meine Sache, das zu lüften, selbst wenn ich darum wüßte."

„So geben Sie mir Ihr Wort als Cavalier —"

„Halt, Madame," unterbrach der Graf sie kalt, „Sie gehen zu weit. Ich habe Herrn Bertrand allerdings an jenem Morgen gesehen, aber seit der Zeit nicht wieder, weiß deshalb auch nicht, was seine Pläne sind. Was wir damals mit einander gesprochen, deutete wohl darauf hin, daß er dieses wilden, wüsten Lebens überdrüssig sei; wenn dem aber wirklich so wäre, würde ich nur mit Freuden die Hand dazu bieten, ihm einen solchen Plan ausführen zu helfen."

„Sie?" rief Georgine erstaunt; „und welches Interesse könnten Sie, Graf v. Geyerstein, an dem Kunstreiter nehmen, wenn nicht ein besonderer Beweggrund Sie dabei leitete? Sie verschweigen mir, was ich als Georg's Weib erfahren müßte, was ich erfahren will, und gönnen Sie mir nicht gutwillig oder gezwungen Ihr Vertrauen, so seien Sie fest versichert, daß ich Ihre Pläne kreuze."

„Madame Bertrand —"

„Das ist mein offenes Wort," rief die Frau, „und Krieg oder Friede liegt jetzt in Ihrer Hand."

Der Graf schüttelte ernst mit dem Kopfe. „Sie irren sich, schöne Frau,“ sagte er, „und würden selbst in dem Falle, daß Sie Recht hätten, einen schweren, nie wieder gut zu machenden Fehler begehen.“

„Wie so, ich?“

„Daß Sie einen Fremden zum Mittelsmanne Ihres häuslichen Friedens machen wollen.“

„Häuslichen Friedens?“ rief aber die kecke Reiterin mit spöttischem Lachen, „denken Sie sich unser Leben nicht so idyllisch, Herr Rittmeister. Nicht für die Häuslichkeit sind wir bestimmt oder darauf angewiesen, und die Gesetze, die bei anderen Frauen vielleicht gelten mögen, halten deshalb auch bei mir nicht Stich. Mein Mann und ich haben uns überdies schon lange darüber verständigt, Jedes von uns seine eigene, für sich abgeschlossene Bahn zu gehen. Vereinigen sich diese von selber, desto besser; thun sie es nicht, so ist Jedes selbstständig genug, die eigene zu verfolgen.“

„Und Ihr Kind?“

„Josephine? die allerdings folgt der meinen, wenn ihr Vater derselben abtrünnig werden sollte,“ rief Georgine, und der forschende Blick, mit dem sie bei diesen Worten den Grafen betrachtete, sagte diesem, daß sie den Eindruck beobachten wolle, den sie machten. Graf v. Geyerstein verrieth aber durch keinen Zug, welchen Antheil er an dem eben Gehörten nahm. Wohl schien es, als ob er etwas darauf erwidern wollte; er überlegte sich aber bald, daß ein Drängen von seiner Seite die Frau nur noch mißtrauischer, ja auch neugieriger machen müßte, und kurz abbrechend sagte er nur: „Es ist das ein unerquickliches Gespräch für uns Beide, Madame, und kann zu keinem Resultate führen. Ich selber stehe Ihren Familien-Angelegenheiten auch zu fern, um eine Einmischung in solche zu beanspruchen, selbst wenn sie von dem einen oder dem andern Theil angenommen werden sollte. Machen Sie das, falls er nicht Ihrer Meinung sein sollte, mit Ihrem Gatten ab. Kann ich Ihnen in irgend sonst etwas dienen, so verfügen Sie frei über mich.“

„Sie sind sehr gnädig, Herr Graf,“ lachte die junge

Frau, „aber so bald und so leichten Kaufes werden Sie mich noch nicht los."

„Ich habe mich selber erboten..."

„Ich weiß es schon und bin Ihnen sehr dankbar dafür — in Allem mir gefällig zu sein — nur in dem nicht, was mich hierher geführt!"

„Und das ist?"

„Zu erfahren, in welcher Beziehung Sie zu meinem Gatten stehen — den Beweggrund kennen zu lernen, der Sie leiten konnte, sich für den Kunstreiter zu interessiren und auf ihn einzuwirken."

Wolf war aufgestanden und trat zum Fenster; er kämpfte augenscheinlich mit einem Entschluß, und Georgine fühlte es, denn sie unterbrach ihn nicht. „Madame," sagte er endlich, zu Georginen zurückkehrend, „ich sehe eigentlich keinen Grund, Ihnen, da Sie auf diese Weise in mich dringen, länger zu verheimlichen, daß ich mich allerdings in der Aehnlichkeit mit Ihrem Gatten nicht getäuscht. Ich habe in ihm einen meiner früheren Jugendgespielen erkannt — aber das Geheimniß ist nicht mein eigenes — es gehört seiner Familie, und der gegenüber stehe ich nur als Mittelsmann zwischen ihr und Herrn Bertrand."

„Also doch ein Geheimniß," lachte Georgine bitter vor sich hin, „ein Geheimniß, Frau und Kind um ihre Existenz zu betrügen."

„Nennen Sie das um Ihre Existenz betrügen, Madame, wenn man Ihnen die Aussicht giebt, sich eine unabhängige und ehrenvolle Stellung im bürgerlichen Leben zu sichern?" sagte der Graf.

„Und ist unsere Stellung nicht unabhängig — nicht ehrenvoll?" rief Georgine gereizt.

„Lassen Sie uns abbrechen," bat Wolf v. Geyerstein, dem das Gespräch schon lange peinlich war. „Das ist eine Sache, die Sie mit Ihrem Gatten weit besser berathen können als mit mir, die Sie nur allein mit ihm berathen müssen. Wenn ich Ihnen die Versicherung gäbe, daß ich selber den wärmsten Antheil an Ihrem Schicksal nehme, glaubten Sie mir vielleicht das nicht einmal."

„Nein,“ sagte Georgine finster, „nicht eher, als bis Sie mir auch den wahren Grund dafür sagen würden. Glauben Sie mir, Herr Graf, daß wir da nur zu bittere Erfahrungen mit solcher Theilnahme machen. Aber ich fühle, daß Ihnen unsere Unterredung nicht länger angenehm ist.“

„Madame Bertrand.“

„Bitte — keine Complimente zwischen uns. Ich bin wahr und offen gegen Sie gewesen — ohne dasselbe bei Ihnen erzielt zu haben. Ich will nicht zudringlich sein. — Entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe.“

Sie war aufgestanden und wandte sich zur Thür, als sich diese in dem nämlichen Augenblick öffnete und ein fremder Bedienter in grauer Livrée den Kopf hereinsteckte.

„Was wollen Sie, und wer hat Ihnen erlaubt, hier einzutreten?“ rief ihm der Graf finster entgegen.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Rittmeister,“ sagte der Bursche, den Blick dabei aber auf den Fremden geheftet, „ich habe zweimal geklopft und konnte Ihren Karl nirgends draußen finden.“

„Warten Sie dann draußen, bis er kommt, oder bis ich Zeit habe,“ lautete die eben nicht freundliche Antwort, und der Bursche verschwand mit einer tiefen Verbeugung, wie er gekommen.

Der Rittmeister hielt den Blick auf die Thür geheftet, aber er hörte keinen Schritt. Der Bediente stand jedenfalls noch vor der Thür und horchte. Madame Bertrand hatte aber indessen wieder mit großer Geschicklichkeit, den benachbarten Spiegel benutzend, den kleinen Schnurrbart befestigt. Dann sich gegen den jungen Mann tief verneigend, aber doch wieder mit dem vorigen Spott um die Lippen, sagte sie laut, indeß mit weit tieferer als ihrer natürlichen Stimme: „Herr Graf v. Geyerstein, ich habe die Ehre, mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen.“

„Bleiben Sie noch,“ bat der Graf sie leise, „lassen Sie mich erst den Horcher entfernen.“ Dabei öffnete er rasch die Thür — der fremde Bediente stand aber nicht, wie er erwartet hatte, davor, sondern war verschwunden, und nur die

draußen angelehnte und nicht wieder in's Schloß gedrückte Vorsaalthür zeigte, daß er sich entfernt hatte.

„Die Bahn ist frei,“ sagte Georgine mit ihrer natürlichen Stimme. Sich leicht gegen den Grafen verneigend verließ sie rasch und jede weitere Begleitung zurückweisend, das Zimmer und gleich darauf das Haus, warf sich in eine Droschke und fuhr ihrer eigenen Wohnung zu. Graf v. Geyerstein aber schritt mit untergeschlagenen Armen und gesenktem Haupte rasch in seinem Zimmer auf und ab, ungeduldig dann und wann nach der Thür horchend, bis draußen die Vorsaalthür auf's Neue geöffnet wurde und Karl gleich darauf im Zimmer seines Herrn erschien.

„Herr Rittmeister,“ berichtete er hier in militärischer, d. h. sehr steifer Haltung, „ein Bedienter Sr. Excellenz des Herrn Kriegsministers v. Ralphen wünscht...“

„Wo bist Du die Zeit über gewesen?“ unterbrach ihn sein Herr.

„Im Stalle unten, zu Befehl, Herr Rittmeister.“

„Laß den Burschen hereinkommen.“

Karl machte rechtsum kehrt, und gleich darauf erschien die graue Livrée wieder auf der Schwelle.

„Herr Graf,“ sagte der Diener mit einer tiefen Verbeugung, „Se. Excellenz lassen mit besten Empfehlungen morgen Abend um acht Uhr um die Ehre bitten.“

Der Rittmeister antwortete ihm nicht; er sah den Burschen, dessen Erröthen ihm nicht entgehen konnte, forschend an und dann wieder schweigend vor sich nieder. Endlich sagte er kalt: „Es ist gut — meine Empfehlung an Se. Excellenz; ich werde zur bestimmten Zeit erscheinen.“ —

„Wer war denn der junge Herr, der vorhin bei Deinem Herrn Besuch gemacht hat?“ sagte der mit der grauen Livrée, als er neben Karl über den Vorsaal der Treppe zuschritt.

„Weiß ich nicht,“ antwortete, ziemlich kurz angebunden, Karl, „geht mich auch nichts an.“

„Der kommt wohl oft hierher?“ fragte der Graue, dadurch nicht im Mindesten eingeschüchtert.

„Das weiß ich auch nicht und geht Dich wieder nichts

an," meinte aber Karl; „guten Morgen!" und öffnete dem Grauen die Thür.

„Grobian!" murmelte dieser, als er langsam die Treppe hinunterstieg, um die übrigen Einladungen auszuführen.

7.

Die Salons Sr. Excellenz des Kriegsministers v. Ralphen waren festlich erleuchtet, und eine kleine, aber ausgewählte Gesellschaft wurde erwartet. Es war drei Viertel auf Acht, und die Wirthin revidirte, schon in voller Toilette, noch einmal selber die befohlenen Anordnungen, während geschäftige Diener hin und wieder flogen, neu bestimmte auszuführen. Auf den beiden Spieltischen hatte man noch die Whistmarken vergessen, und der eine Bediente war hinauf zu Sr. Excellenz gesandt worden, sie von dessen Kammerdiener herbeizuschaffen. Aber er hielt sich länger unterwegs auf, als eigentlich nöthig gewesen wäre, denn er traf auf der Treppe Annette, Comtesse Melanie's Zofe — allerdings in eben solcher Eile wie er selber.

„Lassen Sie mich los, Herr Franz," sagte das junge Mädchen, indem sie einen, wenn auch schwachen, Versuch machte, die Hand des galanten Lakaien von ihrer Taille zu entfernen; „das gnädige Fräulein wartet auf mich, und wenn ich so lange ausbleibe..."

„Nur einen einzigen Kuß, theuerste Annette!" bat Herr Franz in jugendlicher Kühnheit und, vom Augenblick außerdem gedrängt, gleich zur Sache kommend.

„Sie sind nicht gescheidt!" sagte Annette erzürnt, „und hier, auf der Treppe!"

„Nur einen einzigen!"

„Lassen Sie mich los — ich will nicht — wahrhaftig, ich schreie!"

„Und wenn ich nun eine höchst merkwürdige und interessante Neuigkeit für Sie hätte?" sagte Herr Franz, in dem

Gefühl, daß ein Dienst des andern werth sei, ohne jedoch ihrer Drohung nachzugeben.

„Ja — Ihre Neuigkeiten kenn' ich!" rief die Schöne, „sie hat wahrscheinlich schon in der Zeitung gestanden — lassen Sie mich los!"

„Selbst erlebt — gestern Morgen — bei Graf Geyerstein," beharrte Herr Franz. „Wenn sie nicht zehn Küsse werth ist, sollen Sie mich nie wieder ansehen."

„Und die wäre?" fragte, neugierig gemacht, die Kammerzofe — „hat er seinen Karl fortgeschickt? Mein Himmel, da klingelt die Comtesse schon — lassen Sie mich los!"

„Erst den Kuß."

„Sie sind ein unverschämter Mensch — und Ihre Neuigkeit — so lassen Sie mich doch nur los!"

„Und bekomme ich dann den Kuß — einen jetzt und einen andern später..."

„Gleich zwei? — ich schreie wahrhaftig — ich kann nicht länger warten!"

„Schön — Graf v. Geyerstein hat gestern Morgen verkleideten Damenbesuch gehabt — ist das zwei Küsse werth?"

„Nicht einen halben, wenn ich nicht weiß, wen."

„Madame Bertrand."

„Die Kunstreiterin?" rief Annette schnell; „es ist nicht wahr."

„Auf meine Ehre — in Männerkleidung. — Oben im Zimmer hatte sie ihr glattes Gesicht, und als sie unten aus dem Hause trat, einen Schnurrbart. Sie kam mir gleich bekannt vor, aber ich konnte mich doch nicht recht besinnen, wo ich das hübsche Gesicht schon gesehen hatte, merkte mir aber die Nummer der Droschke, in die sie stieg, und als ich heute Nachmittag dieselbe Droschke wiederfand, nannte mir der Kutscher auf meine Frage ohne Weiteres das Haus, wohin er den jungen Herrn gefahren."

„Und das war?"

„Die Rose, wo die Kunstreiter wohnen."

„Meine Güte! die Comtesse reißt die Klingelschnur ab!" rief in diesem Augenblick Annette, erschreckt zusammenfahrend. Unten klingelte es in der That heftig, und sie wollte sich von

Franz frei machen. Ohne den versprochenen Lohn kam sie aber nicht davon, Herr Franz nahm sie im Nu beim Kopf, und: „Sie böser Mensch!" sagte die Schöne, als sie sich endlich glücklich von ihm befreit und, ihre Frisur wieder in Ordnung bringend, die Treppe, so rasch sie konnte, hinabeilte. Herr Franz aber blieb noch eine Weile dort, wo sie ihn verlassen, stehen und schaute ihr, sich vergnügt dabei die Hände reibend, nach, bis sie im Gange unten verschwunden war. Dann stieg er selber, langsam und behaglich, die Stufen hinauf, den ihm gegebenen Auftrag nach seiner Bequemlichkeit auszuführen.

Es schlug Acht; einzelne Equipagen fuhren vor; die Familie des Kriegsministers war unten im Salon versammelt, die nach und nach eintreffenden Gäste zu empfangen, und die Dienerschaft kam herbei, um den Thee, den die alte Excellenz eigenhändig bereitete, herumzureichen. Comtesse Melanie stand neben ihrer Mutter und unterhielt sich mit dem eben eingetretenen Grafen Selikoff; aber sie sah bleich und angegriffen aus, und nur einmal färbte ein leichtes Roth ihre Wangen, als ihr Blick, neben dem jungen Mann hinstreifend, auf den eintretenden Grafen Geyerstein traf. Aber es schwand, so rasch wie es gekommen, und kalt und förmlich dankte sie der Verbeugung des sonst so willkommenen, ja oft heimlich ersehnten Gastes.

Dem jungen Grafen konnte diese Veränderung in dem Betragen, dem ganzen Wesen Melanie's nicht entgehen, aber die Gesellschaft selber gestattete ihm auch nicht, sie darum zu befragen. Der alte freundliche Herr v. Ralphen, der dem gern gesehenen jungen Manne so herzlich entgegentrat wie früher, nahm ihn vor allen Dingen in Beschlag, um ihn mit einigen anderen fremden Officieren bekannt zu machen, und er kam nicht eher wieder von ihm los, als bis der alte Herr seine Aufmerksamkeit auf die zu arrangirenden Spieltische wenden mußte. Graf Geyerstein selber spielte nicht und hatte dadurch die beste Entschuldigung, sich von ihm zurückzuziehen. Ehe er aber seinen Vorsatz, Melanie unter jeder Bedingung anzureden, zur Ausführung bringen konnte, lief er Ihrer Ex-

cellenz, der Frau v. Ralphen, in den Weg, die freundlich ihre ringbedeckte Hand auf seinen Arm legte.

„Aber, lieber Geyerstein, wo in aller Welt haben Sie nur die ganze Woche gesteckt? Man sieht Sie ja gar nicht mehr und muß Sie ordentlich mit Gewalt herbeiziehen, wenn man Sie wirklich einmal haben will.“

„Excellenz sind zu gnädig, mich glauben zu machen daß Sie mich vermißt haben,“ sagte der junge Mann leicht erröthend. „Sie mögen aber selber beurtheilen wie streng in dieser Woche unser Dienst gewesen sein muß, da ich genöthigt war die liebsten Menschen zu meiden.“

„Aber Abends hätten Sie doch gewiß einmal Zeit gehabt. Sogar aus der gewöhnlichen Vorlesung sind Sie uns neulich weggeblieben, und Graf Selikoff hat an Ihrer Stelle lesen müssen, denn unsern Racine durften wir doch nicht im Stiche lassen.“

„Es würde mir unendlich leid thun, wenn ich die Ursache einer Störung gewesen wäre.“

„Das ist das Wenigste — darüber beruhigen Sie sich. Rosalie hat Sie aber am meisten vermißt, denn sie brennt vor Begierde, Ihnen ihre neuen Zeichnungen vorzulegen.“

„Darf ich sie holen, Mama?“ flüsterte ihr die junge Comtesse, die neben sie getreten war, rasch in's Ohr.

„Jetzt nicht, mein Kind,“ lächelte die Excellenz; „der Herr Graf hat jetzt mehr zu thun, als sich mit Deinen Kunstproducten abzugeben — aber, Fräulein,“ unterbrach sie sich plötzlich, mit einem strengen Blick nach einer jungen Dame hinübersehend, die unfern von ihnen, den Blick fest auf die Gruppe geheftet, stand — „Sie vergessen Ihr Amt — dürfte ich Sie bitten darauf zu achten, daß die Herrschaften Thee bekommen?“ Und mit einer heimlichen, nicht ganz leidenschaftslosen Bewegung deutete sie dabei auf den Rittmeister, der sich indeß zu Rosalien gewandt hatte und mit freundlichem Gruß zu dem jungen Mädchen sagte: „Lassen Sie sich nicht abschrecken, Comtesse, bringen Sie mir getrost Ihre Studien. Die Gesellschaft soll mich nicht abhalten, mich recht herzlich über Ihre Fortschritte zu freuen.“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, lieber Graf,“ sagte

das junge Mädchen, deren Antlitz hohes Roth überflog und ihre lebendigen Augen noch viel lieblicher erhellte, „ich werde Sie auch nicht lange plagen — ich habe mich aber so darauf gefreut“ — und mit leichten Schritten huschte sie durch den Salon, dem nächsten Ausgange zu, um die Blätter selber schnell herbeizuholen.

Die Excellenz hörte diese kleine Unterredung nicht, denn ihr Blick haftete noch, und zwar lange nicht mit der Freundlichkeit, mit der sie vorher den Rittmeister angeredet, auf der jungen Dame, die schon bei ihren ersten mahnenden Worten tief erröthend zusammengefahren war und sich rasch abgewandt hatte, ihre für den Augenblick versäumte Pflicht zu erfüllen.

Louise v. Mechern, aus einem altadeligen Geschlecht stammend, war durch die Empfehlung des ***schen Gesandten nach *** und in das Ralphen'sche Haus gekommen, wo sie die Stelle einer Gouvernante bei Rosalien und ihrer jüngsten, erst siebenjährigen Schwester ausfüllte und zugleich mit musterhafter Ordnung die Wirthschaft der nichts weniger als wirthschaftlichen Excellenz führte. Louise v. Mechern war ein liebes, bescheidenes und dabei höchst geistreiches, gebildetes Wesen, das jede Stellung im Leben vollkommen ausgefüllt haben würde. Aber ihr Körper hatte mit ihrem Geiste nicht Schritt gehalten, und einer Unvorsichtigkeit der Wärterin in frühesten Jugendjahren verdankte sie ein Uebel, das sie jetzt durch das ganze Leben tragen mußte. Ihr Gesicht war bildschön, ein wahrhaft griechisches Profil mit großen, sprechenden braunen Augen, dunklem vollen Haar und feinen, edlen Zügen, aber — ihre rechte Schulter war verwachsen und dadurch dem übrigen Körper nicht die nöthige freie Entwickelung geworden. Wie bald vergaß man aber, sobald man näher mit ihr bekannt wurde, diesen körperlichen Fehler in all' den geistigen Vorzügen, die ihr eigen waren, und welchen wohlthätigen Einfluß übte sie dabei auf die Erziehung der ihr anvertrauten Kinder, ja durch ihren Umgang selbst auf Melanie aus! Die Töchter des Kriegsministers hingen auch mit treuer Liebe an dem jungen Mädchen, und Melanie besonders fühlte, welch ein wohlthätiger Geist der Ordnung in ihr ganzes

Haus gekommen sei, seit Louise v. Mechern mit ihrem stillen, einfachen Wesen die Leitung desselben übernommen hatte. Nur Frau v. Ralphen schien das nicht zu bemerken, oder — wenn sie es bemerkte — es allein der Ordnung gemäß zu halten. Daß die angenommene Gouvernante und Wirthschafterin ihre Pflicht that, verstand sich von selbst; eine weitere Anerkennung blieb deshalb überflüssig. Frau v. Ralphen war nicht etwa eine böse oder übermäßig strenge Frau — ihren Kindern gegenüber hätte sie sogar noch bedeutend strenger sein dürfen. Aber sie fühlte, daß sie in der Residenz eine sehr bedeutende Rolle spiele; sie wußte und war überzeugt, daß sie zu den „ersten Damen" des Landes gehöre, und dadurch stolz — rücksichtslos stolz gegen Alle geworden, die unter ihr standen. Das gerade gab denn auch oft ihrem Betragen und ganzen Wesen eine Härte und Schroffheit, die unter anderen Umständen ihrem sonst wirklich weichen und guten Herzen fern geblieben wären.

Louise ertrug das aber mit einer wahren Engelsgeduld. Still und freundlich, mit der ihr eigenthümlichen sanften und immer guten Laune, vermied sie jede Klippe, die zwischen ihr und der Excellenz hätte zu einem Wortwechsel führen können, fügte sich ihren kleinen Eigenheiten, ohne sich selber je das Geringste dabei zu vergeben, und erwiderte zugleich von ganzer Seele die Liebe, die ihr die Kinder entgegenbrachten. Nur in Gesellschaft, selbst bei einem einzelnen Besuche, fühlte sie sich gedrückt. Sie wußte, wie sehr sie mit ihrem Körper, dem raschen, oberflächlichen Urtheil der Welt gegenüber, im Nachtheil war, und suchte es soviel als möglich zu vermeiden, dem zu begegnen. Darin unterstützte indessen die Excellenz sie nicht; denn ob sie nun Louisen wirklich nicht entbehren konnte, oder gar heimlich fühlte, daß durch die Gegenwart der unscheinbaren Gouvernante die Erscheinung ihrer eigenen Töchter gehoben würde, — wer vermag im Innern eines menschlichen Herzens zu lesen? — aber Louise mußte stets und in jeder Gesellschaft erscheinen, und nur die dringendste Abhaltung oder wirkliches Unwohlsein konnte sie entschuldigen. Von den gewöhnlichen Gästen wurde sie aber selten oder nie beachtet. Die Damen besonders nahmen nie Notiz von ihr

— es war ja nur die Gouvernante, wenn auch aus einer edlen, vielleicht edleren Familie, als sie selber, sprossend. Nur Graf Geyerstein hatte sich gern und viel mit ihr unterhalten, in früheren Zeiten sogar manche Partie Schach, das sie meisterhaft spielte, mit ihr gezogen, und an Melanie's Seite Stunden lang ihrem seelenvollen Vortrage auf dem Piano gelauscht. Das Alles nahm sie still und dankbar hin, zog sich nach solchen Abenden aber immer um so viel scheuer in sich selbst zurück. Dergleichen Abende waren aber auch in der letzten Zeit viel seltener geworden, ja hatten sogar in der letzten Woche ganz aufgehört, und vielleicht dachte Louise, als ihr Auge vorhin so ernst und fast traurig auf dem Grafen ruhte, jener Zeit — war er ihr doch indessen fast fremd geworden.

Und Graf Geyerstein? — er kam sich selber hier fast wie ein Fremder vor. — War es Melanie's verändertes Betragen, über das er sich nicht täuschen konnte? — war es des Bruders Schicksal, das in der letzten Zeit seine Seele so erfüllt, ihn fast die ganze übrige Welt darüber vergessen zu lassen? — war es der junge fremde Russe, der, kaum hier eingeführt, sich mit einer Zuversicht und Sicherheit in diesen Räumen bewegte, als ob er selber schon seit Jahren des Hauses intimster Freund gewesen? — Er wußte es nicht — nur wie ein dunkler, unheimlicher Schatten lag es auf seinem Herzen, und die hell erleuchteten, menschenbelebten Gemächer kamen ihm todt, öde und einsam vor, als ob er hier allein gestanden hätte. Da tönte plötzlich ein helles, reines Lachen an sein Ohr. — Das war Melanie's Stimme; unter Tausenden hätte er sie ja herausgekannt. Er wandte rasch den Kopf dorthin — der fremde Graf mußte ihr gerade etwas unendlich Komisches erzählt haben, denn ihr Antlitz strahlte vor Laune und Uebermuth.

„Herr Graf,“ flüsterte in diesem Augenblick eine leise Stimme an seiner Seite, und Louise v. Mechern suchte ihn durch die Anrede auf den Lakaien aufmerksam zu machen, der mit dem Thee-Service auf dem silbernen Teller bis jetzt vergebens bemüht gewesen war, dem Rittmeister die Erfrischung zu präsentiren. Der Graf sah aber nichts weiter, als Me-

lanie's halb von ihm abgedrehtes glückliches Gesicht. Nur einen flüchtigen Blick warf er herum, der Anrede zu, und wandte sich, ohne das junge Mädchen, das schüchtern neben ihm stand, auch nur zu bemerken, mit einem einfachen „Ich danke“ wieder ab.

Der Lakai balancirte seinen Präsentirteller nicht ohne Geschicklichkeit weiter, zwischen den verschiedenen beweglichen Gruppen durch, und Louise selber schrak schüchtern zurück. Rosalie aber kam jetzt mit ihrer Mappe herbeigehüpft, und den Grafen am Arm nehmend, der sich ihr nicht entziehen durfte, führte sie ihn in ein kleines, etwas abgesondertes Seiten-Cabinet, dort ungestört seinen Beifall über die wirklich mit vielem Talent und fast nur unter der Leitung Louisens ausgeführten Skizzen einzuernten. Hier sollten sie aber nicht lange ungestört bleiben, denn Fräulein v. Zahbern hatte den Grafen schon vorher nicht aus den Augen verloren und folgte ihnen bald, sich anscheinend den ausgebreiteten Zeichnungen Rosaliens mit größtem Interesse widmend. In der That aber suchte sie nur die Durchsicht derselben zu beschleunigen, und als die Comtesse, von der Anwesenheit der jungen Dame eben nicht erfreut, ihre Arbeiten wieder zusammenlegte und forttrug, ergriff Fräulein v. Zahbern des Grafen Arm und flüsterte: „Aber sagen Sie mir nur um Gottes willen, Herr Graf, wollen Sie denn den Kampf ganz ohne Schwertstreich aufgeben?“

„Den Kampf, mein gnädiges Fräulein?“

„Ah, stellen Sie sich nicht, als ob Sie nicht verständen, was ich meine,“ rief die Dame rasch, „wir haben hier auch keine Zeit durch Aufklärungen zu versäumen. Sie müssen doch sehen, daß jener Russe Sturm auf Melanie's Herz läuft.“

„Und glauben Sie nicht, daß die Festung stark genug sein wird, sich zu halten?“ sagte der Rittmeister lächelnd, während aber doch ein ganz eigenes Weh sein Herz durchzuckte.

„Nein!“ rief das Fräulein rasch und entschieden, wenn auch noch immer mit unterdrückter Stimme. „Sie sind entweder erschrecklich leichtsinnig oder erschrecklich — zuversicht-

lich, wenn Sie die Gefahr nicht sehen wollen, die Ihnen droht."

„Aber woher auf einmal diese Theilnahme für mich, mein gnädiges Fräulein?" sagte der junge Mann mit viel größerer Ruhe, als Fräulein v. Zahbern wohl erwartet haben mochte.

„Aus Patriotismus. Ich hasse die Russen, und diesen Russen..."

„Vor allen anderen?"

„Nein — ärgern Sie mich nicht — diesem Russen gönne ich eben Melanie nicht. Die ganze Stadt weiß ja doch, daß Sie für sie schwärmen."

„Die ganze Stadt weiß oft mehr von uns, als wir selber wissen," sagte der Graf trocken.

„Mehr wenigstens, als uns oft lieb ist," ergänzte das gnädige Fräulein mit einem bezeichnenden Blick auf den Rittmeister selber, der jedoch an diesem machtlos abglitt — „Sie aber, Herr Graf," setzte sie dann, als sie es bemerkte, hinzu, „sind mir ein vollkommenes Räthsel und entweder der — durchtriebenste oder der unschuldigste Mann, dem ich in meinem ganzen Leben begegnet bin."

„Lassen Sie uns das Letztere hoffen, mein gnädiges Fräulein," sagte der Rittmeister, dem das Gespräch unangenehm zu werden anfing. „Wir sollen von unseren Mitmenschen immer nur das Beste denken."

„Also muß ich denken, daß Sie jede Bewerbung um Melanie aufgegeben haben?" sagte Fräulein v. Zahbern mit kaum verheimlichtem Aerger.

„Mein gnädiges Fräulein," erwiderter der Rittmeister, durch die unzarte Frage verletzt, „meine Ansichten und Wünsche können hier nicht gut in solcher Weise von uns Beiden verhandelt werden. Comtesse Melanie ist jedenfalls ihre eigene Gebieterin, und vollständig fähig und berechtigt, solche Bewerbungen, die ihr nicht anstehen, zurückzuweisen. Bewirbt sich Graf Selikoff wirklich um sie, so wird sie auch entscheiden, ob sie das günstig oder ungünstig aufzunehmen hat. Ein Drittes dabei wäre, meiner Meinung nach — überflüssig."

„Und wenn der Graf ältere Verpflichtungen hätte?“ sagte die Dame gereizt.

„Graf Selikoff ist, so weit ich bis jetzt über ihn urtheilen kann,“ erwiderte kalt der Rittmeister, „ein Ehrenmann und deshalb einer unedlen That unfähig. Wie dem aber auch sei, meine Gnädige, die älteren Ansprüche würden in dem Falle weiter nichts zu thun haben, als — sich geltend zu machen.“ Fast unwillkürlich hatte er sich bei diesen Worten dem Eingange des Cabinets zugewandt, an dem gerade zwei alte Geheimräthe eine fast leidenschaftliche Debatte über Schnupftabak führten. Andere Gruppen auf- und abwandelnder Gäste waren ebenfalls in die Nähe gekommen, und Graf Geyerstein glaubte zu hören, daß sein eigener Name genannt würde. Er drehte sich danach um und sah unfern von sich den alten General v. Schoden mit seiner Tochter Euphrosyne und Melanie, die mit dem Grafen Selikoff in ein eifriges Gespräch verwickelt schienen.

„Ich kann Ihnen nicht helfen, Comtesse,“ lachte der alte General, „aber die Sache ist so, wie ich sage: Monsieur Bertrand giebt seine Truppe auf, oder verkauft wenigstens seine Pferde, denn ich weiß aus ganz sicherer Quelle, daß er den Falben mit dem weißen Hinterfuß und den Fuchs mit der schwarzen Mähne, die beiden Prachtpferde, dem General Beuter zum Verkauf angeboten hat.“

„Und ich berufe mich nochmals auf Graf Geyerstein,“ erwiderte Melanie, jetzt kaum zwei Schritt von dem Rittmeister entfernt. „Der Graf ist sehr genau mit der Truppe bekannt und hätte uns doch, wenn sich die Sache wirklich so verhielte, gewiß schon ein Wort davon gesagt, da er weiß, wie großen Antheil wir daran nehmen.“

„Es thut mir leid, Comtesse, in diesem Streite nicht auf Ihrer Seite kämpfen zu können,“ fiel hier Graf Selikoff mit etwas gebrochenem Deutsch ein, „aber der General hat Recht, den Falben, wie den einen weißen arabischen Hengst habe ich sogar selber gekauft, um beide nach Petersburg zu schicken.“

Melanie schien im Anfang die Worte gar nicht zu hören, denn ihr Blick hing fest und forschend an den Zügen des Rittmeisters; aber diesen Moment des Selbstvergessens be-

zwang sie rasch, und zu dem Russen gewandt, sagte sie: „In der That? — das hätte ich nicht geglaubt. — Was mag den Mann dazu bewogen haben? Herr Rittmeister, wissen Sie vielleicht etwas Näheres über diesen überraschenden Verkauf? Will sich vielleicht Monsieur Bertrand ganz dem Seiltanz widmen?“

„Ich bedauere unendlich, Comtesse,“ erwiderte ruhig Graf Geyerstein, „Ihnen nichts Näheres darüber mittheilen zu können. Es ist sogar dies das erste Wort, das ich von dem Verkauf höre, ich muß also doch nicht so genau davon unterrichtet sein.“

Comtesse Melanie schwieg, und eine fliegende Röthe färbte ihr für einen Augenblick Wangen und Nacken, um gleich darauf wieder, so rasch wie sie gekommen, zu verschwinden. Fräulein v. Zahbern aber, mit dem Interesse, das sie an jeder Stadtneuigkeit nahm, rief erstaunt: „Ist es denn möglich, Monsieur Bertrand will sein Geschäft aufgeben? Aber das kann ja gar nicht sein, oder er hat sich genug verdient, um den Kunstreiter an den Nagel zu hängen und den Rentier zu spielen. Da freue ich mich nur, daß wir ihn noch hier zu guterletzt gehabt und gesehen haben. Und seine Frau reitet nun also auch nicht mehr?“

„Nur Vermuthungen von unserer Seite, meine Gnädige,“ sagte der alte General v. Schoden. „Wir wissen selber darüber nicht mehr, als Sie.“

„Ich finde es auch so erstaunlich unweiblich, zu reiten,“ bemerkte Fräulein Euphrosyne v. Schoden, „ich muß gestehen, ich hätte die Vorstellungen um keinen Preis wieder besucht.“

„Larifari!“ lachte der alte General, „wegen der kurzen Röcke? — mit langen Reifröcken können sie auf keinem Pferde herumtanzen.“

„Aber, Papa, ich bitte Dich um Gottes willen...“

„Ich fragte Monsieur Betrand,“ fiel hier Graf Selikoff ein, „ob er die Absicht habe, seine Reitkunst aufzugeben, erhielt von ihm aber nur ausweichende Antworten. Die Sache kann übrigens kein Geheimniß bleiben, denn seine Truppe

wird uns bald darüber aufklären, wenn er es selber nicht für nöthig finden sollte."

„In der Stadt erzählt man," nahm hier der hinzutretende Intendant das Wort, „daß sich Monsieur Bertrand schon wegen des unterlassenen Seiltanzes zwischen den beiden Thürmen sehr heftig mit seiner Frau gezankt habe, und die Beiden sich wollten scheiden lassen."

„In der That?" rief Melanie schnell, und ihr Blick streifte fast unwillkürlich den Rittmeister.

„Ja, meine Gnädigste," versicherte Herr v. Zühbig mit wichtiger Miene, indem sich seine Stirn in dichte Falten zog, „Madame Bertrand scheint etwas heftiger, selbstständiger Natur zu sein, wie alle diese Art Damen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie das Geschäft ohne Herrn Bertrand, allein fortsetzen würde."

„Ohne Pferde?" sagte der General.

„Ohne Pferde? — Pardon! nein."

„Aber ihr Mann verkauft sie alle."

„Ha, dann dressirt sie vielleicht andere! Es ist ein pompöses Weib, diese Madame Bertrand, ein kleiner Teufel — wie ich mir habe sagen lassen."

„Es kann ja auch sein," nahm hier Melanie das Wort, „daß sie sich selber nach Ruhe sehnt, und vielleicht in stiller Zurückgezogenheit ihr Leben nach so vielen Gefahren und — Aufregungen zu genießen gedenkt."

„Sehr leicht möglich, meine Gnädigste, sehr leicht möglich!" rief Herr v. Zühbig mit einem lüsternen Lächeln um die Lippen. „Man munkelt sogar in der Stadt von einer Liaison, die verlockend genug sein sollte, selbst den schönen Monsieur Bertrand aufzugeben."

„Sie sind boshaft, Baron," sagte Melanie, indem sie fühlte, daß ihr das Herzblut selbst zu Eis gerann. Aber sie wagte nicht in diesem Augenblicke zu dem Rittmeister aufzuschauen.

„Die Stadt wird nie müde," sagte da Graf Geyerstein's ruhige, klangvolle Stimme, „dergleichen Erzählungen zu erfinden, und es giebt auch stets gefällige und geschäftige Menschen, die sie weiter tragen."

„Ich sage nur nach, was mir erzählt worden ist!“ rief v. Zühbig rasch.

„Natürlich, Herr Intendant,“ lachte Fräulein v. Zahbern, „mehr thun wir Alle nicht. Wenn wir aber Alle so finster und schweigsam wären, wie der Herr Rittmeister, so hörte jede Unterhaltung auf, und man säße in stiller Selbstbeschauung neben einander, eine Tasse Thee mit Würde zu trinken. Hahahaha — eine solche Damengesellschaft möchte ich einmal sehen!“

„Haben Sie keine Furcht, mein gnädiges Fräulein,“ lachte der alte General, „hier in *** passirt Ihnen das nicht, Ihr Weiber müßt einmal klatschen, das ist Euer Erbfehler...“

„Aber, bester Papa...“

„Und Du, Euphrosyne, bist nicht um ein Haar besser, als die Anderen!“ rief der alte Haudegen.

„Aber Du gebrauchst solche incroyable Ausdrücke, Papa!“

„Larifari! ich nenne das Kind beim rechten Namen.“

„Comtesse, ich habe den ganzen Abend bis zu diesem Augenblicke vergebens eine Gelegenheit gesucht, Sie begrüßen zu können,“ wandte sich Graf Geyerstein an Melanie — diesen Augenblick benutzend, wo die Aufmerksamkeit der Uebrigen auf den General und seine Tochter gerichtet war.

„Ich bin sehr erfreut, Sie nach so langer Zeit wieder einmal bei uns zu sehen,“ erwiderte die junge Gräfin mit einer artigen, aber kalten Bewegung des Hauptes.

„Wenn Sie wüßten...“

„Wie beschäftigt Sie die letzte Zeit gewesen?“ unterbrach ihn Melanie, und fast unwillkürlich suchte ihr scharfer, forschender Blick sein Auge. Ruhig jedoch, nur mit einem leisen, fast schmerzlichen Ausdruck, begegnete es dem ihrigen. Sie wandte sich rasch ab und fuhr fort: „Ich kann es mir denken, und Sie sind vollkommen entschuldigt. — Aber kommen Sie, Herr Graf,“ redete sie in demselben Augenblicke den jungen Russen an, „ich versprach Ihnen vorhin die russische Volkshymne — Louise soll sie uns spielen — es ist ein Genuß, sie zu hören.“

„Es ist auch eine der schönsten Melodien, die es giebt,“ sagte der Graf, die letzten Worte falsch verstehend, „und Sie

machen mich unendlich glücklich, Comtesse, daß Sie solches Interesse an unserer Nationalhymne nehmen."

Melanie verneigte sich leicht gegen den Grafen Geyerstein, legte dann ihre Hand in den ihr gebotenen Arm des jungen Russen und schritt an seiner Seite dem andern Salon zu, in dem der Flügel aufgeschlagen stand.

„Und hatte ich Unrecht?" flüsterte Fräulein v. Zahbern in des Rittmeisters Ohr, indem ihr Blick mit einer, ihr sonst nicht unschönes Gesicht fast entstellenden Mischung von Zorn und Eifersucht das Paar verfolgte.

„Lassen Sie uns die Nationalhymne mit anhören, mein gnädiges Fräulein," sagte Graf Geyerstein statt aller Antwort, indem er ihr den Arm bot und die erbitterte Schöne, ohne ihr Zeit zu einer weiteren Bemerkung zu geben, den Vorangegangenen nachführte.

8.

An demselben Abend, an welchem beim Kriegsminister v. Ralphen die Soirée gehalten wurde, und während dort in den hell erleuchteten und wohlthätig durchwärmten, von Blumen duftenden, von sanften Melodien durchströmten Räumen fröhliche Menschen gesellig bei einander saßen, bereitete sich eine andere, von dieser weit verschiedene Scene in der zweiten Etage der Rosengasse vor.

Die Vorstellung im Circus war beendet, und mit ihr die letzte, der Gesellschaft für diese Messe gestattete. Draußen auf dem Platze, als die letzten Menschen das hohe, runde Bretterhaus kaum verlassen hatten, arbeiteten, hämmerten und pochten schon wetterbraune Gestalten in Hemdsärmeln und Schurzfellen, um die Bude wieder abzuschlagen und sie so rasch als möglich von dem Platze, den sie mit ihrer brette rnen Masse entstellte, zu entfernen.

Auch oben in dem Zimmer Georg Bertrand's sah es aus, als ob der Eigenthümer des Gemaches im Begriff sei

abzureisen, denn wild und unordentlich lagen alle möglichen Costümstücke bunt zerstreut über Stuhl- und Sophalehnen, ja selbst über den Boden hin. Handschuhe, Hüte, Reitpeitschen, ja selbst andere Theile einer Damengarderobe bedeckten zum Theil den großen runden Tisch, der in der Mitte der Stube stand, und waren nur zur Hälfte zurück- und zusammengeschoben, um dem durch die Hausmagd heraufgebrachten Abendbrod für drei Personen nothdürftigen Raum zu geben. Die Luft in dem ziemlich geräumigen, aber sehr niedern Gemache war dabei schwül und dumpfig, und kaltgewordener Tabaksqualm, wie der warme Fettgeruch verschiedener Fleischspeisen diente nicht dazu sie zu verbessern. Auf dem Sopha lag Demoiselle Josephine, Georginens siebenjährige Tochter. Das Kind war von der für seine Jahre übermäßigen Anstrengung erschöpft eingeschlafen, und der Schein der Lampe fiel, ohne die Schläferin zu stören, grell auf das bleiche, aber stark geschminkte, abgespannte Gesicht des Kindes.

Georg Bertrand war noch nicht nach Hause gekommen. Er mußte darauf sehen, daß vor allen Dingen seine Pferde gut gewartet, abgerieben und gefüttert wurden, ehe er selber an seine eigene Verpflegung denken konnte. Fremden Menschen, und noch dazu solch' leichtsinnigem Volke, wie seinen Künstlern, durfte er das, wie er recht gut wußte, nicht überlassen. Georgine dagegen hatte eben das Zimmer betreten aber ihr leichtes, luftiges Costüm, mit dem sie in der letzten' Pièce als Elfe die Zuschauer entzückt, noch nicht abgelegt. Nur ein langer, leichter grauer Mantel, den sie beim Nachhausegehen darübergeworfen, schützte sie gegen die kalte Nachtluft, und selbst hier, in dem fast schwülen Zimmer, hatte sie ihn noch nicht abgelegt, denn ihre Seele beschäftigte Anderes, als die Veränderung ihrer Toilette. Unruhig und rasch schritt sie in dem breiten, niedern Gemache auf und ab. Die nackten Arme fest auf der unruhig wogenden Brust verschränkt, das Haupt gesenkt, auf dem die noch nicht abgelegten Blumen und Federn herüber und hinüber wehten, maß sie den engen Raum wieder und wieder, und unterbrach ihre Schritte

nicht einmal, als ihr Vater endlich, ebenfalls noch in seinem Hanswurst-Costüm, in's Zimmer trat.

„Ist Georg noch nicht zu Hause?" fragte der Alte, indem er seine Kappe auf dem Kopfe rückte und sich mit der Hand durch die langen, schon dünnen und ergrauenden Haare fuhr.

„Nein," lautete die kurze Antwort, und die Frau schritt, ohne nur zu ihm aufzusehen, an ihm vorüber.

Der Alee betrachtete sie eine Weile kopfschüttelnd, dann ging er zu dem Sopha, auf dem Josephine lag, und blieb davor stehen. „Hm," sagte er hier, indem er einen alten, auf der Sophalehne hangenden Rock über die halbentblößten Glieder der Kleinen zerrte, „das Kind wird sich erkälten. Hat sie denn schon zu Nacht gegessen?"

„Ja, sie war früher fertig, als wir."

„Wo hockt denn die Christel, daß sie gewaschen und zu Bett gebracht wird?"

„Rufe sie — die faule Dirne ist nie da, wenn sie gebraucht werden soll."

Der Alte ging kopfschüttelnd wieder hinaus und kam bald mit einer Art von Dienstmädchen zurück, das den Tag über auch noch dazu verwandt wurde, die verschiedenen Costüms in Ordnung zu halten. Das Mädchen schien selber irgendwo eingeschlafen und eben geweckt zu sein, denn sie konnte noch nicht in das Licht sehen. Ohne viele Umstände ergriff sie das schlafende Kind mit dem darüber gedeckten Rock, warf es sich halb übcr die Schulter, ohne daß es dadurch erwacht wäre, und trug es in sein Schlafzimmer nebenan.

„Das Fleisch wird ganz kalt," sagte indeß der Alte, der sich nicht weiter um das Uebrige bekümmerte. „Wo nur Georg wieder bleibt — setz' Dich mit her, man muß jetzt das bischen Fressen so nur immer in aller Hast hineinhetzen."

„Iß nur," erwiderte die Frau, „ich habe keinen Hnnger."

„Keinen Hunger? und nach der Anstrengung?" brummte der Alte. „Dabei kann man doch wahrhaftig nicht von der Luft leben! — Meinetwegen aber, wenn Du nicht willst — ich habe Hunger!" Und damit warf er seine alte Filzkappe in die Ecke, holte sich einen großen Krug Bier und vom

Fenster eine Flasche Branntwein, langte dann aus den vor ihm stehenden, mit guten, nahrhaften Speisen gefüllten Schüsseln wacker zu, und schien sich bald nach Umständen vollständig behaglich zu fühlen. Nur das unruhige Wesen der Frau störte ihn; er sah ihr ein paar Mal auf ihrem Gange kopfschüttelnd nach, und dann wieder nach der alten Schwarzwälder Uhr, die im Zimmer hing, hinüber, rückte ungeduldig eine Weile auf seinem Stuhl hin und her, und sagte endlich: „Was hast Du denn nur heut Abend, Gine, daß Du wie toll im Zimmer auf und ab rennst? Weshalb hast Du Dich noch nicht ausgezogen? Zum Donnerwetter, setz' Dich einmal! man wird ganz wirr im Kopf."

Die Frau antwortete weder, noch unterbrach sie ihren Gang, und nur manchmal blieb sie einen Moment plötzlich stehen, um nach der Thür hinüber zu horchen. Der Alte sah ihr kopfschüttelnd zu, dann aß er ruhig weiter, bis er satt war, schob jetzt den Teller zurück, schenkte sich ein Bierglas halb voll Branntwein, das er auf Einen Zug und ohne eine Miene zu verziehen leerte, und nahm dann das Gespräch noch einmal auf: „Dir geht Georg's neuer Plan im Kopfe herum — er paßt Dir nicht, ich weiß es — er paßt auch mir eigentlich nicht recht, aber — bei Lichte besehen, hat er doch am Ende nicht so ganz Unrecht. Wir werden alt, und ich für meinen Theil hätte nichts dagegen, wenn ich mich einmal — wenigstens eine Zeit lang — ausruhen könnte, ohne gerade am Hungertuche zu nagen."

Georgine schleuderte ihm einen finstern Blick zu, erwiderte aber noch immer keine Silbe, und der Alte, noch einmal zu der Flasche greifend, aus der er sich langsam einschenkte, fuhr, eigentlich mehr zu sich selber, als zur Tochter redend, fort: „Und es ist doch eigentlich nur ein Hundeleben das wir führen, Faxen und Narrenspossen machen, daß das Lumpenvolk sich für seine paar Groschen darüber ausschütten kann und besser danach verdaut — Canaillen, verdammte, die uns nachher auf der Straße über die Achsel ansehen, oder hinter uns drein feixen — und wegen solcher Bande riskirt man seine Gliedmaßen, bis man einmal zum Krüppel wird! Nach-

her kann man betteln gehen, mit Krücke oder Stelzfuß, und ihretwegen auch verhungern — was kümmert das sie!"

Der alte Mann hatte den Ellbogen auf den Tisch gestützt und schaute mit den kleinen, tiefliegenden Augen finster und verdrossen in die dicht vor ihm flackernde Lampe hinein. Aber wo war jetzt der tolle Humor in diesen Zügen, der noch vor wenigen Viertelstunden das Volk da draußen hatte aufjauchzen und jubeln machen? Wo war die Laune geblieben, mit der er sich dem Stallmeister zwischen die Füße warf und seinen Körper verrenkte und durcheinanderwand, nur um dem süßen Pöbel zu gefallen? Nichts von allem dem ließ sich mehr in dem finstern, verdrossenen und doch so entsetzlich bemalten Angesicht erkennen, auf das die Lampe jetzt ihr volles, grelles Licht goß. Scharf und verzerrt schnitten dabei die weißgemalten Streifen desselben ein, während das Zinnoberroth ordentlich leuchtete und die beiden Augen unter den tief herabgezogenen buschigen Brauen wie ein paar Stücke rothheißen Eisens funkelten. Fest hatte sich dabei die magere, sehnige Hand in das lange dünne Haar gekrallt, das zwischen den Fingern in spärlichen Locken herausquoll, und ein eigener Ausdruck von Trotz, Grimm und Ekel lag in den tiefgefurchten, farbebestrichenen Zügen. Georgine war neben ihm stehen geblieben, und den weißen vollen Arm auf den Tisch stützend, sagte sie mit leiser, wie höhnisch klingender Stimme: „Und willst Du ein Bauer werden?"

„Warum nicht?" erwiderte der Mann, ohne seine Stellung auch nur um ein Haar breit zu verändern, „immer noch besser ein Bauer, als ein — Hanswurst."

„So zieht Ihr Beiden allein zwischen Eure Schafe und Kühe!" rief das junge, schöne Weib, in wildem Zorn emporfahrend, „ich selber weiß, was ich mir und Josephinen schuldig bin, und Den will ich sehen, der mich zwingen soll, draußen zwischen Kraut- und Kartoffelfeldern mein Leben zu beschließen!"

„Niemand, Georgine, Niemand!" sagte in diesem Augenblick die tiefe, klangvolle Stimme Georg Bertrand's, der unbemerkt von den Beiden in die Thür getreten und auf der Schwelle stehen geblieben war. „Wenn Du es über's Herz

bringen kannst, Deinen Gatten allein ziehen zu lassen, allein Deinen Weg Dir in der Welt zu bahnen, in Gottes Namen dann, ich kann und werde Dich nicht daran hindern."

„Nicht?" rief die Frau erstaunt, ja überrascht nach ihm herumfahrend, „Du würdest Dich von mir und Josephinen trennen wollen?"

„Von Josephinen? — nein," sagte der Mann ruhig, indem er seinen Hut auf den Stuhl neben der Thür legte und langsam jetzt in's Zimmer trat.

„Von Josephinen nicht?" rief in schnell wieder auflodernden Zorn die Frau, „welche Macht der Erde wird das Kind von der Mutter trennen?"

„Das Gesetz!" erwiderte mit dem vorigen Gleichmuth ihr Gatte; „das Gesetz spricht nach dem siebenten Jahre das Kind dem Vater zu."

„Du darfst mir Josephinen nicht nehmen," zischte da Georgine zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch, „Du weißt, daß ich ohne das Kind nicht leben kann, daß ich mit mehr als Mutterliebe an ihm hange, daß sie mein Eins und mein Alles ist auf dieser Welt — Du kannst und darfst mich nicht tödten — und mir das Kind nehmen, hieße mehr als mich morden."

„Und will ich das?" erwiderte Georg, jetzt vor sie tretend und ihre Hand ergreifend, „habe ich nicht Bitten auf Bitten an Dich verschwendet, mir und dem Kinde das Opfer zu bringen, diesem unseligen Leben zu entsagen? Hat nicht Josephine selber Dich gebeten, mich nicht zu verlassen und draußen in der freundlichen Natur zu vergessen, was Dich hier berauscht — den Beifall der Menge? — Georgine, kann Dir denn nicht ein häusliches Familienglück, das Du noch gar nicht kennst und das nur zu bald seinen Zauber um Dich breiten wird, das Jauchzen und Beifallklatschen fremder, gleichgültiger Menschen ersetzen? Lebst Du denn nur für diese Masse, die Dir nichts, gar nichts entgegenbringt, als nur das Verlangen, auf angenehme Weise amüsirt zu werden, und die gleichgültig selbst an Deinem Sarge vorübergehen würde, wenn ein unglücklicher Fall Dich in der nächsten Stunde vielleicht abriefe?"

„Nach meinem Tode? Nicht so viel kümmere ich mich darum!“ rief das schöne Weib verächtlich. „Ob sie mich lieben werden oder hassen, was liegt daran! Nur dieses Leben ist mein, nur dem Leben gehöre ich an. Was schiert mich die Liebe oder der Haß des Volkes nach dem Tode!“

„Und ich? — und Dein Kind?“ sagte Georg mit weicher Stimme.

„Wenn Ihr mich liebtet, quältet Ihr mich nicht so,“ rief die Frau zurück. „Du weißt, daß ich so wenig für das Land passe, wie Dein Araber zum Karrenziehen und Ackern; die Hand möchte ich sehen, die uns Beide dazu zwingen kann.“

„Du weißt,“ sagte Georg ruhig, „daß ich den Araber zu Allem zwang, wozu ich ihn haben wollte.“

„Aber mich nicht, Georg, mich bei Gott nicht!“ rief die Frau, wieder zu voller Heftigkeit ausbrechend. „Versuch' es nicht, Du möchtest es bereuen.“

„Es ist zu spät, darüber noch zu reden,“ sagte fest entschlossen Georg. „Heut Abend nach der Vorstellung habe ich den Handel über mein letztes Pferd abgeschlossen, die wenigen ausgenommen, die ich mit mir zu nehmen gedenke, und morgen schon verlassen wir ***, keine weitere Messe mehr zu besuchen. Die Gesellschaft ist aufgelöst, die Leute werden morgen ausgezahlt, und ich und Josephine ziehen hinauf nach Mecklenburg, ein neues Leben von heute an zu beginnen.“

„Und glaubst Du, daß ich das Kind Dir gutwillig lassen werde?“ fragte Georgine, und ihre ganze Gestalt zitterte in der furchtbaren Bewegung, die sich ihrer bemächtigt hatte.

„Du mußt, Georgine,“ lautete die feste Antwort, „die Gesetze schützen mich darin — wenn ich deren Schutz anrufen müßte. Ich habe mich genau danach erkundigt. Josephine ist über sieben Jahre alt, und das Gesetz spricht in diesem dem Vater des Kindes, falls sich die Eltern trennen sollten, das Recht zu, über seine Zukunft zu wachen und zu bestimmen.“

„Und wer hat Dich mit den Gesetzen so genau bekannt gemacht? — glaubst Du nicht, daß ich Deinen Helfershelfer errathe?“

„Wenn Du den Mann meinen Helfershelfer nennst, der mir wie einem Ertrinkenden die Hand bietet, mich aus einem Leben zu erretten, das mich die letzten Jahre nur zwischen Verzweiflung und Selbstmord schwanken ließ, so hast Du Recht," sagte Georg düster.

„Zwischen Verzweiflung und Selbstmord, Du?" rief erstaunt die Frau — „Du, der nur Lust und Stolz in der Ausübung seiner Kunst fand, dem an Kühnheit und Geschicklichkeit Keiner gleichkam?"

„Es ist gut," erwiderte der Mann, ernst mit der Hand abwehrend; „die Zeiten sind, Gott sei Dank, vorbei, denn Du kennst mein früheres Leben nicht, weißt nicht, kannst nicht wissen, was ich gelitten und geduldet habe, um es zu vergessen. Jetzt endlich ist mir Rettung geboten; jetzt endlich streckt sich mir eine Hand entgegen, mich zurück zu Sicherheit und Ruhe zu führen, und, beim ewigen Gott! ich will sie nicht undankbar von mir stoßen. — Du kennst mich, Du weißt, daß ich durchführe, wozu ich einmal fest entschlossen bin; glaube also nicht, mich durch zornige Worte oder machtlose Drohungen schwanken zu machen. Auch Dir bietet sich die Hand, auch für Dich ist die Hülfe gemeint. Folge deshalb meinem Rath — folge Deinem Gatten — Deinem Kinde, und stürze Dich nicht wieder einem Leben entgegen, an dem Du jetzt vielleicht Freude findest, in dem Du aber doch mit der Zeit rettungslos untergehen müßtest."

„Er hat Recht, Gine," sagte auch der Alte, der, ohne bis jetzt seine Stellung zu verändern, aufmerksam den Worten Bertrand's gelauscht und nur manchmal langsam dazu mit dem Kopfe genickt hatte. „Wir Alle werden nicht jünger, und ein solcher Schlupfwinkel für's Alter bietet sich nicht einem Jeden von uns. Der rothe Kaspar war zu meiner Zeit, wie ich noch in Bundhosen herumlief, ein so toller Hanswurst, wie es je einen gegeben hat: die Banden zahlten ihm damals schon sechs- bis siebenhundert Thaler jährlich mit Kußhand, und er brauchte sich noch nicht einmal bei ihnen zu bedanken. Auf der Messe jetzt habe ich ihn mit einem abgeschnittenen Beine und einer Drehorgel und Mordgeschichten getroffen, und ich mußte ihm ein paar Groschen geben, daß er nur end-

lich einmal wieder, wie er meinte, etwas Warmes in den Leib bekäme. Ich selber habe nicht die geringste Lust, in meinen alten Tagen mit einer Drehorgel oder mit Fleckseife im Lande herumzureisen, Winter und Sommer draußen auf den Straßen zu liegen und den Bauernlümmeln die alten schmierigen Rockkragen abzuseifen oder schreckliche Blutgeschichten vorzuleiern, in denen zuletzt immer die Polizei gelobt wird. Ich und der Karl, wir gehen mit. Der Karl soll auch Oekonom werden, daß er mir nicht den Hals bricht wie sein Vater, was ihm der lahme Jörgen schon vor vier Jahren prophezeit hat."

„Geh mit uns, Georgine!" bat da auch Bertrand, mit weit mehr Herzlichkeit, als er bisher zu ihr gesprochen. — „Versuche es nur einmal ein Jahr mit uns, und Du wirst sehen, daß Du gar rasch und freudig Dich in den neuen Zustand findest. — Du kennst das stille bürgerliche Leben ja noch gar nicht; weißt nicht, ahnst noch nicht einmal, welche Reize und Genüsse es bietet. Bleibe bei uns; bleibe bei Deinem Kinde, dem doch kein Fremder je die Mutter wird ersetzen können."

„Soll ich Komödie in Deinem Familienkreise spielen?" fragte das schöne Weib höhnisch, indem sie mit untergeschlagenen Armen vor dem Gatten stehen blieb.

„Nenne es die erste Zeit, wie Du willst," sagte Bertrand ruhig, „nur zu bald wirst Du doch einsehen lernen, daß Du nie mehr Dein eigener Herr gewesen, als gerade in jenem einfach natürlichen Leben auf dem Lande!"

„Und glaubst Du wirklich, daß Du mich je zur Bäuerin machen könntest?" lachte Georgine, indem sie in Verachtung und Zorn die schön geschnittenen Lippen emporwarf; „ich hätte gedacht, daß Du mich besser kennen solltest."

„Und Du willst mir wenigstens gestatten den Versuch zu machen?"

„Nein — dreimal und tausendmal nein!" rief Georgine mit wieder aufloderndem Zorn, „bis ich nicht sicher weiß, daß die Gesetze Dir wirklich erlauben mir mein Kind zu stehlen. Ich zweifle nicht an der Möglichkeit, denn Ihr Männer habt die Gesetze gemacht, und was gilt Euch das

Herz einer Mutter? Aber selber erfragen will ich erst die Schmach, und ist das sicher — gut — dann gehe ich mit Euch. Von Josephinen kann ich, will ich mich nicht trennen, und über sie wachen werde ich dort, wie die Löwin über ihr Junges. Versucht es dann sie mir abtrünnig zu machen."

„Bah!" sagte der Alte, unwillig seinen Kopf schüttelnd, „schwatze keinen Unsinn; es will sie Dir Niemand stehlen, und Georg ist am kleinen Finger vernünftiger, als Du am ganzen Leibe. Beschlafe die Geschichte; morgen wirst Du vernünftiger darüber denken. Morgen halte ich dann auch Auction mit dem Plunder hier, oder werfe ihn am liebsten auf die Straße hinaus. Ich wäre doch wirklich neugierig, zu sehen, ob es noch solch' einen Narren hier im Neste gäbe, der ihn aufhöbe. Jetzt macht, daß Ihr zu Bett kommt. Es ist ein Uhr vorbei, und mir sind alle Knochen im Leibe schon wie zerschlagen."

Mit diesen Worten zündete er sich einen Stummel Talglicht an, der auf der Commode stand, nahm seine Mütze wieder aus der Ecke hervor und verließ langsam, ohne eine „Gute Nacht" weiter für nöthig zu halten, das Zimmer.

9.

Am nächsten Morgen saß Comtesse Melanie allein in ihrem Boudoir. Rosalie war mit Louisen ausgefahren — sie selber hatte sie nicht begleiten können — oder wollen — und Kopfschmerzen, Unwohlsein vorgeschützt. Sie war in der That nicht wohl, wenigstens ganz ungewöhnlich aufgeregt und unruhig, und nahm bald ein Buch zur Hand, ein paar Seiten desselben zu durchblättern, bald begann sie an einer angefangenen Zeichnung, bald an einer Stickerei, und schob nach wenigen Minuten Alles wieder bei Seite, um sich auf das Sopha zu werfen und ihren eigenen Gedanken nachzuhangen. So war es zwölf Uhr geworden, als es leise an die Thür klopfte und auf ihr Herein ein Diener eintrat, welcher meldete: der Herr

Rittmeister v. Geyerstein lasse anfragen, ob er der gnädigen Comtesse seine Aufwartung machen dürfe.

„Graf Geyerstein?“ rief Melanie, fast erschreckt von dem Sopha emporfahrend. Die Ueberraschung dauerte aber nur wenige Momente, denn schon im nächsten Augenblicke wieder vollständig gesammelt, sagte sie ruhig: „Es wird mir sehr angenehm sein; führen Sie den Grafen herein.“

Wenige Minuten später hörte sie draußen den festen, klirrenden Schritt des Officiers, und der Graf stand in ihrem Zimmer, ehe sie selber sich genug gefaßt hatte, ihn ruhig begrüßen zu können.

„Comtesse,“ sagte der Rittmeister, sich förmlicher vor ihr verneigend, als er sonst als alter, gerngesehener Freund des Hauses gethan, „Ihr Herr Vater trägt die Schuld einer Störung, wenn ich Ihnen eine solche verursacht habe; denn mein Dienst rief mich zu ihm, und da er für den Augenblick noch beschäftigt ist, war er so gütig mich indeß zu Ihnen herüberzuweisen; — ich wäre sonst nicht so früh bei Ihnen erschienen.“

Eine rasche freundliche Entgegnung lag schon auf Melanie's Lippen, aber sie zwang sie zurück und sagte artig, aber lange nicht mit der gewohnten Herzlichkeit im Ton und Ausdruck: „Mein Vater weiß recht gut, daß Sie uns immer willkommen sind, auch ohne die Entschuldigung, Herr Graf.“

„Aber auch ohne diese Veranlassung hätte ich Sie heute noch aufgesucht, Comtesse,“ nahm der Graf nach einer leisen Verbeugung wieder das Wort, indem er sich, einer einladenden Handbewegung Melanie's folgend, auf einen Stuhl ihr gegenüber niederließ, „denn ich wollte mich auf einige Zeit von Ihnen verabschieden.“

„Sie wollen fort von hier?“ rief Melanie schneller und mit weit mehr Theilnahme, als sie vielleicht zu verrathen willens war.

„Nur auf kurze Zeit; auf eine, vielleicht auf einige Wochen; und zwar in Angelegenheiten, die meine Anwesenheit auf einer meiner Besitzungen dringend nöthig machen. Ich habe dazu den Urlaub vom Fürsten erbeten und erhalten.“

Melanie sah zu ihm auf und vermochte keine Silbe als

Antwort zu finden. Allerlei wunderliche, wirre Gedanken kreuzten ihr Hirn. Jetzt gerade wollte er fort? — jetzt, wo — sie durfte dem nicht weiter folgen — und so kalt, so förmlich nahm er jetzt Abschied — er mußte bemerkt haben, wie sie Graf Selikoff bevorzugte. — Und weshalb nicht? war sie nicht frei, zu thun, zu lassen was sie wollte, — war sie nicht von ihm, der da so kalt und eisern vor ihr saß, schändlich, schmählich betrogen und verrathen worden? — und wenn nicht? — — Auch der Graf schwieg; das Herz war ihm voll und schwer, und dem kalten, förmlichen Empfang des Wesens gegenüber, das er mehr als sein eigenes Leben liebte, hatte er sich bezwingen, hatte er eben so kalt und ruhig von ihr scheiden wollen — scheiden vielleicht für ein ganzes Leben, indem sie sich von nun an nur als Fremde wieder begegnen sollten. Als er aber die Bewegung in Melanie's Zügen sah, als ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß die Jungfrau, so kalt und abgemessen sie sich auch gezeigt, doch vielleicht mehr, ja innigeren Antheil an ihm nehme, da raffte er sich selber auch empor, und mit bewegter Stimme sagte er: „Comtesse — Melanie — es ist in letzter Zeit etwas zwischen uns gewesen — was, weiß nur Gott — was aber nicht sein sollte.“

„Zwischen uns, Herr Graf?“ unterbrach ihn, wie erstaunt, Melanie, die durch die Worte rasch zu sich selbst gerufen wurde.

„Stoßen Sie mich nicht so ungehört zurück,“ fuhr der Rittmeister, der jetzt einmal das Eis gebrochen hatte, fort. „Womit ich Sie beleidigt oder gekränkt haben mag, ich weiß es nicht — wissentlich nicht, beim ewigen Gott, und nur ein Mißverständniß kann es deshalb sein, was Sie in diesen Tagen mir entfremdet hat. Sehen Sie mich nicht so stolz an, Melanie, — Sie waren sonst so offen, so ehrlich gegen mich — oh, lassen Sie die Zeit, die liebe, liebe Zeit, nicht so mit einem Schlage abgebrochen sein. Sagen Sie mir was ich gethan, was ich verbrochen habe, gestatten Sie mir dann, daß ich mich vertheidige.“

„Was Sie gethan, Herr Graf,“ erwiderte Melanie, der bei der Erinnerung alles dessen, über das sie Ursache zu

haben glaubte — gerechte Ursache — zu zürnen, das Blut mit voller Macht in Wange und Schläfe strömte — „ich glaube nicht, daß es mir zusteht, Sie über irgend etwas, was Sie gethan haben könnten, zur Rede zu stellen. Hätten Sie es für gut gefunden, mich irgend eines Schrittes wegen, den Sie zu thun gedachten, um Rath zu fragen, wäre es vielleicht etwas Anderes, doch so . . .“

„Oh, weichen Sie mir nicht aus,“ bat Geyerstein in herzlichem Tone und von der Gewalt des Augenblicks hingerissen, „Melanie, Sie müssen wissen, wie mein Herz...“

„Herr Graf — nicht weiter, wenn ich bitten darf,“ unbrach ihn plötzlich mit ernstem, strengem Tone die junge Gräfin, indem sie sich zu ihrer vollen Höhe stolz, ja fast zürnend, emporrichtete. — „Ersparen Sie sich und mir ein Thema, das nur für beide Theile — schmerzlich enden kann.“

„Melanie!“ rief Geyerstein entsetzt, „was, um aller Heiligen willen...“

„Sie vergaßen wohl in dem Augenblicke,“ fuhr die Comtesse fort, und ihre Züge glichen jetzt denen einer Marmorbüste, „das Verhältniß, in dem Sie zu der Seiltänzertruppe jenes Bertrand stehen? — Sie vergaßen...“

„Großer Gott!“ stöhnte der Rittmeister, und bleich, wie das ihm gegenüberstehende schöne Weib, fuhr er von seinem Sitz empor.

„Wie das Geheimniß zu meinen Ohren kam,“ fuhr Melanie kalt und ruhig fort, „bleibt sich gleich, Sie selber bestätigen Alles durch Ihr Schweigen. — Jetzt aber werden Sie doch auch wohl fühlen, daß zwischen uns nicht mehr von den Empfindungen des Herzens die Rede sein kann. Die Tochter des Grafen v. Ralphen dünkt sich zu gut...“

„Halten Sie ein, Comtesse!“ rief der Graf mit ausgestreckter Hand und fast tonloser Stimme, „sagen Sie nichts weiter! Es ist genug — übergenug — und das Wenige selbst — hätte sich vielleicht auf weniger harte Weise sagen lassen — aber es ist geschehen. Sie haben nicht zu fürchten, daß ich Ihnen je wieder mit Wort oder Blick nur nahen werde — dennoch bitte ich Sie, in den Augen der Welt...“

„Fürchten Sie nicht daß ich Ihr Geheimniß mißbrauchen werde," unterbrach ihn Melanie, „wie immer die Welt auch wohl dergleichen beurtheilen möchte. Was ich gesprochen, sprach ich nur für mich, und wie ich glaube, war ich das mir und meiner Stellung in der Welt schuldig. Aber ich höre meinen Vater — er wird kommen, um Sie abzurufen."

Der Graf neigte sich ehrerbietig, aber kalt vor ihr — er hatte seine ganze Fassung und Männlichkeit wiedergewonnen, und in demselben Augenblicke auch fast öffnete sich die Thür, in welcher der Kriegsminister, schon in Uniform, um gleich nachher zum Fürsten zu fahren, erschien.

„So, mein lieber Geyerstein," sagte er freundlich, als er dem jungen Manne die Hand entgegenstreckte, „jetzt bin ich mit Allem fertig und stehe Ihnen noch auf eine halbe Stunde zu Diensten. Er will uns davonlaufen, Melanie, will hinauf nach Mecklenburg und Hirsche schießen, Güter einrichten, und Gott weiß was Alles. Wir werden Sie hier vermissen, Geyerstein, und Rosalie besonders wird untröstlich darüber sein. Wo steckt denn das Mädchen überhaupt heute Morgen — wohl wieder ausgefahren? Aber Du siehst so blaß heute aus, Melanie; fehlt Dir 'was, mein Kind?"

„Nichts, lieber Vater — nur ein wenig Kopfschmerz hatte ich heute, und habe deshalb Rosalien auch nicht begleitet. Es wird bald vorübergehen."

„Excellenz gestatten mir dann vielleicht, Ihnen oben in Ihrem Zimmer die Papiere vorzulegen," sagte Graf Geyerstein.

„Schön; wenn Sie Alles bei der Hand haben, desto besser. — Apropos, sind Sie auf heute Mittag schon versagt? Ich möchte Sie gern noch so lange als möglich bei uns haben."

„Ich muß unendlich bedauern ..."

„Machen Sie um Gottes willen keine Umstände; Sie sollen nicht im Mindesten genirt sein. Also kommen Sie. — Adieu, mein liebes Kind; lies nicht zu viel, das nimmt Dir den Kopf nur noch mehr ein."

Graf Geyerstein verabschiedete sich bei der Comtesse mit einer tiefen Verbeugung, und eben so förmlich dankte ihm die Dame. Der alte Herr bemerkte das aber nicht; er über=

sah schon flüchtig die Papiere, die ihm der Rittmeister eben übergeben hatte, und mit freundlichem Kopfnicken nur von seiner Tochter Abschied nehmend, verließ er gleich darauf, von dem Grafen gefolgt, das Zimmer.

Melanie blieb, als die beiden Männer die Thür hinter sich geschlossen hatten, noch eine ganze Weile stumm und regungslos stehen. Hatte aber auch ihr stolzer Geist in dem entscheidenden Momente den Sieg über das nur zu schwache Herz davongetragen, jetzt — jetzt vermochte sie nicht mehr. Ein leises Frösteln flog über ihren Körper, sie schwankte zum Sopha, barg das bleiche Antlitz in den Händen und weinte — weinte, als ob ihr das Herz vor unendlichem Weh zerbrechen müsse in der Brust.

10.

Oben, inmitten des schönen Mecklenburger Landes, an einem der kleinen reizenden Seen, lag das nicht unbeträchtliche Rittergut Schildheim, seit undenklichen Zeiten schon einem alten Mecklenburger Geschlechte erb- und eigenthümlich. Der Letzte desselben heirathete eine Comtesse Geyerstein aus einer Nebenlinie im nordöstlichen Preußen, und um sie die Heimath nicht so sehr vermissen zu lassen, wurde damals das alte, durchaus neu restaurirte Gut ganz nach preußischer Art eingerichtet; ja sogar einen preußischen Verwalter und eine Wirthschafterin brachte die junge Frau mit dorthin, sowie Leute von ihren eigenen Gütern, und Schildheim hieß demnach und von der Zeit an in der Umgegend nur „das preußische Gut". Der Besitzer starb, aber seine Wittwe, eine Großtante Wolf's v. Geyerstein, überlebte ihn noch viele Jahre, und als auch sie in der Familiengruft beigesetzt wurde, ging das Gut durch Erbschaft an Wolf's Mutter über.

Mit den Jahren hatte sich jetzt dort Vieles verändert. Die Wirthschafterin war gestorben und eine andere aus dem Lande selber angenommen worden. Dann hatte ein Pachter

das Ganze übernommen, und die preußischen, dazu gehörigen Familien verdingten sich theils auf anderen Gütern, theils hatten sie sich selber etwas erspart und einen eigenen kleinen Grundbesitz gekauft. Nur die Gebäude waren noch die alten und der Name „das preußische Gut" ebenfalls auf dem alten Herrensitze haften geblieben. Die Leute in der Nachbarschaft kannten es fast unter keiner andern Benennung, und doch verdiente sie das Gut schon lange nicht mehr. Von den eigentlichen, dort hinübergezogenen Preußen lebte in der That nur noch Einer, der alte Verwalter, ein Mann hoch in die Sechzig, aber mit noch rüstigen Kräften, der sammt den Dienstleuten der seligen Besitzerin, und zwar als Ochsenjunge, herübergekommen war und sich durch Fleiß und ehrliches Betragen zu solchem Ehrenposten aufgeschwungen hatte. Das eigentliche Inventar aus ältester Zeit blieb aber eine andere, höchst eigenthümliche Persönlichkeit, und das war der alte Forstwart, wie er dort überall hieß. Dieser, ein origineller Kauz, aber ein durchaus braver und rechtlicher Mann, hatte seine Carrière auf dem preußischen Gute von der Pike auf gemacht — das heißt vom Holzdieb bis zum Forstwart, wo er halten blieb, und jetzt, in seinem hohen Alter, eigentlich mehr das Gnadenbrod aß, als noch wirklichen Nutzen leistete. Dabei hing er an dem alten Platz, besonders an seinem Walde — denn um die Menschen bekümmerte er sich wenig oder gar nicht — mit einer Zuneigung, die man in dem sonst so abgeschlossenen und selbst scheuen Gesellen gar nicht gesucht haben würde.

Der Förster war allerdings sein Vorgesetzter, aber er bekümmerte sich wenig um ihn und that seine Pflicht, ohne ihn viel damit zu belästigen. Jener war auch gern damit zufrieden, wenn er nur den Holzfrevlern ein wenig auf die Finger sah und im Winter dem Raubzeug Fallen stellte, und zu beiden Beschäftigungen ließ sich Niemand besser verwenden, als der alte, für seine Jahre aber noch außerordentlich rüstige Forstwart Barthold. Die Holzfrevler fürchteten nämlich den alten Mann weit mehr und gingen ihm weit sorgfältiger aus dem Wege, als wenn er der jüngste und kräftigste Forstgehülfe gewesen wäre, denn sie glaubten: er könne mehr als Brod

essen, d. h. er stände mit verschiedenen über- und unterirdischen Mächten im Bunde, was sich mit dem Seelenheil eines gewöhnlichen Christen nicht vertrug. Ging er doch auch in keine Kirche und man erzählte sich von ihm im Dorfe die tollsten und abenteuerlichsten Geschichten — und doch gab es kaum ein harmloseres Wesen in der weiten Umgegend, als eben diesen braven alten Forstwart. Nur dem Raubzeug im Walde, den Füchsen, Mardern, Wieseln, Iltissen und wilden Katzen war er ein grimmer und schlauer Feind, weil sie Sicherheit und Leben sei'ner lieben Waldsänger — der Vögel — bedrohten.

Etwa zehn Minuten Weges — oder eine halbe Pfeife Tabak, wie die Bauern manchmal ihre Wege messen — von dem Rittergut Schildheim entfernt, und dicht am Ufer des kleinen schilfbewachsenen Sees, lag ein sehr freundliches Dorf gleichen Namens mit einigen wohlhabenden Bauern, wie auch von den Arbeitern bewohnt, die auf dem Gute ihre Nahrung fanden. Dort war eben Kirchweih abgehalten worden, und die Bauern und Insassen feierten jetzt noch — gewissermaßen zur Erholung von den überstandenen Festlichkeiten — die Nachkirchweihe in einer Art von verlängertem blauen Montag. Die Köpfe wüst von vielem Tanzen und Trinken und den verschiedenen durchschwärmten Nächten, hatten sie noch keine rechte Lust, wieder zu ihrer regelmäßigen steten Arbeit zurückzukehren, und glaubten die Zeit denn natürlich nicht besser anwenden zu können, als wenn sie das früher begonnene Zechen ein klein wenig länger fortsetzten. Der arbeitsame Bauer ist schwer aus seiner altgewohnten täglichen Beschäftigung herauszubringen; wenn aber einmal draußen, bekommt er sich selber auch nur äußerst schwer wieder hinein. — Er weiß das selber dabei recht gut und läßt sich deshalb eben Zeit dazu.

Im Dorfe war ein ziemlich großes Wirthshaus: Zum Stern; denn die Chaussee führte um den See herum und wurde besonders stark von Fuhrleuten befahren, welche die Landesproducte früher bis an die See nach Wismar, seit Errichtung der Eisenbahn aber, mit noch viel lebendigerem Verkehr, nach der nächsten, etwa sechs Meilen entfernten Eisen-

bahnstation schafften. Der Stern bildete denn auch jetzt den Mittelpunkt, in welchem die Honoratioren des Ortes zusammenkamen, bei Wein oder Bier die Nachwehen der überstandenen frohen Tage zu vertreiben, und selbst der alte Verwalter vom Schloß, eigentlich kein Wirthshausgänger, war heute unter ihnen und saß mit einem Glase Wein vor sich am runden Tisch in der untern Stube — denn kaltes, unfreundliches Wetter hatte die Gäste in das Innere des Hauses getrieben. Der alte Verwalter war aber eigentlich nicht blos um zu trinken heruntergekommen, sondern er brauchte Leute aus dem Dorfe zur Arbeit, und wußte wie schwer es hielt, sie selbst von der Nachkirchweihe fortzulocken. So willig sie sich sonst auch finden ließen, heute wichen sie ihm aus, und der alte Mann, der nicht hinter ihnen herlaufen konnte, hatte sich deshalb hier wie die Spinne mitten in das Netz gesetzt, wo sie ihm, wie er recht gut wußte, doch zuletzt anlaufen mußten. Neben ihm, ineinander gedrückt und schläfrig, saß ein anderer alter Gesell, der faule Tobias, wie sie ihn im Dorfe nannten. Er sah fast wie ein Müller aus, mit seinem hellblauen, weiß bestaubten Rock, war auch früher ein Müller und noch dazu ein ganz tüchtiger gewesen, und wohnte in der untern Mühle, aber nur zum Auszug. Er hatte vor längeren Jahren Mühle wie Anwesen an seinen Schwiegersohn verkauft und sich nur, wie das häufig Sitte ist, seinen Auszug, d. h. Wohnung und Verpflegung bis zum Tode, vorbehalten, dann das Geld genommen und lustig damit gelebt, und jetzt hieß es allgemein, daß er wohl bald mit der erhaltenen Summe fertig sein müsse. Das aber kümmerte ihn gar wenig. Ohne die geringste Beschäftigung war er den Vor- wie Nachmittag sicher im Stern zu treffen. Nur an warmen Tagen ging er manchmal mit der Angel an den Bach, aber er war selbst zu faul, Würmer zu suchen, besteckte seine Angel deshalb nur, legte sie in's Wasser und sich daneben in den Schatten irgend eines Baumes, und schlief so lange, bis er durstig wurde. Dann stand er auf, packte sein Angelzeug zusammen und ging wieder in den Stern, und die Leute im Orte nannten ihn so mit Recht nur den faulen Tobias.

Daß der Bursche nicht zum Arbeiten zu bringen war, selbst wenn er noch hätte arbeiten können, wußte der Verwalter recht gut, richtete deshalb auch kein Wort an ihn, und die Beiden saßen eine Weile schweigend neben einander, wobei Tobias manchmal mit den rothgeränderten und feuchten Augen nach ihm hinüberblinkte, und sich nur bewegte, wenn er sein Glas hob oder es von Frischem füllen ließ.

„Na," nahm da endlich Tobias das Gespräch auf, denn es verdroß ihn, daß ihn der Verwalter keines Wortes würdigte, „wird ja jetzt bald ein anderes Leben in dem alten Schlosse werden, he? — kommt heute ein neuer Pachter hinein, der wahrscheinlich einmal ein bischen reine Bahn macht."

„Möglich," sagte Schönle, der Verwalter, trocken. — „Euch wird er aber doch wohl nicht ändern können."

„Mich? — ne — wäre auch schade," lachte Tobias stillvergnügt vor sich hin, denn er wußte jetzt, daß er den Verwalter geärgert hatte, „bin so hübsch genug, und muß nun auch so bis an mein Ende — das Gott der Herr mir und meinem Schwiegersohne zu Liebe wohl noch ein paar Jährchen hinausschieben wird — aufgebraucht werden; hehehe!"

Der Verwalter antwortete ihm nichts darauf, trank einen Schluck aus seinem Glas und sah ungeduldig nach der Thür. Die Gesellschaft gefiel ihm nicht, und er wäre gern aufgestanden, hätte er nur irgend wo anders einen passenden Platz gehabt. Der Alte merkte dies recht wohl, aber noch viel zudringlicher fuhr er fort: „Es hieß ja einmal eine Weile im Orte, der Herr Verwalter würden den Pacht selber übernehmen, he? Der gnädige Herr da draußen hat aber wohl nichts davon wissen wollen? — Ja — ist eine alte Geschichte: der Prophet gilt nichts im eigenen Lande; hehehe!"

Damit hatte er übrigens, wie er recht gut wußte, des Verwalters wundesten Fleck getroffen. Der alte Mann stand auch auf, trank sein Glas aus und sagte: „Ihr seid ein unverbesserlicher Schwätzer, Tobias, und ein so nutzloses Subject, wie je auf zwei Beinen herumgetaumelt ist. — Wenn Ihr einmal nüchtern seid, will ich weiter mit Euch reden." Und damit wollte er sich von dem höhnisch zu ihm aufschauen=

den Alten abdrehen, als die Thür aufgerissen wurde und einer der Gutsknechte athemlos hereingestürzt kam.

„Sie sind da — sie sind da!“ schrie der Bursche, ohne nur zu grüßen, den Verwalter an, „eben fahren sie die Allee hinauf — zwei Wagen hintereinander!“

„Alle Wetter!“ rief der Verwalter erschreckt, „und ich sitze hier und verschwatze die Zeit mit dem — Lump da!“ Und ohne weiter einen Blick zurückzuwerfen, fuhr er aus der Thür, sprang auf sein draußen angebundenes Pferd, das der Knecht rasch von dem eisernen Ringe löste, und sprengte, was dieses laufen konnte, den breiten Fahrweg hin, der nach dem Schlosse hinaufführte. Der alte Tobias sah ihm tückisch nach.

„Lump?“ brummte er leise und grimmig vor sich hin; „na warte, Alter, den Lump werde ich Dir gedenken, preußischer Dickkopf, der sich immer aus 'was Besserem gemacht denkt! — Verwalter-Hacke, auf eine Ochsenjungenpeitsche gepfropft — wenn ich die Zeit nur noch erlebe, daß sie Dich vom Hofe jagen. — Lump! — selber einer“ — und mit den giftig herausgestoßenen Worten goß er den letzten Rest seines Krugs hinunter.

Oben im Schlosse ging es indessen lebhaft zu, denn mit Blitzesschnelle hatte sich die Nachricht von dem Eintreffen des Gutsherrn wie des neuen Pachters, die eigentlich erst auf morgen angesagt waren, verbreitet. Die Leute sammelten sich rasch im Schloßhofe, und eben als die Wagen über die etwas morsche Brücke des sogenannten Teichgrabens rasselten, sprengte auch schon der Verwalter von der andern Seite vor das Herrenhaus und behielt gerade noch Zeit, sein Pferd einem der Knechte zu übergeben und sich selber dem Pachter anzuschließen, um die Herrschaft zu empfangen. Die Wirthschafterin war allein nicht fertig geworden und in ihre Kammer hinaufgesprungen, wo sie in aller Hast und Eile den Schlüssel suchte, den sie schon von Anfang an in der Hand hielt, um eine reine Schürze vorzubinden und eine frische Haube aufzusetzen.

Die beiden Wagen hielten jetzt vor dem Herrenhause, der alte Verwalter sah aber kaum die beiden Herren und die

elegant gekleidete Dame, die aus dem ersten stiegen und von dem Pachter auf das Ehrfurchtsvollste begrüßt wurden. Sein Auge hing vielmehr an dem zweiten, in dem ein ältlicher Mann mit zwei Kindern saß. Hatte der neue Pachter sich seinen Verwalter gleich mitgebracht, und konnte er jetzt gehen, um sich auf seine alten Tage sein Brod wo anders in der Welt zu suchen? Den alten Mann überlief es siedend heiß; ein eigenes Zittern überkam ihn, und die fremden Gestalten flimmerten und zuckten ihm vor den Augen, daß er kaum im Stande war sie von einander zu unterscheiden. Nur Einen von ihnen Allen kannte er schon, den Herrn Rittmeister v. Geyerstein, der zuerst aus dem Wagen gesprungen war und der Dame jetzt die Hand bot, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. Wie behend aber gerade die Dame von dem ziemlich hohen Wagentritt, nur leise die ihr gebotene Hand berührend, niedersprang! Der Pachter kam dadurch mit der Anrede ganz aus seinem Concept, und der Rittmeister hatte seine Hand genommen und geschüttelt, ehe er im Stande gewesen war, ihn zu begrüßen.

Auch die Insassen des zweiten Wagens stiegen jetzt aus, und das kleine Mädchen hatte zum Entsetzen der Mägde ebenfalls von oben herunterspringen wollen; aber der ältliche Mann, der bei ihnen saß, verhinderte sie daran, ließ erst den Wagenschlag öffnen und stieg dann langsam mit den Kindern aus.

„Da sind wir denn an Ort und Stelle,“ sagte jetzt Graf Geyerstein, sich freundlich zu seinem Begleiter wendend, „und ich hoffe, daß es Ihnen hier recht gut gefallen wird. Die Gegend ist fruchtbar und nicht ohne landschaftliche Reize, der hier wohnende Menschenstamm einfach und bieder, und einzelne der Nachbarn sind vortreffliche Leute, so daß es sich hier im Nothfalle schon leben läßt. Unser alter Pachter hat sich hier, so viel ich weiß, ganz wohl befunden.“

„Und würde den Platz im Leben nicht verlassen haben, Herr Graf,“ sagte der Mann, „wenn nicht außergewöhnliche Umstände, wie Sie recht gut wissen, mich dazu genöthigt hätten. Ich habe hier eine frohe und glückliche Zeit verlebt und viel Gutes genossen, und müßte ein schmählich undank=

barer Mensch sein, wenn ich das leugnen oder auch nur verheimlichen wollte."

„Der Platz sieht nicht übel und das Gut reinlich und freundlich aus," bemerkte jetzt die Dame, die ein dunkles Reisekleid trug; „nur die Nachbarn scheinen mir ein etwas weitläufiger Begriff."

„Wir haben es vor der Hand auch nicht mit den Nachbarn, sondern mit uns selber zu thun," bemerkte rasch der Fremde, „und werden allen Fleiß darauf zu wenden haben, uns tüchtig einzuarbeiten."

„Und darin wird Sie hoffentlich mein alter Verwalter hier nach Kräften unterstützen. Wie geht's, Schönle?" mit diesen Worten wandte sich der Graf plötzlich an den alten Mann und reichte ihm die Hand. „Noch immer frisch und kräftig bei der Arbeit? — Ich bringe Euch hier den neuen Pachter vom Gute, und bitte Euch, nachher einmal auf mein Zimmer zu kommen. Ich habe Manches mit Euch über die neue Einrichtung zu besprechen."

„Gnädigster Herr Graf, Erlaucht —" stammelte der alte Mann, und die freundliche Anrede hatte ihm eine Centnerlast von der Brust gewälzt — „Sie können gar nicht glauben — schon lange darauf gefreut — heidenglücklich."

„Schon gut, Alter, schon gut," nickte ihm der Rittmeister freundlich zu und fuhr dann, zu seinem Begleiter gewandt, fort: „Das ist ein altes Inventar des Gutes, das wir in Ehren halten müssen. Der Mann kennt jeden Stein und Baum umher, versteht seine Sache und ist brav und ehrlich. Ich hoffe, Ihr sollt gute Freunde mitsammen werden. Gott grüß' Euch, Ihr Leute — aber ich denke, wir gehen hinauf. Die gnädige Frau wird sich umziehen wollen, um zum Diner bereit zu sein. Schönle, führen Sie die Herrschaften in die für sie bestimmten Zimmer. Es ist doch Alles in Ordnung gebracht?"

„Alles, Herr Graf," versicherte der Pachter, „obgleich wir Sie eigentlich erst auf morgen erwarteten. — Voigt, sorgt Ihr dafür, daß die Sachen augenblicklich hinaufgetragen werden."

Die Leute hatten sich bei dem an sie gerichteten freund-

lichen Gruße des Herrn herzugedrängt und warfen sich jetzt in einem wahren Feuereifer auf die verschiedenen Koffer und Hutschachteln, da Jedes von ihnen wenigstens einen Theil des Gepäckes tragen und sich dabei dienstfertig beweisen wollte. War doch ihr junger Herr von Allen recht von Herzen geliebt und der Tag immer ein Freudenfest, wo er einmal — was freilich selten genug geschah — unter ihnen erschien. Wie die Fremden aber im Schlosse verschwanden und das Gepäck an Ort und Stelle abgeliefert war, blieben sie auch den Blicken der Dienstleute für diesen Tag entzogen, und die Knechte und Mägde hatten nun Raum, Abends in der Gesindestube ihre Ansichten über den neuen Pachter und seine Begleitung auszutauschen. Das geschah denn auch ohne Rückhalt, und der gemeine Mann hat da oft, was das erste Urtheil über eine neue Erscheinung betrifft, einen weit schärferen Blick und gesündern Tact, als man ihm gewöhnlich zutraut.

Selbst der Voigt, eine Art Unterverwalter auf dem Gute, eigentlich aber nur der erste Knecht mit dem Titel Voigt, schien heute das Bedürfniß gefühlt zu haben, dem übrigen Gesinde, von dem er sich sonst gern etwas abgesondert hielt, seine Meinung über die neue Pachterfamilie mitzutheilen, und stand an dem Ofen, neben dem die Milchmagd eben einige ausgewaschene Gefäße zum Trocknen aufgestellt hatte, indem er an seiner Pfeife arbeitete, um sie wieder in Gang zu bringen. — Er wartete augenscheinlich, von den Uebrigen als Autorität zuerst angeredet zu werden, und hatte sich darin denn auch nicht getäuscht.

„Na, Voigt," sagte der erste Schafknecht oder Schäfer, der oben am Tische saß und, während die Mägde die abgegessenen Schüsseln wieder hinaustrugen, sein Rauchzeug ebenfalls hervorholte, „da haben wir ja den neuen Pachter warm aus der Stadt heraus. Wie gefällt er Euch?"

„Gut," sagte der Voigt, einen langen Spanfidibus an die kurze Pfeife haltend. „Er hat etwas Respectirliches im Aussehen; beinahe so, wie unser gnädiger Herr selber, wenn er auch mit dem großen Bart ein bischen wild drein schaut."

„Uns auch," meinte der andere Knecht, „und Donnerwet-

ter, wie die Madame, die neue Pachterin, springen konnte! Die möcht' ich einmal auf dem Tanzboden sehen; die muß nicht schlecht fliegen können."

„Wer war nur der Alte, der in dem zweiten Wagen bei den Kindern saß?" meinte der Schäfer; „das ist ein wunderlicher Kauz. Ueber das Gesicht zuckte es ihm immer wie tausend Falten, als ob's ihn an der Nase juckte und er sich nicht kratzen dürfte."

„Hm," meinte der Voigt, „ich denke mir, das wird wohl der Lehrer von den beiden Kindern sein, den sie sich mitgebracht haben. Erst hielt ich ihn für einen neuen Verwalter, aber wie ein Oekonom sieht er mir doch nicht aus, und der Alte bleibt ja auch, das hat ihm der gnädige Herr gleich versichert."

„Aber der gnädige Herr sieht recht bleich und abgemagert aus," sagte die Großmagd, „er muß gewiß krank gewesen sein. Er war auch so ernst und still; gar nicht so fröhlich wie das letzte Mal, wo er hier war."

„Das macht die Stadtluft," meinte der Voigt; „in dem vielen Steinkohlenqualm und Dampf können die Menschen natürlich nicht so gesund sein, wie hier draußen bei uns in der frischen Luft. Wo soll's denn herkommen?"

„Ach was!" sagte die Magd, „das ist kein Steinkohlendampf, was dem gnädigen Herrn auf dem Gesichte liegt, das ist 'was Anderes, viel Schwereres, und ich will ihm zu Gott wünschen, daß er kein geheimes Herzeleid zu tragen hat."

„Herzeleid!" lachte der Pferdejunge, der sich hinter den Ofen auf die Bank gedrückt hatte und erst vor ein paar Monaten hier angezogen war — überhaupt ein etwas naseweiser Gesell — „wo soll Derlei Herzeleid herkriegen! Das hat Geld genug, und mit dem Geld kauf' ich dem Teufel sein Ohr ab in der Welt."

„Du Gelbschnabel weißt wohl auch schon, wie es in der Welt aussieht," sagte die Großmagd, ihn verächtlich über die Achsel ansehend, „daß solche — Nasen, die noch nicht einmal hinter den Ohren trocken sind, auch schon mitreden wollen!"

„Nu, nu," sagte der Pferdejunge, „beiß mich nur nicht,

Kathrine!" Das Mädchen antwortete ihm aber gar nicht mehr, und der Voigt meinte:

„Die kleine Deren ist ein fixes Ding, drall und nett, und hält sich wie ein Grenadier — der Junge scheint's mir aber hinter den Ohren zu haben. Wie er den Jahn mit seinen weiten Hosen sah, stieß er heimlich den Alten an, und der, wenn er auch keine Miene verzog, sah doch aus, als ob er sich innerlich ausschüttete — der Junge aber lachte laut heraus."

„Na, ich möchte wissen, was sie an m i r zu lachen fänden," brummte Jahn, der Schafknecht.

„Die Madame sieht aber nicht aus, als ob sie Butter und Käse machen könnte," meinte die Mittelmagd, ein junges dralles Ding, „sie trug auch so neumodische Handschuhe an den Händen, und mit der weißen Haut wird sie wohl noch keine Garben mitgebunden haben. Das scheinen vornehme Leut' zu sein, die neuen Pachters."

„Ja," meinte der Voigt, „jetzt wird Alles in den Schulen und Instituten aus lauter Büchern gelehrt: das Melken und Käsemachen, und das Ackern und Eggen, mit dem Pferdeputzen in den Kauf, und das haben sie denn Alles da drin mit Bildern hübsch aufgezeichnet und können es nur so am Schnürchen hersagen. Den Mist lassen sie ja sogar aus Amerika kommen. Wie's aber nachher um die Wirthschaft aussieht, das ist eine andere Sache und da vererperimentiren sie denn gewöhnlich die ganze Blase, und Unsereiner muß nachher mit den Fäusten wieder dreinspringen und gut machen, was die klugen Leute Alles verdorben haben."

„Wo war denn der Schafmeister heute, wie die Herrschaft kam?" fragte jetzt der eine Knecht, „der fehlt doch sonst gewöhnlich nicht bei solcher Gelegenheit."

„Ich weiß nicht," meinte der Schafknecht, „drunten im Ort vielleicht..."

„Der wird wieder schön um die neue Herrschaft herumscherwenzeln," meinte der Voigt „aber ich passe ihm diesmal auf die Finger, darauf kann er sich verlassen."

„Wenn Ihr nur immer 'was auf den Schafmeister zu hacken habt!" brummte Jahn, „der ist lange gut."

„Aber wozu?“ fragte der Voigt, und die Anderen lachten. „Wo es 'was zu horchen und zu spioniren giebt, ja,“ fuhr der Voigt fort, „irgend 'was der Herrschaft zu rapportiren, oder andere Menschen...“

„Jahn,“ sagte in dem Augenblick der Schafmeister, der seinen Kopf zur Thür hereinsteckte, „sieh nach den Schafen, ehe es dunkel wird — und Ihr, Voigt, habt wohl auch weiter nichts zu thun, als hier zu schwatzen?“ Und damit schloß sich die Thür wieder, hinter welcher der Schafmeister wie eine Erscheinung verschwand.

Im ersten Moment herrschte in der Gesindestube Todtenstille — nur der Pferdejunge hinter dem Ofen kicherte leise vor sich hin — dann aber fuhr der in seiner Würde gekränkte Voigt empor und rief — aber doch noch immer mit etwas gedämpfter Stimme: „So? — ich denke wohl, ich werde selber wissen, was ich zu thun habe, ohne daß ich einen Schafmeister brauche, der es mir erzählt. Gewisse Leute mögen überhaupt nur denken, daß ihre Herrschaft jetzt aus und vorbei ist, und die Kriecherei hoffentlich nichts mehr hilft, wie vormalen.“ Damit aber, als ob er jetzt Alles gethan hätte, um die Achtung vor seiner Stellung aufrecht zu erhalten, schob er seine Pfeife in die Brusttasche, griff seinen Hut auf, und sich zum Gehen wendend, fuhr er noch einmal die Knechte an: „Und Ihr braucht auch nicht hier bei hellem lichten Tage schon dazusitzen und Maulaffen feil zu halten. Der Verwalter wird gleich wieder unten sein, und wer dann die ewigen Nasen kriegt, das bin ich!“ Und mit den Worten fuhr er zur Thür hinaus, um seinen Aerger womöglich draußen an den Dreschern und Tagelöhnern auszulassen.

11.

An diesem Abend ließ sich die Herrschaft nicht mehr blicken; das Diner wurde oben gemeinschaftlich genommen,

und dann hatte Graf Geyerstein den ganzen Abend mit seinem Pachter zu rechnen und zu revidiren, um nur die nöthigsten Vorarbeiten für die auf die nächsten Tage festgesetzte Uebergabe des Inventars u. s. w. zu beseitigen. Es war zwölf Uhr vorbei, ehe die beiden Männer zu Bett kamen.

Am nächsten Morgen, früh um acht Uhr, standen schon zwei Pferde gesattelt vor dem Schlosse, und Graf Geyerstein ritt gleich darauf mit dem neuen Pachter über die Brücke hinüber und schlug den Weg nach dem Walde ein. Die Mägde, die draußen Runkelrüben ausmachten, richteten sich auf und sahen ihnen nach, so weit sie konnten; die beiden Männer saßen gar zu fest und herrlich im Sattel, und die Thiere schienen zu wissen, was für tüchtige Reiter sie trugen, denn sie wieherten fröhlich der frischen Morgenluft entgegen und flogen mit den kräftigen Gliedern nur so hin über den weichen Rasen. Die Reiter hatten in der That ihren Pferden im Anfang die Zügel gelassen, daß sie nach Gefallen eine Strecke ausholen konnten. Aber vom Gute weiter entfernt, und als sie jetzt vom See ab-, dem etwa eine Viertelstunde entfernten Holz zubogen, zügelte Graf Geyerstein zuerst sein Thier ein, ritt dann dicht bis an die Holzung, deren mächtige Eichen ihre Riesenarme über sie ausspannten, und wandte hier den Kopf seines Pferdes der Richtung zu, von der sie hergekommen waren. Einen besseren Fleck zu einem Ueberblick der ganzen Nachbarschaft hätte er auch nicht wählen können, und ein reizendes landschaftliches Bild lag vor ihnen ausgebreitet. Rechts hob sich, von einer Masse Fruchtbäume dicht umdrängt und von einer Reihe hoher italienischer Pappeln überragt, das Gut empor, dessen rothe Dächer gar freundlich aus dem dunkeln Grün der Bäume hervorschauten. Gerade voraus spannte sich die in der Morgensonne blitzende und funkelnde Fläche des Sees, und zur Linken, längs dem schilfigen Ufer desselben hingebaut, lag das kleine freundliche Dörfchen Schildheim, von gelben Stoppelfeldern und braunen Sturzäckern dicht und reich umgeben. Berge konnte das Land freilich nicht aufweisen, einzelne wellenförmige Erhöhungen und Hügelketten ausgenommen, aber heute hatten die Wolken einen Hintergrund geliefert, und in Südosten hoben

sich, wie kühne Alpenjoche, hohe milchweise Massen jach empor, die ganze Landschaft wie in einen Rahmen schließend.

„Siehst Du, Georg,' sagte der Rittmeister, seine Hand hinüber auf des Bruders Arm legend, „es ist ein schönes, freundliches Land, in das ich Dich geführt, und geht Deine Erinnerung weit genug zurück, so mußt Du sogar in dieser noch einen Anhalt finden. Als Kinder haben wir die alte Großtante hier einmal besucht — bald nachher, als der Onkel gestorben war — und sind auf dem See dort gefahren, wie durch den Wald hier mit demselben alten Forstwart gezogen, der selbst jetzt noch am Leben ist, und den wir wahrscheinlich heute Morgen sehen werden."

„Und wie soll ich Dir je danken, Wolf, daß Du mich eben hierher geführt?" rief Georg, während eine Thräne in seinem männlichen Auge zitterte — „wie soll ich je..."

„Laß das, Georg," unterbrach ihn freundlich der Bruder, „glaube mir, dieser Augenblick wiegt — alles Andere auf, was mich je betroffen haben könnte, so glücklich, so selig macht er mich selber. Ich weiß Dich aus einem Leben gerettet, das Deiner unwürdig war, in dem Du hättest untergehen müssen; ich sehe für unsere Mutter einen unverhofften und deshalb so viel reicheren Segen an Glück herniederthauen, ich weiß Dich froh und für Deine Zukunft gesichert, und wenn das Wenige, was ich gethan, wirklich einen Lohn verdient, so finde ich ihn tausendfach in dem Gefühl."

„Mein guter, braver Wolf!" sagte Georg, des Bruders Hand fassend und herzlich drückend.

„Komm jetzt," rief Wolf fröhlich, „laß uns absteigen und zu Fuß in den Wald gehen. Dort drüben sehe ich einen der Holzmacher, dem wir unsere Thiere übergeben können. Ich selber gehe dann mit Dir den Fußpfad durch das Holz."

Ohne eine Antwort abzuwarten, sprengte er auch, von dem Bruder gefolgt, am Holzrande hin, auf einen einzelnen, dort mit Anzeichnen von Bäumen beschäftigten Arbeiter zu. Diesem wurden die Pferde mit dem Befehl übergeben, sie zum Försterhause zu führen, und die beiden Brüder verschwanden gleich darauf in dem Schatten des wunderschönen Waldes.

Kaum aber im Dickicht drin, als Wolf auch den Arm

des Bruders in den seinen zog und mit herzlicher Stimme sagte: „Oh, Georg, wie habe ich mich nach diesem Augenblicke gesehnt, wieder so einmal mit Dir Arm in Arm durch den Wald zu ziehen, wieder einmal der alten Zeiten gedenken zu können und Mensch — Kind zu sein! Ach, es war doch eine schöne, liebe Zeit, da wir noch als Knaben hier zusammen spielten, den alten Forstwart neckten und in die Bäume hinaufkletterten, um dem Sperber in's Nest zu schauen!"

„Und sehnst auch Du Dich nach der alten Zeit zurück, Wolf?" fragte der Bruder. „Du könntest doch jetzt glücklich sein; aber mir selber ist es schon so vorgekommen, als ob ein geheimer Schmerz an Deiner Seele nage. Darf ich ihn wissen? — kann ich vielleicht mit meinem Rath Dir helfen? denn wenn nichts weiter in der Welt, Erfahrung habe ich in reichem, vollem Maße gesammelt. — Oder drückt nur die Sorge um mich Dich so schwer zu Boden? Dann sei guten Muthes, ich werde Dir beweisen, was der feste Wille eines Mannes vermag."

„Wirst Du das in der That, Georg?" rief Wolf bewegt, „dann machst Du mich wirklich glücklich — und Dich zugleich mit. Wie es scheint, hast Du aber harte Kämpfe mit Deiner Frau gehabt. Wir waren noch nicht einmal im Stande, darüber zu sprechen."

„Allerdings," seufzte Georg, „und eigentlich bewog ich sie nur dadurch, mir zu folgen, daß ich darauf bestand, wie Du mir gerathen, mein Recht auf das Kind geltend zu machen. Sie wollte sich nicht von Josephinen trennen. Ich fürchte auch, es wird sehr schwer halten, sie hier heimisch zu machen."

„Glaube das nicht," sagte Wolf; „die Hauptsache war, sie jenem aufregenden, wilden Reiterleben erst einmal zu entrücken, und aus dessen Bereich, wird sie es bald vergessen lernen."

„Ich fürchte, das wird nicht der Fall sein."

„Georgine ist eine durchaus gescheidte Frau," sagte der Rittmeister, „und ich zweifle gar nicht, daß sie bald selber begreifen und einsehen wird, wie ihre Stellung im gesellschaftlichen Leben doch hier eine ganz andere ist, als früher, da sie

sich für Geld im Circus zeigte. Schon der genauere Umgang mit der besseren Gesellschaft, von dem sie ja bis jetzt ausgeschlossen war, wird sie erst über ihre frühere Stellung im Leben aufklären, und einmal das gewonnen, kann sie nicht daran denken, je zu einem solchen Dasein zurückzukehren."

„Aber das Kind, auf das sie ihre ganze Hoffnung, ihren ganzen Stolz setzt!"

„Gerade das Kind wird zuletzt das Band werden," versicherte der Bruder, „das sie nur fester und inniger an das neue Leben kettet. Sie wird einsehen lernen, daß sie für ihre Tochter ein glücklicheres Loos erwarten darf, als sie bis dahin für möglich hielt, und gerade ihr bis jetzt in eine falsche Bahn geworfener Stolz wird und muß sie dem richtigen Wege entgegenlenken. Das aber, mein Georg, überlasse der Zeit, die wird dabei das Meiste wirken, und arbeite Du selber Dich nur wacker in den neuen Stand hinein. Die Frau macht mir, da wir sie einmal so weit haben, keine Sorgen mehr. Eins nur, was mich eher beunruhigt, ist, wie sich der Vater Deiner Frau und — der Knabe in dieses geregelte, ja steif bürgerliche Leben finden werden. Die Beiden mußt Du streng überwachen und darfst sie nicht aus den Augen lassen."

„Für den Alten ist nichts zu besorgen," sagte Georg, „er hat sogar der Tochter von Anfang an zugeredet, sich meinem Wunsche zu fügen, und ziemlich bei Jahren schon, fühlt er sich sehr zufrieden und glücklich, seine Zukunft gesichert zu sehen. Das Beispiel, das er an Vielen seines Standes im Alter vor Augen gehabt, mag ihn gewitzigt haben, und ich kann mich, wie ich glaube, fest auf ihn verlassen. Nicht so sicher ist mir der junge Bursche, der Sohn seines einst verunglückten Bruders, von dem er sich aber unter keiner Bedingung trennen wollte. Es ist das der einzige weiche Zug in seinem sonst ziemlich schroffen Charakter: die Anhänglichkeit an den Knaben, und wenn ich selber im Anfang auch dagegen war, daß er uns begleiten sollte, sah ich mich endlich doch genöthigt nachzugeben. Außerdem hat der Alte mir fest versprochen, ihn im Zaume zu halten, und ein-

mal mit dem früheren Leben gebrochen, wollte ich Die, welche doch nun einmal meine Verwandten sind, auch nicht länger dabei wissen. Ich selber hätte sonst nie Ruhe gehabt und immer fürchten müssen, daß sie mir — selbst in späterer Zeit — noch einmal Schimpf und Schande gebracht.“

„Du hast Recht,“ sagte Wolf, „es ist besser, viel besser so, und für den Knaben wird sich, wenn er etwas Ordentliches gelernt hat, auch wohl schon eine Stellung finden lassen. Wir müssen aber vorsichtig mit ihm zu Werke gehen, daß er das alte Leben erst vergißt und selber Freude am Lernen findet. In Schildheim ist übrigens ein tüchtiger Lehrer, und es wird Deine Sorge sein, ihn nach und nach heranzubilden und zu ziehen, damit das wilde Leben nicht wieder zum Ausbruch kommt, das doch wohl noch in ihm steckt. — Aber dort liegt das Forsthaus, Georg; erinnerst Du Dich noch des alten, mit Hirschgeweihen reich geschmückten Hauses, mit seinem spitzen Giebel und den Sprüchen über der Thür?“

„Jetzt, da es vor mir liegt,“ sagte Georg, „taucht es, wie aus alten Zeiten, vor meiner innern Seele auf, und mir ist, als ob mich ein Mann mit einem krausen Bart und einem grünen Rocke dort über den Plan trüge und mich auf seinem Rücken unter jener Linde reiten ließe.“

„Das war der Forstwart!“ rief Wolf, „derselbe Bursche, der dort, mit eisgrauem Haare jetzt, unter dem nämlichen Baume sitzt und den Schwanenhals scheuert, im Winter Füchse oder anderes Raubzeug damit zu fangen. Der Alte wird Dich aber nicht mehr wiedererkennen, und das ist auch ganz gut so, denn unter Deinem rechten Namen darfst und willst Du ja noch nicht erscheinen. Betrachte ihn für jetzt deshalb nur als eine Reliquie aus der Jugendzeit, denn nur als solche ist er noch auf dem Posten, dem er, seines Alters und seiner wunderlichen Grillen wegen, kaum mehr vorstehen kann. Auch der alte Verwalter stammt noch aus unserer Zeit — alle Anderen sind neu, der Förster sogar erst seit drei Jahren auf dem Gute, so viel ich aber von dem Pachter gehört habe, ein treuer und zuverlässiger Mann. Dich, Georg, verweise ich nun hauptsächlich an den alten Verwalter. Der Mann hat vielleicht manche kleine Eigenheiten und hängt

ein wenig an seinem altpreußischen System — ein Hauptgrund, weshalb er mit dem letzten Pachter nicht sympathisiren konnte — sonst aber ist er treu wie Gold und aufrichtig und ehrlich, ohne sich je vorzudrängen. Den halte Dir warm; er ist dabei ein durchaus praktischer Oekonom, der den Boden und seine Behandlungsart hier aus dem Grunde kennt, und Du kannst Dich also in jeder Hinsicht auf ihn verlassen. Aber wir sind gemeldet — die Hunde schlagen an — ich werde Dich dem Förster als den neuen Pachter, Herrn v. Geyfeln, vorstellen." Und seinen Arm aus dem des Bruders nehmend, schritt er mit ihm dem Försterhause zu.

Förster Alwart war eben vom Revier hereingekommen, und als die Hunde laut wurden, trat er, seine Büchse noch in der Hand, in die Thür, um zu sehen, was es gäbe. Als er die Herren erkannte, kam er ihnen, die Mütze abziehend, entgegen, und auch der alte Forstwart hatte seine Arbeit ruhen lassen, ohne jedoch von seinem Sitze aufzustehen. Erst als sich die Männer der Stelle, wo er sich befand, näherten, erhob er sich langsam, um seinen jungen Herrn zu begrüßen.

„Nun lieber Förster," sagte indessen der Graf zu dem Waidmann, „hier bringe ich Ihnen den neuen Pachter, Baron v. Geyfeln, der das Gut übernehmen wird, und ich hoffe, daß Sie gut mitsammen auskommen werden. Der Baron versteht übrigens noch nicht viel von der Forstwirthschaft, wie er mir selbst gesagt hat, und bittet Sie durch mich, ihm da mit Rath und That an die Hand zu gehen, um das Nöthige kennen zu lernen. Ich glaube, daß ich mich dabei auf Sie verlassen kann."

„Herr Graf," sagte der Jäger, „es wird mir eine Ehre sein, dem Herrn Baron in Allem Auskunft zu geben, was ich selber weiß, und daß ich mein Bestes thun werde..."

„Davon bin ich überzeugt — ah, unser alter Forstwart! — Nun, Barthold, wie geht's? Noch immer munter und rüstig, seit wir uns nicht gesehen?"

„Zu Befehl, Herr Graf," erwiderte der Forstwart, der aufgestanden war und seine Mütze abgenommen hatte, jetzt aber, während er mit dem Grafen sprach, den Blick fest auf seinem Begleiter haften ließ und nur manchmal von ihm

hinüber zu dem Grafen sah; „es geht noch immer, so wie's eben geht. Besser natürlich nicht, mit den Jahren, und man muß nur Gott danken, wenn's eben nicht schlechter wird. Nur der Wald bleibt jung — ich kenn' ihn seit meiner Jugendzeit, und er ist seitdem wohl fester und stämmiger geworden, aber älter — beileibe nicht."

„Ja, ja, mein alter guter Barthold," sagte der Graf, „jünger werden wir Alle nicht — wie alt seid Ihr?"

„Fünfundsiebzig, im letzten Wonnemond."

„Ein schönes Alter."

„Halten zu Gnaden, Herr Graf, ein hohes Alter ist's wohl, aber kein schönes. — Fünfundzwanzig, denk' ich, war doch mein schönstes — vielleicht ist's noch länger her, aber ich habe die Zeit nun auch bald vergessen."

„Und wie steht's mit den Wilderern und Holzfrevlern, Barthold?"

„Ih nun, Herr Graf," lächelte der Alte schlau vor sich hin, „so viel ich weiß, befinden die sich wohl."

„So?" lachte der Rittmeister, „also es geht ihnen gut hier?"

„Das wollte ich doch nicht damit sagen," meinte der Alte, und aus seinen kleinen grauen Augen blitzte ein eigenes Feuer. „Wir hier haben auch lange nichts von ihnen gesehen, aber auf den Nachbargütern kehren sie manchmal ein, und ist mir nie zu Ohren gekommen, daß dort Einem ein Schaden geschehen wäre. Den Holzlesern thun wir natürlich nichts. Die armen Leute brauchen im Winter auch das bischen Holz, und draußen verfault's doch."

„Das ist auch nicht mein Wille," sagte freundlich der Graf. „Und wie ist's mit dem Wildstand, Förster, schreien die Hirsche noch?"

„Brav," erwiderte der Waidmann; „da wir wußten, daß der Herr Graf selber herkäme, ist auch noch keiner das Jahr geschossen worden."

„Vortrefflich; wenn wir Zeit haben, werden wir da nächstens einmal hinausgehen. Geyseln, Sie sind doch Jäger?"

„Leidenschaftlich, aber ein besserer Jäger wohl als Schütze."

„Das lernt sich Alles, und das vielleicht am leichtesten; unsere Jagd ist hier nicht schlecht. Aber da seh' ich unsere Pferde. Adieu, Förster, adieu, Barthold; ich werde es Euch sagen lassen, wenn wir herauskommen; oder noch besser, kommt morgen einmal hinauf auf's Schloß — ich habe so noch Manches mit Euch zu bereden."

Und mit den Worten grüßte er die beiden Forstleute, und wieder zu Pferde, sprengten die Reiter auf das Gut zurück.

Der Forstwart war neben dem Förster stehen geblieben und sah ihnen nach, so lange er sie zwischen den stattlichen Eichenstämmen mit den Augen verfolgen konnte. Erst als sie hinter den Büschen des Unterholzes verschwunden waren, wandte er sich kopfschüttelnd ab und wollte eben wieder an seine vorher verlassene Arbeit gehen.

„Nun Forstwart, Ihr schüttelt mit dem Kopfe," meinte da der Förster, „gefällt Euch der fremde Pachter nicht?"

„Doch, Förster," erwiderte der Alte, „sehr gefällt er mir, aber es kommt mir fast so vor, als ob es kein ganz Fremder wäre."

„Nicht? — Kennt Ihr ihn von früher her?"

„Nein, Förster — ich habe sein Gesicht wohl nie gesehen, und doch kommt es mir so wunderbar bekannt und freundlich vor. — Wenn ich nicht wüßte, daß..."

„Was?"

„Oh, nichts — ist so eine alte Idee von mir Man bekommt auch so viele Leute im Leben zu sehen, bis Einem die verschiedenen Gesichter zuletzt im Gedächtniß durcheinander laufen. Nachher kann man sie nicht wieder auseinander herausfinden. Ich werde schon recht alt, Förster."

„Na, Ihr könnt noch immer eine Weile mit herumlaufen," lachte der Förster gutmüthig. „Mein Vater ist neunzig alt und noch so frisch auf den Beinen, als ob er kaum sechzig zählte."

„Wie Gott will," seufzte der alte Mann, ging zu seinem Sitz unter der Linde und nahm den Schwanenhals wieder auf, an dem er fortscheuerte, um das Eisen blank und rostfrei zu bekommen. Leise vor sich hin summte er dazu ein altes Lied, und manchmal sprach er auch mit sich selber, aber

immer nur halblaut, daß es kein Anderer verstehen konnte, und dazu nickte er zuweilen mit dem Kopfe.

Endlich war er fertig, ging in ein kleines Seitengebäude, in dem sein Zimmer lag, hing dort den Schwanenhals auf, nahm dafür seine alte einfache Flinte von der Wand, und schlenderte dann langsam, ohne sich um das für ihn bereit gehaltene Frühstück zu bekümmern, in den Wald hinein.

12.

Auf Schloß Schildheim wurde jetzt ein Doppelleben geführt. Aeußerlich schien es, als ob nicht das geringste Außergewöhnliche vorginge. Was an Feldfrüchten noch draußen war, wurde nach und nach eingefahren. Die Knechte ritten Morgens zum Ackern hinaus und kamen zum Mittagessen wieder heim — auf zwei Tennen wurde sogar schon gedroschen, um das junge Korn, das heuer noch einen guten Preis hatte, bald auf den Markt zu bringen. Wie die Welt draußen keinen Stillstand kennt, welchem Wechsel auch ihre einzelnen Theile unterworfen sein mögen, so ging das Wesen hier auch ruhig und ununterbrochen fort, welche wichtige Veränderung auch in der innern Verwaltung vorgehen mochte.

Das Dienstpersonal berührte das Alles nicht; das schaffte und arbeitete unverdrossen weiter, denn der Lohn ging fort, die Arbeit mußte gethan werden, unter wessen Leitung das Ganze auch stand, wer auch die Zügel in die Hände nahm. „Der König ist todt! es lebe der König!“ Das alte Machtwort, wie dort im Großen, so hier im Kleinen, übte seine alte Kraft und Eigenschaft, und als am Abend des zweiten Tages der frühere Pachter sich in seinen Wagen setzte, die Leute grüßte und zum Thor hinausfuhr, hörten die Drescher einen Augenblick mit Dreschen auf und sahen ihm nach; als aber der Wagen um die Biegung verschwand, fielen die Flegel wieder klappernd im Tact ein, und der ganze Epilog, der ihm auf der Tenne gehalten wurde, war: „Glückliche Reise,

Herr Pachter — bin jetzt nur neugierig, wie der neue einschlägt."

Die ersten Tage vergingen so in dem Einrichten des neuen Pachters, und selbst Frau v. Geyseln — wie sich Georgine gar nicht ungern nennen hörte — war es doch nur eine neue Rolle, die sie spielte — fand Unterhaltung darin, sich von der alten Wirthschafterin, die gar geschäftig in den weitläufigen Gebäuden hin- und herfuhr, in die Geheimnisse einer ländlichen Haushaltung einweihen zu lassen. Sie war dabei klug genug der Frau zu verheimlichen, daß sie noch gar nichts von solchem Wirthschaftswesen verstand, und bei ihr vollkommen fremden Sachen fragte sie erst auf weiten Ummegen vorsichtig herum, bis sie zum Ziele kam und erfuhr, was sie eben wissen wollte. Frau Sibylle fühlte sich dabei außerordentlich geschmeichelt über das herablassende Benehmen der gnädigen Frau, die sich natürlich nur informiren wollte, wie die Sachen hier in *ihrer* Gegend gemacht und vorgenommen würden; denn jedenfalls hatten sie es bei *ihr* zu Hause ganz anders, nur lange nicht so gut und zweckmäßig betrieben. *Die* Wirthschafterin wollte sie auch überhaupt sehen, die so gute Käse machte wie sie, die solch' fette Butter lieferte, deren Kühe so fette Milch gäben, und was das Trocknen von Obst, das Räuchern von Fleisch, das Einmachen von Kraut und Gurken betraf, da suchte sie ihren Meister. — Und wie vornehm sah die neue Frau Pachterin dabei aus! was für feine Hände hatte sie, und wie lief sie mit den blankgewichsten, papierdünnen Schuhchen so keck mit durch alle Ställe und in Milch- und Käsekammern, auf Rauch- und Trockenböden! Und kannte sie nicht schon am ersten Abend fast alle Kühe beim Namen nach der Reihe her? Selbst in den Pferdestall, obgleich sie da eigentlich nicht hingehörte, war sie gleich am ersten Morgen gegangen und hatte gefragt, wie die Thiere behandelt würden und wie viel Futter sie bekämen — und vor den Pferden fürchtete sie sich nicht so viel! Georg indessen, der, wenn auch mit stiller, doch inniger Freude dem wirthschaftlichen Leben seiner Frau aus der Ferne zusah, hatte selber alle Hände voll zu thun, um die kurze Zeit zu benutzen, die sein Bruder noch bei ihnen auf dem Gute zubringen

konnte, um soviel wie möglich von dem Verwaltungswesen eines solchen Gutes zu lernen. Die Zeit war doch so kurz und gar so Mancherlei dabei zu erfragen, was sich durch Erfahrung gewöhnlich nur mit Schaden lernen läßt. Aber er hatte den festen, männlichen Willen, sich in dieses neue Leben einzuarbeiten, und Wolf war unermüdlich, ihm, was er selber wußte, darüber mitzutheilen.

Der Einzige, der, wenn auch nicht theilnahmlos, doch vollkommen unthätig dem ganzen Treiben und Schaffen zusah und Alles ruhig an sich vorübergleiten ließ, war der Alte — Georginens Vater, der unter seinem wirklichen Namen Mühler eingeführt war, und auch keine weitere Auszeichnung beanspruchte, als daß man ihn eben zufrieden ließ. Er glich dabei einem Manne, der nach harter Anstrengung und Arbeit längere Ferien angetreten und vor der Hand auch weiter keinen Zweck hatte, als sich recht ordentlich und gründlich auszuruhen. Er schlief gewöhnlich bis Morgens acht oder neun Uhr, frühstückte dann mit den Kindern auf seinem Zimmer, machte einen Spaziergang mit ihnen nach dem Walde zu, kam Mittags wieder nach Hause, aß sehr stark, und verträumte dann seinen Nachmittag in ähnlicher Weise, wie er den Vormittag durchgebracht hatte. Georg sah nun wohl ein, daß dieses Nichtsthun auf die Länge der Zeit nicht ausführbar sein würde und einer, wenn auch geringen, doch festen Thätigkeit weichen müsse. Für jetzt ließ er den Alten aber gewähren, eines Theils, weil er zu viel zu thun hatte, um sich mit ihm abzugeben, andern Theils, weil er hoffte, daß sein Schwiegervater endlich selber zu ihm kommen würde, ihn um irgend eine Beschäftigung zu bitten. Selber an Thätigkeit gewöhnt, hielt er es nicht für möglich, daß sich irgend ein Mensch an einem solchen Leben lange freuen könne.

Die Kinder befanden sich jedenfalls am wohlsten; denn ganz ungewohnt, so wie hier in der freien, schönen Natur zu schwelgen, mit dem grünen Rasen unter, den breitästigen Bäumen über sich, sangen und hüpften sie mit den Vögeln draußen um die Wette und schienen am rascheſten das früher geführte Leben vergessen zu wollen. Nur die eine Angst hatte Georg, daß sie auch am leichtesten und unbefangensten ihren

frühern Stand ausplaudern würden, und obgleich ihnen, selbst von der Mutter, auf das Strengste eingeschärft war, mit Niemandem, wer es auch sei, darüber zu sprechen, erhielt der alte Mühler noch besonders den Auftrag, darüber zu wachen, daß dieses Verbot nicht übertreten würde — und daß es ein nothwendiges sei, wußte er am besten.

Wolf v. Geyerstein, mit dem Charakter von Georg's Frau jetzt genau bekannt, fühlte, daß ihr, besonders in der ersten Zeit, in diesem einförmigen Leben auch etwas geboten werden mußte, um sie zu unterhalten, und beschloß, ehe er wieder in die Residenz zurückkehrte, sie bei einigen der Nachbarn, mit denen er selber befreundet war, einzuführen. Daß sie diesen gefallen würde, daran zweifelte er keinen Augenblick, und einmal in bessere Gesellschaft gebracht, als sie bisher gekannt hatte, ließ es sich auch denken, daß ihr Stolz darin Befriedigung und sie sich selber, wenn auch nicht glücklich, doch zufrieden fühlen würde. Damit verging wieder eine Woche, und Georg und Georgine wurden überall, schon in Rücksicht auf den allgemein beliebten Grafen, mit offenen Armen empfangen, ja für den Winter die verschiedensten Pläne entworfen, wie man häufiger zusammenkommen, geselliger leben wolle. Graf v. Geyerstein fühlte damit eine große Last von seiner Seele genommen, denn er hatte jetzt die feste Hoffnung, daß der Bruder von Seiten seiner Frau keinen so harten Widerstand mehr würde zu bekämpfen haben, — und erst einmal ein halbes Jahr nur hinter sich, und das Schwierigste war überwunden. Ein besonders drückendes Gefühl blieb es ihm nur in dieser ganzen Zeit, und zwar weniger in Gegenwart von Fremden, als der Georginens, gegen den Bruder kälter zu scheinen, als sein Herz sprach, ja ihn als einen Fremden zu behandeln. Der durch ihr Mißtrauen scharfsichtigen Frau war dabei der Zwang nicht entgangen, den er sich augenscheinlich anthat. Vergebens hatte sie aber bis jetzt durch Anspielungen versucht, ihn zum Reden zu bringen. Sie fühlte, daß die beiden Männer ein Geheimniß vor ihr hatten, und that, wenn auch ohne Erfolg, ihr Möglichstes, dieses zu lüften.

Graf Geyerstein mußte nach Schwerin, um die Papiere des jetzigen Barons v. Geyfeln, die er durch seinen Einfluß

in *** erhalten hatte, dort vorzulegen. Dadurch entzog er ihn allen weiteren Umständen und beugte möglicher Weise daraus entstehenden Schwierigkeiten vor. Es giebt nun einmal in unserem gar künstlich eingerichteten Staate eine Menge von Formalitäten, die beachtet sein wollen, die sich aber, wo ihnen irgend ein Einfluß entgegentritt, auch immer sehr leicht als bloße Formalitäten behandeln lassen — man muß nur eben wissen, wie man es anzugreifen hat. Graf Geyerstein war auch dazu der richtige Mann; er hatte in der Residenz Verbindungen genug, um sich das zu erleichtern, und wußte, daß nur eben seine Gegenwart dort nöthig war, die Sache rasch und mit günstigem Erfolg zu beseitigen. Er kannte aber auch den Zeitverlust, der bei allen mit den Gerichten zu verhandelnden Gegenständen unausbleiblich war, und durfte deshalb nicht zu lange säumen, um seinen Urlaub nicht zu überschreiten. Von Schwerin aus wollte er dann direct nach Hause zurückkehren.

Es war der letzte Abend, den er bei ihnen in der breiten, geräumigen Stube saß, in deren Ofen schon, der vorgerückten Jahreszeit wegen, ein lustiges Feuer knisterte. Das Wetter draußen hatte sich kalt und unfreundlich gestaltet, der Regen schlug an die Fenster, und der Wind heulte draußen durch die Wipfel der alten Linden und warf die schwanken Pappeln in seinem tollen Spiele herüber und hinüber. An dem heutigen Tage war eine von dem Grafen verschriebene Erzieherin — eine junge Französin aus guter Familie — eingetroffen, die von jetzt an Josephinens Ausbildung übernehmen sollte. Georgine hatte vorher nichts davon gewußt und war damit, aber nicht unangenehm, überrascht worden, denn an dem Kinde hing ihr ganzes Herz. Klug genug, dabei einzusehen, daß Josephine nicht zu viel lernen könne, fürchtete sie aber doch auch wieder, daß dies am Ende ein neues Band werden könne, sie an dieses ruhige Leben zu fesseln und ihren eigenen Hoffnungen und Plänen zu entziehen. Aber ein Kind des Augenblicks, wie sie es ihr ganzes Leben gewesen, tröstete sie sich auch hierin mit der Gegenwart. Sie selber wollte erst sehen und prüfen, und das Andere fand sich von selber früh genug. Josephine war mit ihrer neuen Erzieherin in das ihnen an=

gewiesene Zimmer, der alte Mühler mit dem Knaben auf seine Stube gegangen, — doch hatte der Rittmeister auch für diesen schon gesorgt und mit seinem Bruder Rücksprache genommen, daß er in nächster Zeit der ausschließlichen und für ihn nicht wohlthätigen Gesellschaft des alten Mannes entzogen werden solle. Nur allmälig durfte das geschehen, um Georginen in ihrem Vater nicht zu sehr zu kränken.

Das Essen war abgeräumt, die beiden Männer arbeiteten noch mit dem Verwalter zusammen, das Nöthigste für die nächste Zeit zu besprechen und festzustellen, und Georgine lehnte auf dem Sopha und las — hatte wenigstens ein Buch in der Hand, denn ihre Augen flogen immer und immer wieder nach der Gestalt des Grafen hinüber, der in einem einfach grauen, aber militärisch zugeschnittenen Rocke neben ihrem Gatten saß und mit ihm die Wirthschaftsbücher durchging. Endlich war Alles besorgt, der Verwalter empfahl sich, die Bücher wurden weggelegt — es mußte schon elf Uhr sein — und Graf Geyerstein erhob sich ebenfalls, um sein Lager aufzusuchen.

„Unser trockenes Gespräch und Geschäft wird Sie gelangweilt haben," sagte er, als er zu Georginen trat, ihr gute Nacht zu bieten — „aber morgen sind Sie dessen enthoben, und Ihr Gatte wird schon Alles thun, was in seinen Kräften steht, Ihnen das Leben hier angenehm und lieb zu machen."

„Herr Graf," sagte das schöne Weib, indem sie aufstand und ihm entgegentrat, „ich bin schon einmal von Ihnen mit einer Bitte abgewiesen worden, aber jetzt weichen Sie mir nicht mehr aus. Fremde Ohren hören uns nicht, also beantworten Sie mir wahr und offen nur die eine Frage: W e m verdanken wir den Antheil, den Sie uns gezeigt?"

„Madame…"

„Halten Sie es nicht für leere Neugierde," fuhr die Frau fast bewegt fort, „es ist mehr als das. Sie haben sich uns mit einer Aufopferung gewidmet, die für einen Fremden unerklärlich ist. Sie sorgen für unser Wohl, wie kaum ein Bruder für uns sorgen könnte — Sie denken auf das Kleinste wie auf das Größte, Sie müssen sogar Bertrand mit Geld-

mitteln unterstützt haben, er wäre sonst nicht im Stande, trotz dem, was uns noch von dem Verkauf der Pferde geblieben, und was ich genau taxiren kann, ein solches Anwesen, wie dieses, auf dem wir uns jetzt befinden, zu übernehmen, und so dabei zu leben, wie Sie es für uns in Absicht zu haben scheinen. Daß dem Allen ein Geheimniß zu Grunde liegt, haben Sie mir schon dadurch zugestanden — daß Georg ein Anderer ist, als er sich mir gezeigt. Sie mußten mir so viel eingestehen, denn Sie fühlten, daß es zu unwahrscheinlich bleiben würde, den Grafen als einfachen Freund und Protector des Kunstreiters hinzustellen — auch unser Namenswechsel zeigt das an. Aber selbst dieser ist noch darauf berechnet, mich irre zu führen. — Vollenden Sie deshalb — behandeln Sie mich nicht länger als eine Fremde — lassen Sie mich wissen, wem wir diese Aufopferung verdanken — welches der wahre Name und Rang meines Mannes ist, und ich werde dann Alles, was in meinen Kräften steht, thun, Sie zu unterstützen. Verweigern Sie mir aber meine Bitte — wollen Sie mich als eine Fremde betrachtet wissen, so — könnte ich mich an nichts gebunden halten."

„Georgine," sagte Georg mit leisem Vorwurf im Ton, „ist es recht, daß Du in den Mann, den Du selber unsern Wohlthäter nennst, mit solchen Fragen dringst?"

„Wohlthäter?" rief das schöne Weib, sich stolz emporrichtend, „den Namen leugne ich. Der Wohlthaten waren wir nie bedürftig, sind es noch nicht, denn frei wie der Vogel in der Luft zogen wir unsere Straße, erwarben, was wir gebrauchten, ja, mehr als das, und durften Niemandem dafür danken, als unserer eigenen Kraft. Das auch ist es allein, was mir jetzt am Leben zehrt, daß ich nicht mehr mein eigen Brod verdienen soll, daß ich dem Manne — daß ich einem Fremden dafür danken muß."

„Nicht doch, gnädige Frau," sagte der Graf ernst, „so viel wie je werden Sie jetzt dazu beitragen müssen, Ihr Brod, wie Sie es nennen, zu verdienen. Bei einer solchen Wirthschaft ist nicht allein der Mann, der draußen die Felder baut, der Ernährer und Erhalter, sondern eben so viel die Frau, die daheim den Viehstand überwacht, das ganze innere Haus-

wesen besorgt und in Ordnung hält. Glauben Sie mir, daß bei einem solchen Gute fast mehr von der Tüchtigkeit der Frau, als von der des Mannes abhängt, und haben Sie auch noch in diesem Augenblicke nicht alle dazu nöthigen Kenntnisse, so wird es Ihnen, mit nur einigem guten Willen, nicht schwer fallen, sich die anzueignen."

„Und weshalb nennen Sie mich „gnädige Frau"? — Wir sind hier unter uns, und Sie wissen, daß mir der Titel nicht gebührt."

Graf Geyerstein hatte mit sich geschwankt. Auf die erste, fast herzliche Anrede der Frau war er — uneinig mit sich, ob es zum Guten oder Bösen führen könne — schon fast geneigt gewesen, Georginen, gegen seine frühere Absicht, in sein Geheimniß einzuweihen. Ihre letzte, halbversteckte Drohung, ihr zorniges Auffahren jedoch zerstörte den guten Eindruck wieder, den ihre ersten Worte gemacht. Wer bürgte ihm dafür, daß die Frau nicht doch über kurz oder lang — und wenn sie wußte, wer ihr Gatte war — zu dem alten liebgewonnenen Leben zurückkehren könne, und dann war ihrem leichtfertigen Gutdünken das Geheimniß eines edlen Hauses unwiederbringlich anvertraut. So viel aber fühlte er, etwas mußte ihr jetzt geboten werden, sie wenigstens vor der Hand zufrieden zu stellen, denn sie durfte nicht gereizt und zum Aeußersten getrieben werden. Mit ruhiger Stimme sagte er deshalb: „Im Gegentheil, gnädige Frau, ich weiß, daß er Ihnen gebührt, Sie haben Recht; ich kenne Ihren Gatten von früheren Zeiten her. Wir waren, wie ich Ihnen schon gesagt, Jugendfreunde, ich kenne seine Familie und weiß, wie unglücklich sich diese fühlen würde, ihn in eine Laufbahn geworfen zu sehen, die — Sie mögen dafür noch so sehr eingenommen sein — seinem Stande nicht entspricht. Ich selber versichere Ihnen aber jetzt, ich handle in dem, was ich scheinbar für Sie thue, nicht in meinem Namen allein, sondern in dem seiner Familie, in die Sie selber einst aufgenommen werden können — wenn Sie Ihr früheres Leben eben vergessen wollen. Denken Sie dabei an Ihr Kind — denken Sie, welchen verschiedenen Rang Josephine einst im Leben einnehmen wird, als Baronesse und als Kunstreiterin.

Denken Sie daran, daß Sie jetzt noch im Stande sind, durch Fleiß und Sparsamkeit ihr auch die Mittel dazu zu verschaffen, und ich bin überzeugt, Sie werden Ihre neuen Verhältnisse im Leben nicht allein mit anderen Augen ansehen, sondern Ihrem Gatten auch danken, der Muth und Selbstbeherrschung genug hatte, einem augenblicklichen und doch nur sehr zweifelhaften Ruhme zu entsagen, um in stiller Zurückgezogenheit für Sie und sein Kind zu wirken, und sich später mit seiner Familie wieder auszusöhnen."

„Und seine Familie heißt in der That Geyfeln?" fragte Georgine gespannt.

„Ihr Gatte heißt Georg v. Geyfeln," erwiderte ernst der Graf, „und ich bin fest überzeugt, daß es Ihnen genügen wird, wenn Sie wissen, daß er Titel und Namen mit Recht führt."

„Und wenn es mir nicht genügte?" sagte Georgine.

„Es wird Dir genügen," erwiderte hier, an des Grafen Stelle, Georg mit finsterem Blick. „Herr Graf, verzeihen Sie der tollen Neugierde einer Frau, die bis jetzt nur zu sehr gewohnt war, ihren eigenen Launen und Neigungen zu folgen. Aber ihr Herz ist gut und ihr Verstand klar; sie wird in kurzer Zeit einsehen lernen, wie thöricht sie gehandelt hat, auf so kindische Weise in Sie zu dringen. Es ist spät, lassen Sie uns zur Ruhe gehen, denn Sie müssen morgen früh aufbrechen, um den Ort Ihrer Bestimmung zu erreichen. Daß ich Ihnen dann bald recht gute und erfreuliche Nachrichten über uns Alle geben kann, ist mein heißer Wunsch, meine feste Hoffnung."

„Und hoffen Sie das auch, gnädige Frau?"

„Ja," sagte Georgine, ihre Rechte in die dargebotene Hand des Grafen legend — es war das erste Mal, daß er sie ihr bot — „ich will sehen, ob ich mich, wie mein Mann hofft, bessern kann; sonst verspreche ich vor der Hand noch nichts."

„Auf gute Besserung denn!" lächelte der Graf, hob die Hand Georginens leise an seine Lippen und verließ, nach einem herzlichen Händedruck Georg's, rasch das Zimmer.

13.

Es waren nicht ganz drei Monate seit dem Einzuge der neuen Pachtersleute auf Schildheim vergangen, und dieser Zeit hatte es auch bedurft, um die volle Einrichtung der Uebersiedelten, das volle Eingewöhnen in ihr neues, ihnen vollkommen fremdes Leben zu regeln und festzustellen — und Vieles hatte sich in der Zeit geändert. Georg arbeitete in der Zeit mit dem alten Verwalter aus allen Kräften, sich die für ihn unumgänglich nöthigen Kenntnisse zu erwerben, und da sich der Platz als vollkommen geeignet dazu erwies, legte er sogar den Grund zu einer Racenverbesserung der Pferde und Stuterei — und besser verstand Niemand mit Pferden umzugehen als er. Für Karl waren zu gleicher Zeit die nöthigen Einrichtungen getroffen, daß er die Schule in Schildheim regelmäßig besuchte und zugleich Privatstunden bekam; denn der große Bursche war in Allem, was Lernen betraf, noch hinter den kleinsten Knaben weit zurück! Ein junger Mann wurde dazu, trotzdem daß sich Georgine im Anfange dagegen sträubte, in's Haus genommen und ihm die Aufsicht über den Knaben besonders übergeben. Die Erzieherin, die Wolf v. Geyerstein für Josephine besorgte, erwies sich ebenfalls vortrefflich, und in einigen Jahren hoffte Georg die Kinder so weit gebracht zu haben, daß sie sich, ihren Altersgenossen gegenüber, nicht mehr zu schämen brauchten.

Selbst Georgine schien sich in das neue Leben zu finden, und besonders waren es in der ersten Zeit die neuen Bekanntschaften, die sie fesselten. Auf zwei Nachbargütern in der Nähe lebten nämlich zwei sehr liebe Familien, ein ganz jung verheirathetes Paar aus dem Preußischen, und ein alter Mecklenburgischer Major, der hier sehr bedeutende Besitzungen mit besonders herrlichen Waldungen liegen hatte. Dieser brachte den größten Theil des Jahres auf seinem Gute zu, sah sehr viel Besuch bei sich und machte ein großes Haus, in dem die landesübliche Gastfreundschaft im reichsten Maße herrschte — daß ihm die lebendige, bildschöne neue Nachbarin dabei nur willkommen war, läßt sich denken. Natürlich wurde

sie dort bald von einer Schaar müßiger junger Herren umschwärmt, und so gleichgültig Georg in früherer Zeit und unter anderen Verhältnissen Aehnliches gesehen und, als eben in den Verhältnissen liegend, geduldet hatte, so überkam ihn jetzt dabei ein unbehagliches, demüthigendes Gefühl — ein Mittelding zwischen erwachendem Stolz und Eifersucht, das er nicht nieder zu kämpfen vermochte. Er machte Georginen deshalb freundliche, indeß leere Vorstellungen, denn sie lachte ihn aus, und fragte ihn, ob er glaube, daß sie hier zwischen den Bauern ebenfalls verbauern solle. Daß sie sich amüsire, wo ihr die Gelegenheit dazu überhaupt nur so spärlich geboten werde, dürfe er ihr nicht verdenken, und außerdem sei sie es sich selber und „ihrem Rang" schuldig, den Ton, der nun einmal in der vornehmen Welt herrsche, anzunehmen.

Eine andere Sorge machte dem Manne der Alte, der, jetzt mit gar keiner Beschäftigung, da er sich durchaus nicht zu einer geregelten Arbeit entschließen wollte, der Flasche zusprach, wo er dazu gelangen konnte — und leider fand er dafür nur zu häufig Gelegenheit. Allerdings hielt er sich dabei stets auf seinem Zimmer, aber Georg fürchtete mit Recht, daß er sich einmal wirklich betrinken und dann den Dienstleuten nicht allein ein Aergerniß geben, sondern auch verrathen könne, zu welcher Klasse des Volkes er eigentlich gehöre. War es ihm doch nicht entgangen, daß der alte Verwalter, wenn er sich unbemerkt glaubte, schon manchmal heimlich den Kopf über das etwas wunderliche und rohe Benehmen des Mannes geschüttelt hatte, und welches Licht mußte eine solche Entdeckung dann auf seine Frau, auf ihn selber zurückwerfen! Die einzige Beschäftigung, zu der sich Mühler verstehen wollte, war die, daß er sich einen aus dem Dorfe geholten Spitz abrichtete, und Stunden lang saß er mit diesem zusammen eingeschlossen, ihm allerlei tolle Kunststücke beizubringen. Den Hund nannte er Hanswurst, und er kam nicht mehr von seiner Seite.

Georg sah das Alles, ohne irgend eine Aenderung herbeiführen zu können, und fühlte jetzt erst in seiner ganzen Schwere den Fluch seines früheren tollen Lebens, das ihn, den

Edelmann, unter die Hefe des Volkes geworfen hatte. Jetzt verdammte es ihn dazu, nicht allein mit solch' rohem Menschen, wie dieser Mühler, zusammen zu leben und auszuhalten, nein, es zwang ihn sogar, ihn als Verwandten anzuerkennen und in seiner eigenen Familie zu halten. Das war freilich nicht mehr zu ändern — es mußte ertragen werden, und erforderte nur all' seine Klugheit und Wachsamkeit, um den fatalen Folgen, die es möglicher Weise für seine und der Seinigen Zukunft haben könne, vorzubeugen.

Allerdings sprach er offen mit seiner Frau darüber, und machte ihr einmal sogar den Vorschlag, dem Alten irgend eine Heimath entfernt von ihnen zu gründen, und ihm — wenn auch mit großen Opfern — dasselbe, was er früher als Gehalt bezogen, als Pension zu sichern. Aber Georgine wollte nichts davon hören — fürchtete sie vielleicht, daß sie durch ein Fortschicken des Vaters die Partei schwächen könne, mit der sie noch immer dem Gatten gegenüberstand?

Der alte Mühler unterstützte sie allerdings nicht in ihren noch schlummernden Plänen: dem müßigen Leben wieder zu entsagen und zu ihrer „Kunst" zurückzukehren; denn er selber hatte von dieser „Kunst" nur eine sehr geringe Meinung und fühlte sich keineswegs geneigt, das ruhige Schlaraffenleben, das er jetzt führte, mit der alten unbequemen Narrenjacke so bald wieder zu vertauschen. Aber er war doch da — und bildete dadurch den Anknüpfungspunkt, durch den sie an ihre frühere fröhliche Zeit zurückdenken, sich wieder hineinversetzen konnte, und sie mochte sich deshalb nicht von ihm trennen. Nicht kindliche Liebe fesselte sie an den alten Mann, sondern die Erinnerung ihrer Triumphe, und die konnte und wollte sie nicht vergessen.

Und wenn sie dann so manchmal allein in ihrer Stube saß, wenn die gefährliche Dämmerstunde kam und sie im Geiste nun wieder an den mit Menschen gefüllten Circus dachte, der in Ungeduld *sie*, *ihr* Erscheinen erwartete — wenn sie sich dann wieder und wieder sagte, — jetzt — jetzt galt das Zeichen *dir*, da draußen im Lichterglanz, von Tausenden umjubelt, auf flüchtigem Rosse dahinzufliegen — wenn sie den Beifall, das Jauchzen der Menge hörte, und dann plötz-

lich, zu düsterer Wirklichkeit erwachend, die trübe Lampe neben sich brennen, die kalten, engen Räume um sich sah, da ballte sich die kleine, weiße Faust oft ungeduldig zusammen, der zarte Fuß stampfte den Boden, und ihr trotziger Sinn grübelte und sann, wie er sich dem unwillig getragenen Zwange entziehen sollte.

Und was machten sie hier aus ihrem Kinde — aus ihrer Josephine? eine Modedame vielleicht, mit leerem Titel, ohne Vermögen — eine Pachterstochter auf dem Lande, die sich in Sieg und Jubel ihre Bahn im Leben selbst erkämpfen konnte. Und sie mußte es dulden, mußte zusehen, wie hier Tag für Tag in thatenloser Ruhe langsam, zäh verstrich — es war zum Verzweifeln — aber Niemand kümmerte sich mehr um ihren Schmerz, um ihre Ungeduld. Wo sie vergöttert war, wurde sie jetzt schon vergessen, und wenige Jahre nur vielleicht, und die Leute draußen, das schwankende, Veränderung liebende Publikum kannte sie nicht einmal mehr, und doch nur dieses schwankenden, nach Veränderung haschenden Publikums wegen sehnte sie sich fort aus ihrer stillen Häuslichkeit, die Millionen anderer Frauen gesegnet und gehegt haben würden als ihr theuerstes Kleinod.

Georg hatte in dieser Zeit viel auf dem Felde und im Walde zu thun, und fand dabei auch in der Jagd eine angenehme und seinem Körper zusagende, seinem Geist entsprechende Erholung — Georgine dagegen war viel allein und deshalb launischer als je, so daß ihr selbst ihr Vater aus dem Wege ging. Da sich übrigens im Schlosse Niemand um ihn kümmerte, und Karl, sehr gegen seine Wünsche, den ganzen Tag mit Lernen beschäftigt gehalten wurde, schlenderte der alte Mühler einmal in solcher Zeit zur Abwechselung nach Schildheim hinaus, weniger freilich, um die Gegend kennen zu lernen, als im Stern einzukehren und ein Glas zu trinken.

Hier fand er den unvermeidlichen Stammgast, den „faulen Tobias", der behaglich hinter dem Ofen kauerte, an einem alten, entsetzlich schmutzigen und verbrannten Maserkopf sog, und seinen Krug Bier neben sich auf der Bank stehen hatte.

„Hallo!" sagte Tobias, als der Alte zur Thür hereinkam

und sich unsern von ihm, nach kurzem Gruß, an einen der um diese Zeit leeren Tische setzte, „ich dächte gar, das wäre der Schwiegervater vom preußischen Gute oben. Schön willkommen, das ist gescheidt, daß Ihr auch einmal zu unser einem heruntersteigt" — und er hielt ihm sein Glas zum Anstoßen hin.

„Ist ein verdammt langweiliges Leben da oben," brummte der Alte, indem er mit ihm anstieß, „muß doch auch einmal heraus und frische Luft schöpfen."

„Gescheidt," lachte Tobias stillvergnügt, Gesellschaft gefunden zu haben, „und das kann man meiner Meinung nach am allerbesten im Wirthshause. Nirgends ist man so ungestört und daheim, wie an so einem Orte, und wenn ich mein Glas Bier bezahle, gehört die ganze Bescheerung mir."

„Hört einmal, Kamerad," sagte der Alte zutraulich, „Ihr seid der erste vernünftige Mensch, den ich hier im ganzen Neste finde, und ich denke, ich werde öfter hier herunterkommen. Hol' die da oben der Henker! denn mein Bier will ich in Frieden trinken und mich nicht damit verstecken."

„Verstecken? oho! halten sie Euch so knapp?" lachte Tobias.

„Knapp? — verdamm' es," murrte der Alte, „ich bin alt genug, mich selber zu halten, wie ich es gerade für nöthig finde."

„Na, nichts für ungut — meinte nur so," entschuldigte sich Tobias, der mit dem „Schwiegervater", wie der Alte, ohne daß er es wußte, in der Nachbarschaft hieß, keinen Wortwechsel haben wollte.

„Ihr seid ein Müller, wie?" fragte Mühler nach einer kleinen Pause, in der er sein Bier ausgetrunken und jetzt mit dem Deckel klappte, sich den Krug wieder füllen zu lassen. Er sah dabei den faulen Tobias von oben bis unten an.

„Gewesen," meinte Tobias — „habe das Geschäft aber aufgegeben und es den Kindern überlassen — lebe so behaglicher. Was ist Euer Geschäft, wenn man fragen darf?"

„Meins?" wiederholte der Alte, durch die Frage doch in Verlegenheit gebracht, „hm, ich — revidire die Rechnungen und — und besorge die Schreibereien."

„Aber Ihr seht mir nicht aus wie ein Oekonom."

„Nicht?" lachte Jener verschmitzt vor sich hin; „bin auch mein ganzes Leben nichts weniger als das gewesen. Habe studirt, in meinen jungen Jahren versteht sich — sage Euch, habe ein verteufeltes Studium durchgemacht und könnte manchem Professor 'was zu rathen aufgeben, aber — wenn man alt wird, versteht Ihr, macht man eben nicht mehr viel Gebrauch davon."

„So? — studirt?" sagte Tobias, nur mit einem unbestimmten Begriff von der Bedeutung des Wortes; „des Schulmeisters Fritze hat auch studirt, ist aber nie 'was Rechtes aus ihm geworden. — Konnte das Sitzen nicht vertragen, wie er meinte. — Muß nicht hübsch sein, das Studiren!"

„Und was treibt Ihr nun so hier das ganze Leben durch?"

„Wir? verteufelt wenig. — So lange man jung ist und das Leben genießen könnte, hat man Plackerei und Schinderei genug, — und wird man alt — ja, dann ist's eben vorbei, und man kann weiter nichts thun, als sich ausruhen — und das gönnen sie Einem nicht einmal."

„Guten Tag mitsammen," sagte in dem Augenblick eine tiefe Stimme, und der alte Forstwart Barthold trat in die Stube.

„Guten Tag, alter Waldläufer," lachte Tobias, während sich Mühler nach dem neu Eintretenden umschaute; „na, wo hast Du wieder gesteckt?"

„Ich habe ein paar Eisen für Fischottern gelegt," sagte der Forstwart; „nimm Dich in Acht, Tobias, wenn Du unter dem Wehr etwa herumkriechen solltest — in der Mühle hab' ich es auch schon gesagt — Du könntest sonst einmal einen von Deinen alten Hinterläufen unversehens in einen Schwanenhals hinein bekommen, und die Dinger spaßen eben nicht."

„Ich habe nichts unten am Wehr zu suchen," sagte Tobias, „die Fischerei ist vorbei, und bei dem Wetter gehe ich außerdem nicht 'naus. Du wirst aber auch 'was Rechtes fangen. Daß Du's nur nicht satt kriegst, die Eisen aufzustellen und in dem kalten Wasser herumzupatschen; es geht Dir doch keine Otter hinein."

„Kann man nicht wissen," meinte der Forstwart, „und gearbeitet muß doch sein. So bequem wie Du können wir's nicht Alle haben. — Herr Wirth, einen Bittern!"

„Hol's der Teufel, mir auch einen!" sagte Mühler, „mit dem kalten Bier verschwemmt man sich nur den Magen."

„Ich habe auch nichts dagegen," stimmte Tobias ein, „bei der Kälte draußen kann man schon 'was Warmes im Leibe vertragen. Ich begreife nur nicht, wie Du Winter und Sommer Freude daran finden kannst, draußen im Walde herumzukriechen. Aus den Wasserstiefeln kommst Du im Leben nicht heraus — ich glaube, Du schläfst drin."

„Manchmal Nachmittags, ja," lächelte der alte Mann; „aber ich will Dir etwas sagen, Tobias: wem's nicht gegeben ist, der kann auch im Walde keine Freude finden, so wie Du und Deinesgleichen, die eben nur Büsche und Bäume drin sehen."

„Na, siehst Du was Anderes drin?" lachte Tobias.

„Allerdings thu' ich das," erwiderte der alte Mann und wurde auf einmal dabei ganz ernst, ja fast feierlich, „und wenn ich Dir auch das jetzt sage, Tobias, wirst Du mich doch nicht verstehen. Aber das schadet auch nichts — gute Lehren und Wahrheiten werden oft weggeworfen, aber manchmal bleibt doch ein Korn davon hängen und fällt auf guten Boden, wie der Baum auch seinen Samen über das dürrste Land hinstreut. — Irgend ein Körnchen wurzelt doch vielleicht und treibt dann wieder einen jungen Baum."

„Wirth, mir noch einen Schnaps," sagte Tobias, „der Waldläufer holt mir zu weit und moralisch aus."

„Mir auch noch einen!" rief Mühler, den der Bursche mit seinem Ernst zu amüsiren anfing. Barthold nahm keine Notiz von der Unterbrechung.

„Siehst Du," fuhr er fort, „wenn Du einen einzelnen Baum da draußen stehen siehst, so denkst Du wohl — wenn Du überhaupt je etwas dächtest — das sei ein lebloses, todtes Ding, was da steht, und allerdings kann sich's nicht von der Stelle bewegen, es muß am Boden haften, wo unser Herrgott es hingepflanzt hat. Aber in ihm lebt's und wirkt und schafft und treibt und wächst, reckt die Arme nach dem

Himmel empor, von dort her Licht und Regen zu saugen, und hält sich mit den Wurzeln derb im Boden fest, um vom Winde nur gerüttelt, nicht aber geworfen zu werden. Mehr im Leben thut auch nicht einmal der Mensch, nur auf ein wenig andere, sogar nicht immer so erfolgreiche Art. Der Baum ist aber nicht todt, er lebt — er lebt und athmet, wie ein jedes Thier, wenn sich ihm auch die Brust dabei nicht heben kann; aber durch seine Poren zieht der Lebenssaft, zieht Luft und Feuchtigkeit, was er zum Leben braucht, und wird ihm das genommen, muß er sterben. Nimm nur die Axt und hau' in einen Stamm hinein, und sieh, ob er nicht blutet, wenn auch sein Blut nicht roth aussieht, wie das unsere. Langsam tropft es zu Boden, und wenn die Wunde ausgeblutet hat, vernarbt sie wieder, wie bei dem Menschen. — Sieh nur einen gefällten Baum Dir an, aber nicht, wie es die meisten Menschen thun, die bei einem solchen Baume immer gleich berechnen, wie viel Klaftern Scheite oder wie viel Ellen Nutzholz er geben kann. Sieh ihn an, wie er als Leiche daliegt, denn es giebt eben so gut Baum- wie Menschenleichen — sieh, wie die Rinde abstirbt, ihre gesunde, frische Farbe verliert und fahl und erdfarben wird, und die Blätter welken und dorren, die Zweige eintrocknen — und langsam geht er zur Erde zurück, von der er kam, wie der Mensch, anderen, seines Gleichen, Raum zu geben. — Und das ist nur der einzelne Baum, nun aber seht die Masse, seht den Wald, wo einer dem andern die Hand hinüberreicht; seht ihn, wenn er sich Abends die Sternendecke über den Kopf zieht und duftet und träumt, und leise rauschend der Athem des Herrn durch seine Wipfel fährt; seht ihn, wenn er Morgens erwacht, mit rosig verklärtem Gesicht der Sonne entgegenlächelt, und all' die tausend Sänger hegt und pflegt, die mit der Morgensonne dem Allerhalter ihre Danklieder entgegenwirbeln — seht ihn am Tage, wie er die Arme schützend über die Erde breitet, den heißen Sonnenstrahlen zu wehren, seine Quellen und liebsten Kinder, die Blumen, zu erreichen und auszutrocknen; seht ihn, wie ihm am Abend spät der helle Schweiß von der vielen Anstrengung an der Stirn steht und in Millionen Tropfen von den Blättern

funkelt. — Seht ihn im Sommer in seiner Kleiderpracht, im Winter, wenn er sich fest eingehüllt hat in seine warmen Schneetücher — seht ihn, wenn Ihr wollt, aber er bleibt immer schön und groß und hehr, ein Tempel des Herrn, den er sich selber auferbaut."

Barthold hätte sich für seine schwärmerischen Gedanken keine unglückseligeren und unpassenderen Zuhörer wählen können, und wenn er ein Jahr danach gesucht hätte, als eben die beiden alten Burschen mit dem Wirth zu Kauf, der mit offenem Munde hinter ihm stand. Auf Tobias' Gesicht lag, so lange der alte Mann sprach, ein breites Grinsen, und die rothgeränderten feuchten Augen zwinkerten nur manchmal mit einem verschmitzt sein sollenden Lächeln nach dem „Schwiegervater" hinüber. Mühler seinerseits saß mit fast bis in die Haare hinaufgezogenen Augenbrauen, die Stuhllehne zwischen den Knieen und beide Ellbogen darauf gelehnt, dicht vor dem alten Forstwart, und über sein Gesicht zuckte und zerrte es dabei so wunderbar, daß Tobias zuletzt gar nicht mehr auf die Worte hörte, sondern nur ganz erstaunt in die wunderbar veränderliche Physiognomie des „Schwiegervaters" schaute.

„Bravo!" sagte dieser mit seiner heisern Stimme, als Barthold jetzt geendet und wie verklärt durch das Fenster nach seinem lieben Walde hinüberschaute — „bravo, alter Junge, vortrefflich — der Pastor hätt's nicht besser machen können! — Wirth, noch mehr Kümmel, für uns Alle, und nicht in so kleinen spitzen Gläsern, sondern die ganze Flasche — wir schenken uns selber ein und machen Kreidestriche."

„Ich danke Ihnen," sagte der Forstwart ruhig; „ich trinke höchstens Morgens ein einziges Glas."

„Auf einem Beine kann kein Mensch stehen!" rief Tobias.

„Gott sei Dank, daß ich den Branntwein noch nicht brauche, um darauf zu stehen," meinte der alte Forstwart; „ein nüchterner Kopf und ein volles Herz ist mein Wahlspruch, und — andere Leute führen vielleicht besser, wenn es auch der ihrige wäre. Das aber ist anderer Leute Sache und geht mich nichts an — und nun guten Morgen mit-

sammen. Ich denke, Tobias, meine Rede hat mir bei Dir nicht viel geholfen, und Du wirst nach wie vor doch lieber in das Wirthshaus als in den Wald gehen. Du hast aber auch Recht, Du paßt nicht hinein, und ein Baum sähe gewiß nicht besser aus, wenn Du darunter in seinem Schatten lägst. Gott zum Gruß — ich muß wieder hinaus!" Mit den Worten zahlte er dem Wirth sein Glas Branntwein und verließ, still wie er gekommen, die Stube.

„Bei dem rappelt's wohl?" lachte Mühler, als Barthold die Thür hinter sich zugezogen hatte.

„Ein bischen, ja," bestätigte der Wirth, „aber er ist ganz harmlos und thut keinem Menschen 'was. Nur im Walde darf man ihm nicht begegnen, und Abends möchte ich da drin nicht um Alles in der Welt mit ihm zusammenstoßen."

„Beißt er?" meinte Mühler trocken.

„Nun, er beißt wohl gerade nicht," erwiderte der Wirth, „aber daß er allerlei faule Kunststücke kann, ist gewiß. Hier spricht er immer vom lieben Gott, aber draußen da schwatzt er mit den Bäumen und Vögeln, ruft die wilden Thiere, sucht geheimnißvolle Wurzeln und treibt allerlei heidnischen Unsinn, wie es hier früher soll Sitte gewesen sein. Im Walde drin steht auch noch eine alte Eiche — kein Mensch weiß, wie alt sie ist — mit einem steinernen Altar darunter, auf dem in alten Zeiten die Heiden ihren Abgöttern Menschen geschlachtet haben. Dort ist er am liebsten, und da treibt er auch nicht selten um Mitternacht seinen Spuk mit bösen Geistern, was eigentlich gar nicht geduldet werden sollte."

„Ach was!" sagte Tobias, der indessen mit Mühler wacker der Flasche zugesprochen hatte, „er schadet doch keinem Menschen damit, und wenn man ihn zufrieden läßt, ist er gut genug; nur manchmal ein bischen grob."

„Wie viel Uhr schlägt das?" sagte Mühler aufhorchend.

„Eben elf — Zeit genug zum Mittagessen."

„Ja, aber ich muß fort," meinte der Alte, „will meinen Jungen gleich aus der Schule mit nach Hause nehmen. — Hier, Wirth, meine Zeche — zwei Glas Bier und ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben Schnäpse — gerade sieben —

seht Ihr, hier sind die Striche — famoses Zeug, der Kümmel — hahahaha, den alten Forstwart müssen wir uns einmal wieder hierher einladen; das ist ein kreuzcurioser Kerl. — Guten Morgen, Tobias, guten Morgen, Sternenwirth — der Kümmel soll leben!" Und seinen Hut gegen die Decke werfend, daß er ihm zurück gerade wieder auf den Kopf fiel, nickte er den beiden, darüber nicht wenig erstaunten Männern huldreich zu und verließ mit steifen Schritten die Wirthsstube.

14.

Die Schule war gerade aus, und die Knaben und Mädchen, froh, der engen Stube entronnen zu sein, tummelten sich lustig draußen herum. — In der Thür des Schulhauses aber stand der Lehrer und zog mit voller Brust, nach drei Stunden dunstiger, erdrückender Schulstuben-Atmosphäre, die kalte, frische Luft ein, die von dem See herüberstrich. Die Kleinen, die sich noch etwas im Zimmer aufgehalten hatten, drückten sich scheu und grüßend an ihm vorüber, bogen dann um die Ecke, warfen noch einen Blick zurück, ob er sie nicht mehr sehen könne, und sprangen dann jauchzend den Gefährten nach. — Es war Samstag und heute Nachmittag keine Schule weiter, und die kleinen Kerle wußten das zu würdigen und zu genießen.

Es ist aber doch die Frage, wer sich mehr darüber freute — der Lehrer oder die Schüler — wenn der erstere auch keine Luftsprünge machte, sondern ernst, mit dem bleichen, abgemagerten Gesichte nach den leichten Wolken hinaufschaute, die oben am Himmel ihre freie, luftige Bahn zogen. Auge und Athemzug drängte dem Weiten entgegen, und wie gern, wie froh wäre der Körper ihnen gefolgt! Der aber war gebannt, gefesselt an den engen Raum, an seine Klasse, an der Schüler Schaar, und wenn er auch nur wenig, erstaunlich wenig Lohn dafür bekam, die wenigen Thaler brauchte er eben zum Leben und konnte sie nicht entbehren: denn leben

wollen wir ja Alle, obgleich viele Leute das auch noch leben nennen, was eigentlich nur existiren heißt. —

Heute war Samstag-Mittag, und anderthalb Tage — wenn auch nur kurze Wintertage — freie Zeit lag vor ihm, in denen er seine kranke Brust ausruhen konnte — um am nächsten Montag wieder einen neuen Anlauf zu nehmen, sie vollständig zu ruiniren. — Und doch lächelte er, als sein Blick auf die sich von ihm forttummelnde kleine lustige Schaar fiel, die, mit den Büchern unter dem Arm, oder im Ränzel auf dem Rücken, keine Sorgen, keinen Kummer ahnten, wie viel das Schicksal auch vielleicht schon für sie bereit hielt. Er dachte der eigenen Jugendzeit, dachte der frohen Jahre, die auch er durchlebt, und seufzte nur eigentlich darüber, daß er an frohe Jahre stets so weit zurück denken mußte, wenn er sich ihrer freuen wollte.

Auch die Knechte kehrten von ihrer Arbeit heim, denn die Pferde mußten zwei Stunden Ruhe haben. Vom Gute waren drei Geschirre unten am See beschäftigt gewesen, bei dem jetzigen Frostwetter Schlamm herauszuschaffen und auf die Wiesen zu fahren. Die Geschirre hatten sie unten stehen lassen und ritten nun auf den Sattelpferden, die Handpferde führend, in den Hof zurück, quer über die gefrorene Wiese hinüber, den nächsten Weg einschlagend.

Auf der Straße kam die Erzieherin mit Josephine herunter; sie hatten einen kleinen Spaziergang gemacht, dem aus der Schule kommenden Karl entgegen zu gehen, und der Hauslehrer begleitete sie, um seinen Schüler gleich in Empfang zu nehmen. Karl hatte sich in der letzten Zeit besonders wild und ausgelassen gezeigt, und der Hauslehrer, ein junger Candidat der Theologie, wußte aus eigener Erfahrung, wie es die jungen Burschen gerade an einem Samstag-Mittag gewöhnlich ausgelassen treiben; es war deshalb besser, ihm bei Zeiten einen Zügel anzulegen.

Der alte Mühler hatte seinen Neffen schon im Dorfe selber unter dem Schwarm der Uebrigen herausgelesen, sich aber keineswegs Mühe gegeben, den Uebermuth der kleinen fröhlichen Bande zu zähmen. Selber äußerst guter Laune, stieß er, wie er mitten unter die Knaben kam, einen eigenthümlich

schrillen Schrei aus und sammelte dadurch im Nu den ganzen Schwarm um sich.

„Hallo, Ihr Kerle!“ rief er jetzt, „gebt Frieden, macht nicht solch' einen Heidenspectakel, daß man seine eigenen Worte nicht hören kann! Heda, was seid Ihr für ungeschickte Jungen!“ wandte er sich plötzlich an zwei, die übereinander wegzuspringen suchten — „kommt einmal her — so müßt Ihr's machen!“

„Hurrah, der Schwiegervater will springen!“ riefen einige der größeren Jungen und drängten sich rasch herbei, und der alte Mühler machte in der That, von dem Branntwein aufgeregt, Anstalt, ihnen eine seiner Künste zum Besten zu geben, als etwas Anderes ihre Aufmerksamkeit plötzlich ablenkte.

„Dort! dort! da geht ein Pferd durch!“ schrie der eine der Knaben, und als Alle nach der angedeuteten Richtung blickten, sahen sie, wie eins der herrschaftlichen Pferde, das sich losgerissen hatte, in voller Flucht über die Wiese nach der Straße zu kam und quer darüber hin wollte.

„Nimm meinen Ranzen, Onkel!“ schrie da Karl, der, ohne ein Wort weiter zu sagen, seinen Ranzen und seine Mütze zu Boden warf und, ehe nur Jemand eine Ahnung hatte, was er wollte, dem durchgehenden Pferde entgegenflog.

„Karl! Teufelsjunge!“ schrie der Alte hinter ihm drein, aber Karl hörte ihn schon nicht mehr. Mit einer Schnelle, die seine Mitschüler besonders in Erstaunen setzte, flog er mehr, als er lief, über die hartgefrorene Straße hin, und traf gerade dort mit dem wenig seiner achtenden Pferde zusammen, als dieses über den Chausseegraben setzte. Im Nu aber war er an seiner Seite — die linke Hand krallte in seine Mähne, die rechte stemmte er gegen die Schulter des Thieres, und halb im Sprunge, halb von dem bäumenden Pferde emporgerissen, saß er schon auf dessen Rücken, wie es eben an der andern Seite wieder heraus über die Wiese setzte, um dem Walde zuzustürmen.

Der kleine wilde Reiter machte ihm aber bald begreiflich, daß es nicht länger sein eigener Herr sei, sondern folgen müsse, wohin er es lenkte. Kaum auf seinem Rücken, auf dem er sich vollkommen zu Hause fühlte, griff er, mit dem

rechten Beine sich einklammernd, nach dem heruntergefallenen Zügel, brachte ihn dem Pferde über den Kopf und hatte es, ehe es kaum zweihundert Schritt weiter geflogen war, völlig wieder im Zaum und in seiner Gewalt. Zu gleicher Zeit spielte unter der Schuljugend ein anderes Intermezzo, das die kleine Schaar kaum weniger belustigte und in Erstaunen setzte, als der tollkühne Reitersprung ihres Kameraden.

Der alte Mühler nämlich hatte, statt Ranzen und Mütze seines Neffen aufzuheben, mit halb zusammengeducktem Körper, beide Hände auf die Kniee gestützt, den Kopf etwas zurückgebogen, die Augenbrauen bis in die Haare hineingezerrt, Mund und Augen weit geöffnet, ihm nachgeschaut. Kaum aber sah er, daß der Sprung gelungen war, sah, daß sein Karl sich „nicht blamirt hatte“ — wie er ihm später gestand daß er gefürchtet —, sah ihn auf dem Rücken des Thieres, als er plötzlich ein lautes Hussa! ausstieß. Zu gleicher Zeit warf er seinen Hut in die Luft, sprang selber hoch in die Höhe, überschlug sich, zum unsagbaren Ergötzen der Umstehenden, in freier Luft, kam wieder auf die Füße, fing in demselben Moment den zurückfallenden Hut, ohne ihn mit den Händen zu berühren, auf der Stirn und stieß dabei ein wahrhaft diabolisches Gelächter aus.

Der Jubel der Schuljugend bei dem Luftsprunge des „Schwiegervaters“ läßt sich eher denken als beschreiben. Ueberhaupt wurden ihnen hier zu viele der Genüsse auf einmal geboten, um nicht dabei über die Stränge zu schlagen. Samstag-Mittag, ein durchgehendes Pferd, das Kunststück des Kameraden, und nun hier gar der Luftsprung eines Mannes, der bis jetzt, als zum Gute gehörig, nur mit scheuen Blicken von ihnen betrachtet worden und in der That auch nur finster und grämlich zwischen ihnen aufgetreten war — das Alles zusammen schien, wie gesagt, zu viel für sie.

Ein ähnliches Geschrei oder Geheul, wie es die Wilden in Amerika bei plötzlichen Ueberfällen ausstoßen, machte für einen Augenblick die Luft erzittern, und dann brach sich der Jubel der jugendlichen Bevölkerung in einer Unzahl von Purzelbäumen, wie anderen ländlich-gymnastischen Uebungen Bahn.

Aber auch der Erzieherin Josephinens war eine kleine, wenn auch nicht in Thätlichkeiten ausartende Ueberraschung vorbehalten. Wie nämlich das durchgehende Pferd, kaum zehn Schritt von ihnen entfernt, über die Straße setzte, und Karl vor ihren Augen auf dessen Rücken sprang, da faßte die Erzieherin erschreckt Josephinens Arm, sie zurück und einer möglichen Gefahr aus dem Wege zu ziehen. Josephine, aber, sich rasch und erregt von ihr losmachend — denn die Scene hatte ebenfalls in ihrem kleinen Herzen all' die früheren lustigen Ritte, das freie, herrliche Leben im Circus zurückgerufen — sagte lachend: „Ich fürchte mich nicht, Mademoiselle, wenn ich die langen, unbequemen Kleider nicht anhätte, könnte ich das auch!"

„Du?" rief Mademoiselle Adele erschreckt aus.

„Ich? gewiß. Ich reite so gut wie Charles, und das ist gar nichts, was er da macht. Er sitzt ja auf dem Pferde."

Zum Glück für die Ordnung in Schildheim — denn wer weiß, wie weit der einmal losgelassene Uebermuth der Knaben sowohl wie des Alten gegangen wäre! — erschien in diesem Augenblick eine Person auf dem Schauplatze, die den Lärm plötzlich verstummen machte. — Auf seinem Rappen sprengte Baron v. Geyseln, der am See heruntergeritten war, um zu sehen, wie weit die Knechte mit ihrer Arbeit gekommen wären, unten in den Schwarm hinein, und sein Anruf erschreckte und bändigte zugleich die Schuljugend, die den Baron, als oberste Herrschaft im Orte, mit ganz besonderem Respect betrachtete.

Aber auch der alte Mühler gerieth, wie er nur den Kopf nach dem Geräusche des herangaloppirenden Pferdes gedreht hatte, fast unwillkürlich wieder in seine gewöhnlich ernsthafte Verbissenheit hinein, hielt sich steif und aufrecht, rückte sich rasch den verkehrt sitzenden Hut zurecht, und gab dem ihm nächsten Jungen, der von dem Gutsherrn noch nichts gesehen hatte und eben zu einem frischen Purzelbaume ausholte, eine so gutgemeinte Ohrfeige, daß er ihn stolpernd bis über den Weg hinüberschickte.

Georg sprach kein Wort, weder zu den Kindern, noch zu

seinem Schwiegervater. Nur einen einzigen finstern Blick warf er dem Alten zu, dann aber, wie er sich aus dem Menschengedränge frei sah, fühlte sein Pferd Sporen und Peitsche, und in gestreckter Carrière flog es die Straße hin, dem ahnungslos vor ihm hergaloppirenden Karl nach. Dessen Pferd, wie es die raschen Hufschläge hinter sich hörte, wollte allerdings jetzt ebenfalls in ein rascheres Tempo fallen, aber sein junger Reiter, der den Nachfolgenden erkannte, griff ihm erschreckt in die Zügel. Dem Rappen hätte er auch nicht entfliehen können. In kaum zwei Minuten hatte er ihn eingeholt, und während Georg, der das Kunststück des Knaben von dem Ufer des Sees aus mit angesehen, jetzt dunkelroth vor Zorn im Antlitz, dicht neben ihm sein Thier parirte, hieb er dem zusammenzuckenden Knaben mit voller Wucht die Peitsche über die Schultern, daß dieser mit einem Angst- und Schmerzensschrei seitwärts von seinem Pferde hinunterflog und, was er laufen konnte, quer hin über die Wiese floh.

Georg aber sah sich nicht weiter nach ihm um. Das davonsprengende Pferd rasch einholend und am Zügel fassend, führte er es langsam dem jetzt nicht mehr fernen Gute zu und überließ den Anderen, ihm zu folgen.

Zu Hause angelangt, nahm indessen ein wirthschaftliches und noch dazu unangenehmes Geschäft Georg's Aufmerksamkeit gleich so in Anspruch, daß er eine Zeit lang im Hofe aufgehalten wurde.

Ein Knecht hatte nämlich Hafer veruntreut, denselben den Pferden entzogen und verkauft, der Verwalter ihn aber auf der That ertappt, und der Schuldige mußte verhört und bestraft werden. Georg war auch heute nicht in der Stimmung, ihm das Vergehen nachzusehen. Der Bursche wollte allerdings seine That erst noch ableugnen und dann wenigstens beschönigen, aber es half ihm nichts. Sein Lohn wurde ihm ausgezahlt und er in derselben Stunde mit seiner Kiste, die er auf dem Rücken nach Schildheim hinuntertragen mußte, vom Hofe fortgejagt.

Zum Mittagessen, das bald nachher aufgetragen wurde, kam die ganze Familie zusammen. Selbst Karl hatte sich

wieder eingefunden, denn er wußte, daß er nicht fehlen durfte. Der alte Mühler war aber vollkommen nüchtern geworden und blieb sehr kleinlaut, und kein Wort wurde über dem Essen von den Vorgängen des heutigen Tages erwähnt.

Georginen konnte übrigens nicht entgehen, daß irgend etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse. Als sie ihren Gatten deshalb fragte, schützte dieser allerdings die Angelegenheit mit dem Knechte vor, aber sie ließ sich nicht durch solche Ausrede täuschen; denn wenn das ihn auch verstimmen konnte, hatte es den nämlichen Einfluß doch nicht auch zu gleicher Zeit auf ihren Vater, wie alle Uebrigen, die gar nicht damit in Verbindung standen, ausgeübt. Da Georg indessen selber nichts weiter darüber äußerte, so vermuthete sie, daß er mit ihr allein davon reden wolle, und schwieg ebenfalls, und die Mahlzeit verlief düster und lautlos.

Nach Tische verließ Georg die Tafel, ohne ihr das Geringste zu sagen. Er ging mit dem Verwalter in sein Zimmer, das im andern Flügel lag, ihm das Geld für die heutige Ablohnung der Tagelöhner zu überliefern, und der Hauslehrer zog sich ebenfalls zurück, um nach Tische ungestört seine Cigarre zu rauchen. Nur die Gouvernante blieb noch zurück, und diese entfernte Georgine bald mit einem Auftrage.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, sah die Frau erst den Vater, dann Karl, der an den Nägeln kauend am Fenster stand, dann Josephinen an, und sagte endlich mit ernster, strenger Stimme, sich ihrer Herrschaft selbst über den Vater bewußt: „Was ist heute vorgefallen? — Ihr habt etwas, das Ihr mir verbergt, und ich will es wissen. Was war es, Vater?"

„Nichts — Alfanzerei!" brummte dieser, indem er ebenfalls zum Fenster trat und an den Scheiben trommelte. „Der Junge da, der Karl, ist hinter einem durchgegangenen Pferde dreingesprungen, hat es eingefangen und ist damit fortgeritten, und er kam dazu und wurde böse darüber — das ist Alles."

„Und ich lasse mich nicht mehr mißhandeln!" knirschte jetzt Karl, der nur mit Mühe und Noth die vorquellenden

Thränen zurückhielt, in verbissener Wuth. „Ich bin alt genug, mir mein Brod selber zu verdienen, und brauche mich nicht hier füttern und — peitschen zu lassen, wie einen Hund!"

„Er hat Dich geschlagen?" fragte Georgine düster.

„Gepeitscht," knirschte der Knabe zwischen den Zähnen — „gepeitscht vor der ganzen Schule! Ich bleibe nicht länger hier, denn ich weiß, wenn er es mir noch einmal thäte, würde ich ihm mein Messer zwischen die Rippen rennen — dem..."

„Du bleibst," sagte Georgine mit fester, entschiedener Stimme, „ich selber werde mit Georg reden."

„Ich begreife gar nicht, warum Vater so böse darüber geworden ist," meinte Josephine.

„Höre, Georgine," sagte nach einigem Zögern der alte Mühler, der sich nicht ganz sicher wußte, ob Georg seinen eigenen Luftsprung gesehen hatte oder nicht — „laß das lieber bleiben."

„Weshalb?"

„Du weißt, Georg ist heftig und..."

„Er hat kein Recht, den Knaben zu schlagen, weil er ein wild gewordenes Pferd einfängt."

„Nun ja, die Sache war aber auch eigentlich ein bischen anders. Karl ist auf das Pferd hinauf voltigirt, was ihm Georg streng verboten hatte. Dafür hat er ihm Eins mit der Reitpeitsche aufgezählt, das war Alles."

„Alles? — aber ich bin kein Kind mehr und — kein Pferd," rief Karl, nur noch mehr in seinem Trotze beharrend, da er Georginen auf seiner Seite fand.

„Aber Du hattest Unrecht," sagte der Alte, „Du weißt, Du sollst keine Kunststücke mehr machen."

„Und wer will es mir wehren?" rief der Knabe; „wenn mich der Mann als Kind Kunststücke machen ließ und mich besonders dazu anlernte, hat er kein Recht, es mir jetzt, da es ihm nicht mehr paßt, zu verwehren. Ich brauche ihn gar nicht, ich kann ohne ihn leben, und das verdammte Lernen habe ich ohnedies satt. Ich bringe nichts in den Kopf, und in der Schule lachen mich die kleinen Jungen aus, weil ich

noch zwischen ihnen sitzen muß. Das thue ich auch nicht länger; ich laufe fort."

„Du bist ein Esel!" sagte der Alte trocken; „wo willst Du hin, heh?"

„Ueberall hin, ich komme durch," trotzte aber der Bursche. — „Hol's der Böse, so ein Leben hier fortzuführen, halte ich doch nicht aus, und da war's in der freien Reitbahn zehntausend millionenmal besser. Ich komme durch."

„Warte, bis ich mitlaufe," brummte der Alte, „dann kannst Du mit; jetzt aber geh zu Deinem Herrn Doctor und lerne Deine Geschichten, was Du zu lernen hast; das ist gescheidter. Marsch auf mein Zimmer, ich komme selbst gleich nach — da kommt auch schon die Französin wieder. — Nun haltet das Maul, wenn Ihr gescheidt seid, und macht keinen Scandal aus der Sache, daß er nicht noch einmal böse darüber wird. Komm, Karl, heut Abend lassen wir den Hanswurst wieder tanzen, wenn Du brav bist." Und mit diesen Worten den Knaben bei der Hand ergreifend, zog er ihn mit sich aus der Thür.

—

15.

Mühler ging mit dem Knaben den Gang hinunter, seiner eigenen Stube zu, als ihnen Georg begegnete. Der Alte wäre ihm gern ausgewichen, aber es war nicht mehr möglich.

„Mühler," sagte Georg ruhig, „ich habe ein paar Worte mit Euch zu sprechen. Karl, geh auf Dein Zimmer — ich hoffe, die heutige Lection wird Dir in's Gedächtniß zurückgerufen haben, meinen Befehlen künftig genauer nachzukommen. Geh nur jetzt — wir brauchen Dich hier nicht" — und er winkte dabei dem Knaben so gebieterisch zu, daß dieser, wenn auch verdrossen, doch scheu dem Befehle Folge leistete. Er wußte recht gut, daß er gehorchen mußte.

Georg sah ihm nach, bis er um die Ecke des Ganges

verschwunden war, dann sagte er mit wohl gedämpfter, aber finsterer Stimme zu dem Alten, der sich ihm höchst unbehaglich gegenüberfühlte: „Mühler, Ihr solltet Euch in Eure Seele hinein schämen, solche Streiche zu treiben, wie Ihr heute gethan!"

„Ich? ich weiß gar nicht..."

„Schweigt!" befahl ihm aber Georg. „Ihr wißt recht gut, was ich meine, denn ich habe Euch gesehen. Versteht Ihr denn nicht besser, als ich es Euch je erklären könnte, die eigenthümliche Lage, in der ich mich hier der Welt gegenüber befinde, und sollte Euch nicht gerade besonders daran liegen, das Verhältniß nicht muthwillig zu stören, ja zu zerstören, das Euch sowohl wie uns hier Frieden und eine anständige, geachtete Existenz sichert?"

„Ich vergaß mich einmal..."

„Das weiß ich, aber," und er hob dabei drohend den Finger, „es darf nicht wieder geschehen. Ihr werdet jetzt, wie es steht, Mühe genug haben, Euch die Achtung im Orte wieder zu sichern, die Ihr durch Euer heutiges Betragen vielleicht auf immer verscherzt habt. Erfahren die Leute erst einmal, was Ihr gewesen seid, dann haltet Euch auch versichert, daß kein anständiger Bauer, von den Gutsherren gar nicht zu reden, mehr Gemeinschaft mit Euch wird haben wollen, denn so viel habt Ihr im Leben draußen doch gewiß gelernt, daß man über einen Hanswurst wohl lacht, aber nicht mit ihm verkehrt. Noch könnt Ihr es aber vielleicht wieder gut machen; haltet Euch die Leute fern, so viel es geht, und besonders trinkt nicht mit ihnen. Euer Kopf verträgt die starken Getränke nicht, und einmal halb im Rausch, und Ihr seid Eurer Zunge, Eurer Handlungen nicht mehr mächtig. Aber ich denke, ich habe Euch genug darüber gesagt — nur das noch als Warnung: fällt etwas Aehnliches noch einmal vor, so müßt Ihr den Platz verlassen — darauf gebe ich Euch mein Wort, und wie Georg Bertrand sein Wort niemals brach, so breche auch ich es nicht. Ich dächte, Ihr kenntet mich darin." Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, ließ er den Alten im Gange stehen und schritt nach Georginens Stube. Mühler aber drückte sich rasch um die Gangecke, seinem eigenen Zimmer zu; wie

er sich jedoch aus dem Bereiche Georg's wußte, blieb er stehen, schüttelte sich, wie ein Pudel eine Tracht Schläge abschüttelt, und zwar auf eine ihm eigenthümliche Weise, die schon oft die Gallerien zu kreischendem Gelächter gezwungen hatte, daß nämlich alle seine Glieder wie locker am Leibe hingen und hin- und herflogen. — Dann einen scheuen Blick über die Schulter werfend, ob die Luft noch rein sei, rieb er sich vergnügt die Hände und lachte still vor sich hin, während er den Gang hinabtrollte.

„Das ist noch gut gegangen — Teufel auch! heute glaubt' ich, kriegt' ich's dick. Er sieht aber auch Alles, der Cujon — na warte, Du sollst mich nicht wieder erwischen, mein Schatz, denn fort möcht' ich mich doch auch nicht aus dem bequemen Platz hier jagen lassen."

Georg ging in das Zimmer seiner Frau und fand diese mit gerötheten Wangen und raschen Schritten, die Arme fest verschränkt, auf- und abgehen. Bei seinem Eintritt blieb sie stehen und sah ihren Gatten finster an.

„Was hast Du?" sagte dieser ruhig, die Bewegung der Frau konnte ihm nicht entgehen.

„Was ich habe, Georg," rief Georgine, die diesen Augenblick ersehnt hatte, indem sie nach dem Herzen griff, „einen Schmerz *hier*, einen bittern, nagenden Schmerz, der mir nicht Rast noch Ruhe läßt."

„Das *alte* Leiden?" sagte Georg düster, indem er seinen Hut auf den Tisch warf.

„Ja und nein," lautete die Antwort, „Du selber hast es heute heraufgezwungen!"

„Ich? — wie so?"

„Daß Du den Knaben gemißhandelt, weil er in fröhlicher Jugendlaune einen Augenblick vergaß, welch' freie schöne Kunst er einst ausgeübt hatte und jetzt nicht mehr ausüben sollte. Glaubst Du nicht, daß wir den Zwang doppelt fühlen, wenn er auf so rohe Weise in Kraft gehalten wird? Glaubst Du nicht, daß der Stab, der sich bis jetzt nur gebogen, wenn er zu straff angespannt wird, auch *brechen* könnte?"

„Wenn er das Biegen nicht vertragen kann, *mag* er brechen," erwiderte mit tiefer, fester Stimme der Mann.

„Georg!“

„Höre mich,“ fuhr ihr Gatte fort, „denn ich zweifle sehr, daß Du den ganzen Umfang des heutigen Vergehens weißt. Karl hat nicht allein gefehlt, das hätte ich vielleicht verziehen, da er sich bis jetzt gut gehalten, aber Dein Vater selber, wahrscheinlich wieder vom starken Trunke erregt, vergaß sich so weit, daß er mitten im Dorfe, von der ganzeu Schule umgeben, seine alten Künste ausübte und sich in der Luft überschlug. Den Jubel, den das von dem alten, bisher so gesetzten Manne erregte, kannst Du Dir denken. Ich kam zum Glück zufälliger Weise dazu und verhinderte weiteren Unfug. Soll ich mein Ansehen, mein ganzes künftiges Lebensglück, wie das meines Kindes, auf solche ekelhafte Art gefährdet und untergraben sehen? Georgine, Du weißt, wie lieb ich Dich und Euch Alle habe, aber Du kennst mich auch; Du weißt, daß ich Begonnenes auch durchführe, daß, wo ich einmal meinen Willen eingesetzt, ich auch die Kraft besitze, da zu handeln; deshalb warne Deine Angehörigen. Noch ein solches Vergehen, und die Bande, die mich bis jetzt an sie fesseln, sind unerbittlich, unwiderruflich gelöst.“

„Meine Angehörigen? und sind es nicht die Deinen auch?“ fragte Georgine scharf.

„Sie sollen es bleiben, so lange sie meinen Anordnungen folgen — nicht einen Augenblick länger.“

„Anordnungen? — sage lieber Befehlen.“

„So nenne es denn Befehle, wenn Du willst.“

„Ich weiß es wohl,“ zürnte die Frau, „Du hast kein Herz für uns. So lange wir Dir Nutzen brachten, waren wir Dir gut, doch jetzt, wo...“

„Halt ein, Georgine,“ unterbrach sie ernst der Mann, „das ist ein harter, böser Vorwurf, der nicht aus Deinem Herzen kam. Du bist aber jetzt, wenn auch völlig grundlos, gereizt, und wir wollen nicht weiter darüber rechten. Ich habe Deinen Vater freundlich ermahnt, an uns sowohl, wie an sich selbst zu denken; ich hoffe, das wird für ihn genügen. Karl hat gleich an Ort und Stelle seine Strafe bekommen, und die Sache ist also abgemacht. Willst Du selber noch einmal mit ihnen darüber sprechen, so gehe erst mit

Deiner Vernunft zu Rathe, die wird Dich den richtigen Weg schon leiten." Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, verließ er das Zimmer, bestieg unten im Hofe sein schon bereit gehaltenes Pferd und sprengte in den Wald hinaus.

Georgine blieb, wie er sie verlassen, im Zimmer stehen und sah ihm düster nach. Der ungebeugte Charakter des bisher so selbstständigen, verwöhnten Weibes konnte sich dem Zwange noch nicht fügen, der es hier von allen Seiten hemmend umgab. Wohl tauchten wieder jene Gedanken, ihn abzuschütteln, in ihr auf, aber wieder und wieder hielt sie der Gedanke an Josephine zurück, die das verhaßte Gesetz ihren Händen entzog, das Schicksal des Kindes in die Hände des Vaters legend. Allerdings hatte sie schon in ***, ehe sie dem Willen des Gatten nachgab, Alles versucht, sich Recht in ihrem Sinne zu verschaffen. Sie selber war zu den besten Advocaten der Stadt gegangen, ihren Beistand in dieser Sache zu erfragen und für sich zu sichern. Sie alle aber hatten ihr einfach das in diesem Falle wirklich einmal nicht anders zu deutende Gesetz vorgelegt, das keinen Ausweg offen ließ: Bis zum siebenten Jahre blieb, bei einer Scheidung der Gatten, das Kind der Mutter, damit diese über das zarte Alter desselben wachen konnte; nach dem siebenten Jahre aber wurde es dem Vater, als seinem eigentlichen Erhalter und Ernährer, anvertraut, und es hätte der Beweise bedurft, daß dieser dessen Erziehung nicht leiten und bestreiten konnte, um es zu Gunsten der Mutter umzuändern — Beweise, die sie in diesem Falle unmöglich bringen konnte. Sie sah sich deshalb gezwungen, nachzugeben — nachzugeben vielleicht zum ersten Mal in ihrem ganzen Leben, und das vergaß sie deshalb schon dem Gatten nie.

Georg sprengte indessen in den Wald, das Herz voll von trüben, drückenden Gedanken; denn nie mehr, als gerade in diesem Augenblick, fühlte er die Last, die mit den Ueberresten seines früheren Lebens hereinragte in sein jetziges edleres Sein. Wie war es möglich, daß er den alten Mann, den er verachtete, von sich abschütteln konnte, ohne Georginen im tiefsten Herzen zu verwunden — und that er es nicht, wer bürgte ihm dafür, daß nicht bei nächster Gelegenheit der Mensch, der

nun einmal zur Hefe des Volkes gehörte, seine eigene Stellung im neuen bürgerlichen Leben durch irgend einen tollen Streich untergraben, ja rettungslos zerstören könne? — Und was dann? Hatte er nicht die Pein seiner früheren Existenz kennen gelernt? War nicht der Schleier von seinen Augen gefallen, durch den geblendet er jenen wilden, zügellosen Stand nur stets im rosigsten und schönsten Lichte gesehen? Dahin konnte er nicht zurückkehren, ohne, wie er recht gut fühlte, geistig und moralisch zu Grunde zu gehen, und machte es ihm hier die Verbindung mit jenen alten Ketten, in der er durch den früheren Possenreißer seiner Bande gehalten wurde, nicht doch am Ende auch noch unmöglich, seinem Ziele fest und unverzagt entgegen zu streben?

Er fühlte selber nicht, wie der Rappe, von Schenkeldruck und Sporn getrieben, in sausendem Gallopp mit ihm die Straße entlangflog. Der Wind aber kühlte seine heißen Schläfe, die rasche, kräftige Bewegung that ihm wohl, und seinem feurigen Thier den Zügel lassend, sprengte er mit ihm, dem nächsten breiten Holzwege folgend, gerade in den Wald hinein. Hier aber mäßigte der Rappe selber seinen Schritt; der Weg war rauh und hart gefroren, und die zarten Hufe des edlen Thieres nicht an solche Bahn gewöhnt. Und als auch hierin der Reiter ihm volle Freiheit ließ, blieb es endlich schnaubend und mit dem schönen Kopfe auf- und niederfahrend auf einer Waldblöße stehen, wo ein Jäger, die Flinte vor sich auf den Knieen, auf einem gefällten Baume saß und jetzt erst, als er den Nahenden erkannte, aufstand, ihn achtungsvoll zu begrüßen.

Es war der alte Forstwart Barthold, und Georg's Blick haftete unwillkürlich lange und mit einem eigenen Interesse auf den gefurchten eisernen Zügen des Greises, um dessen Schläfe der kalte Nordwind die von den Jahren zu Schnee gebleichten Locken jagte.

„Setzt auf, Alter, setzt auf," sagte er endlich hastig, als sein Geist zu den Gegenständen um ihn her zurückkehrte, „das ist kein Wetter, mit entblößtem Kopfe zu stehen, und noch dazu in Euren Jahren!" Der Alte neigte sich leise und gehorchte dem Befehl.

„Und was macht Ihr hier?" fuhr Georg fort, indem er abstieg, den Nacken seines Thieres klopfte und ihm dann den Zügel auf den Sattel legte; „kommt, geht mit mir ein Stück durch den Wald; mein Pferd ist etwas warm geworden, und ich möchte es nicht stillstehen lassen."

„Ich hab' hier in der Gegend ein Eisen für eine wilde Katze gestellt," erwiderte der Forstwart, indem er sich an der Seite Georg's hielt, aber nicht ohne einiges Erstaunen sah, daß diesem der feurige Rappe lammfromm und wie ein Hund folgte.

„Giebt es deren hier?'

„Selten einmal eine, aber sie kommen doch zu Zeiten vor und thun dann gar erschrecklichen Schaden unter den lieben Waldthieren. Es ist blutdürstiges, unersättliches Zeug, das Katzengeschlecht, und Wolf und Fuchs reichen ihm nicht das Wasser. — Nur der Mensch treibt es manchmal noch schlimmer als sie."

„Und so haltet Ihr den Wolf für besser als den Menschen," lächelte Georg, der schon von den Eigenheiten des Alten gehört hatte, und der sich jetzt freute, einmal so allein mit ihm zusammengetroffen zu sein — vertrieb es ihm doch auch die bösen Gedanken, die sein Hirn peinigten und seine Seele quälten.

„Gewiß thu' ich das," erwiderte leise der Mann. „Der Wolf ist ein wildes Thier, ohne weiteren Verstand als den, den ihm der liebe Gott gegeben hat, um seine Beute zu beschleichen."

„Ihr meint den Instinct."

„Den mein' ich nicht, ich meine Verstand," beharrte der Alte; „Instinct ist ein Wort, das prächtig für die Art von Leuten paßt, die in den Städten die dicken Bücher schreiben, und deren eigener Verstand still steht, wenn sie einmal zu uns in den Wald kommen und das Leben und Treiben der Thiere zu sehen kriegen. Wir aber, die wir eben diese Thiere näher kennen, wissen das wohl besser. Glauben Sie zum Beispiel, gnädiger Herr, daß Ihnen das kluge Pferd da etwa nur aus Instinct folgt?"

„Ein Pferd? nein, das hat gewiß Verstand."

„Schön, das sagen Sie, weil Sie näher mit ihm bekannt geworden sind; würden Sie meine lieben Waldthiere so gut kennen lernen, so fänden Sie gar bald, daß wir ihn denen noch viel weniger absprechen dürfen. — Der Mensch aber, was ich vorhin sagen wollte, hat seinen vollen Verstand und Geist und Vernunft und Seele, und wie er es sonst noch nennt, vom lieben Gott erhalten, und wie gebraucht er das Alles nur zu oft!“

„Und nur die wilde Katze setzt Ihr noch an bösartigen Eigenschaften über den Menschen?“ lächelte Georg.

„Vielleicht hab' ich Unrecht,“ sagte der Alte, „aber ich kann mir einmal nicht helfen, wenn ich die Katzen mehr als anderes wildes Gethier hasse und verabscheue. Aber gerade sie, mehr als Schuhu und Raubvögel, zerstören mir im Frühjahr die junge Brut meiner lieben kleinen Singvögel, und wenn ich dann so ein armes Thierchen neben seinem zerrissenen Nestchen sitzen und trauern und die zerbrochenen Eierschalen unter dem Baume liegen sehe, dann überläuft's mich immer, ich weiß eigentlich selber nicht wie, und ich schwör's den Katzen, Mardern und Iltissen zu, daß sie mir's büßen sollen für alle Zeit — wo ich sie nämlich erwischen kann.“

„Und Ihr habt die Singvögel so gern, Forstwart?“

„Ja, gnädiger Herr, und mit Recht,“ sagte der alte Mann, und es war fast, als ob seine Stimme bei den Worten zitterte. — „Die kleinen Waldsänger sind mir die liebsten Thiere in der Welt; vielleicht, weil es die einzigen Freunde sind, die ich in der Welt habe,“ setzte er langsamer hinzu, „und bei denen wäre es denn schon nicht mehr als Schuldigkeit, daß man ihnen wieder Anhänglichkeit bewiese. Haben sie doch auch Niemanden hier weiter wie mich, der ihren Feinden nachstellt und sie schützt und beschirmt, wo es noth thut.“

„Und weiter habt Ihr keine Freunde, Barthold?“

„Keine weiter,“ sagte der alte Mann und schüttelte dazu langsam den greisen Kopf.

„Aber der Graf hat mir sehr freundlich von Euch gesprochen und Euch mir warm empfohlen.“

„Der Graf ist ein wackerer, braver Herr,“ meinte der

Forstwart, „und ich werde ihm ewig danken, was er an mir gethan — mehr, als Sie und jemand Anders wissen können; — aber — den Herrn kann ich doch nicht zu meinen Freunden zählen!"

„Nicht? — und weshalb?"

„Lieber Gott, weshalb? Der Herr Graf ist mir ein lieber und gnädiger Herr — aber er ist eben ein Herr, und noch dazu ein recht vornehmer, wenn auch wohlwollend und herablassend, und da kann mit Unsereinem von Freundschaft nicht die Rede sein. Unter Freunden, mein gnädiger Herr, verstehe ich zwei Theile, die vor einander kein Geheimniß haben, die einander mittheilen, was sie freut, was sie drückt, die einander helfen, wo sie können — nicht nur der eine Theil dem andern, sondern auch umgekehrt, und die beisammen ausharren in Freud' und Leid — so lange eben dieses morsche Leben noch zusammenhält und das Herz nicht aufgehört hat zu schlagen."

„Aber unter der Bedingung, Forstwart, dürft Ihr die Vögel des Waldes, und wenn sie noch so lieb und freundlich singen, doch nicht zu Euren Freunden zählen, denn Ihr mögt ihnen so viel klagen und gestehen, wie Ihr wollt, ihr Mund bleibt stumm für Euch, und mit der Hülfe und dem Beistande, die sie Euch leisten könnten, sieht es auch nur windig aus."

„Meinen Sie, gnädiger Herr?" sagte der alte Mann und lächelte dabei gar still und heimlich vor sich hin; „aber da hätten Sie sich doch vielleicht geirrt, denn nicht allein verstehen die Vögel mich, wenn ich bei ihnen einmal hier draußen dem gedrückten Herzen Luft mache, nein, ich verstehe sie eben so gut, ob die paar Zurückgebliebenen mir nun im kalten Winter ihr Leid, oder im Sommer den Verlust eines lieben Angehörigen klagen, oder mir im Frühling die heimkehrenden Wanderer ihren Jubel, ihre Seligkeit entgegenzwitschern. — Sie, gnädiger Herr, sind eigentlich seit langer, langer Zeit der Erste, mit dem ich wieder darüber rede, weil — weil mich etwas zu Ihnen zieht, dem ich keine Worte geben kann, für das ich eigentlich keine Ursache habe. Früher, ja, sprach ich mich offen darüber gegen Jeden aus, aber mein

Lohn war, daß ich von dem unwissenden Volke verlacht und ausgespottet wurde. Da behielt ich, was ich wußte, lieber für mich, und zog mich mehr und mehr nur auf mich selbst zurück."

„Und Ihr glaubt wirklich, daß Ihr die Sprache der Thiere verstehen könnt — daß sie Euch wieder verstehen, wenn Ihr mit ihnen sprecht?"

„Ich glaube es nicht nur," sagte zuversichtlich der alte Mann, „ich weiß es ganz gewiß. Stunden lang hab' ich schon draußen auf der Wiese bei den Störchen gesessen und mir von ihren Reisen erzählen lassen — Stunden lang dem muntern, manchmal ein bischen leichtfertigen Stieglitz zugehört, und was meine alte treue Amsel betrifft, die mir eigentlich die Liebste ist von Allen zusammen, so verstehen wir Beide wohl jede Silbe, die wir mit einander reden."

„Die Amsel ist Euch die Liebste?" fragte Georg, der unwillkürlich Interesse an den Phantasien des alten Mannes nahm.

„Gewiß," erwiderte dieser. „Die Amsel ist eines von den bescheidenen, anspruchslosen Wesen in der Welt, die trotz ihres eigenen Verdienstes, eben ihrer Zurückhaltung wegen, es doch nirgends zu 'was Ordentlichem bringen und stets zurückgesetzt und übersehen werden. Und wie treu hält sie bei uns in Frost und Kälte aus; wie bescheiden hüpft sie in ihrem anspruchslosen schwarzen Kleidchen einher, und was für eine lieblich grüne Stimme hat sie dabei!"

„Eine grüne Stimme?" fragte Georg, dem dieser Ausdruck neu war.

„Allerdings," versicherte der alte Mann, „und zwar das ganz bestimmte junge Waldesgrün, wenn ihm der Frühling seinen ersten Saft gegeben — nicht ein Mischmasch von Farben, wie der Finke mit seinem Violet, oder der Zeisig gar mit seinem schmutzig gelben Ton — ein reines, schönes, helles Grün, das mit seinem lieben Klange meine alten Ohren auch noch erfreut, wenn der Winter schon lange das wirkliche Grün von den Zweigen gefegt und seine weiße Schneedecke über den Wald gebreitet hat."

„So beurtheilt Ihr den Gesang der Vögel nach den Farben?“

„Gewiß thue ich das,“ versicherte der Greis, „und nirgends zeigen sich mir die Farben deutlicher, als eben im Gesange. Die Grasmücke singt roth, aber kein brennend schmerzendes Roth wie der Canarienvogel, sondern sanft und doch leuchtend, wie ich nur einmal in meinem Leben am nördlichen gestirnten Himmel habe Strahlen schießen sehen. Die Nachtigall singt dunkelblau — dunkelblau wie der Nachthimmel selber, daß man die beiden kaum von einander unterscheiden kann. Die Lerche singt jenes wundervolle Korngelb der reifen Aehren, das Rothschwänzchen ein allerliebstes bläuliches Grau, die Schwalbe weiß, der Nußheher, der spöttische Gesell, ein tiefes Schwarz, ich mag den geschwätzigen hirnlosen Burschen auch deshalb nicht besonders leiden; die Drossel singt dunkelgrün, und fast alle Farben finden sich unter den Sängern des Waldes, alle, mit ihren leisesten Schattirungen — nur nicht hellblau. Kein Vogel, und das ist etwas, worüber ich schon oft und lange nachgedacht, singt hellblau, und nur ein einziges Mal, und zwar eine einzige Nacht, habe ich eine Nachtigall gehört, die hellblau sang, und das war das schönste Himmelblau, das man sich nur denken kann.“

„Und nie wieder hat sie gerade so gesungen?“ fragte Georg, den, er wußte selber nicht weshalb, ein eigenes Gefühl der Theilnahme für den Greis beschlich.

„Nie wieder,“ sagte der alte Mann leise, „es war ihr Sterbelied gewesen, denn am nächsten Morgen fand ich sie todt in demselben Busche — todt und unverletzt, und habe sie auch dort, wo ich sie fand, nachher begraben. — Ich werde den Tag nie vergessen; es war derselbe Morgen, an dem die Kinder wieder von hier abreisten, und wie ich da drüben unter dem Busche bei dem todten Vogel saß, liefen mir die hellen Thränen die Backen herunter. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, ob ich über den Vogel oder über die Kinder geweint habe, die ich — wenigstens beide zusammen — nicht wiedersehen sollte.“

Der alte Mann schwieg und sah still und traurig vor sich nieder, und auch Georg wagte im ersten Augenblicke nicht die

Stille zu unterbrechen. Von welchen Kindern sprach der Greis, und war es nicht etwa gar die eigene Jugend, die an das Herz dieses alten, starren Waldbewohners geklopft und die Erinnerung darin zurückgelassen hatte? — Er mußte darüber Gewißheit haben.

„Was für Kinder, Forstwart?“ fragte er mit so viel Gleichgültigkeit als möglich im Tone.

„Das eine kennen Sie, gnädiger Herr,“ sagte da der alte Mann, „es ist unser gnädigster Herr Graf, den Gott uns noch recht lange erhalten möge. — Wie hübsch und schlank und kräftig der emporgeschossen ist, und wie viel Freude er schon seiner braven Frau Mutter gemacht hat, daß sie wohl stolz auf ihn sein darf!“

„Und das andere?“ fragte Georg nach sichtlichem Widerstreben, als der alte Mann hartnäckig schwieg — „was ist aus dem andern geworden?“

„Da fragen Sie den lieben Herrgott!“ seufzte der alte Mann, „der andere Knabe war sein Bruder. — Auf ein Haar fast glichen sich die beiden jungen Herren, und so wild und lebenslustig waren sie, und so gut, so engelgut dabei! Der jüngste besonders war ein herzig Kind — ich sehe ihn noch vor mir mit den langen dunkeln Locken und den großen, sterngleichen Augen — und ich durfte mit ihnen durch den Wald gehen und ihnen das Wild zeigen, und die Stellen, wo die saftigsten Erdbeeren wuchsen, und der kleinste faßte mich dann an der Hand und fragte mich, wie hoch der Himmel noch über den hohen Bäumen sei, und ob es wahr wäre, daß die Sterne dort droben die Augen von lieben Engelchen wären, die herabschauten auf die Kinder, ob sie auch brav und gut wären und ihren Eltern Freude machten? — Und dann erzählte er mir von seinem Vater, daß er gestorben und zum lieben Gott gegangen sei und sie, die beiden Knaben, mit der Mutter hier allein zurückgelassen habe, und — Gottes Zorn!“ murmelte der alte Mann vor sich hin und wandte sich ab von Georg, denn er schämte sich vor dem Fremden, daß ihm, selbst in der Erinnerung an jene Zeit, die sein Herz mit einer eigenen Wehmuth erfüllte, die Thränen in's

Auge gekommen waren. Georg aber, der ihn mit schmerzlicher Spannung beobachtete, war das nicht entgangen, wenn er auch that, als ob er es nicht bemerke; hatte er doch Mühe genug, die eigene Rührung niederzukämpfen. Endlich, sich gewaltsam zwingend, sagte er leise: „Und von dem andern Knaben habt Ihr nie wieder — den andern Knaben habt Ihr nie wieder gesehen?"

„Nein," erwiderte der Alte; „damals blieben sie acht Wochen bei uns, und kein Tag verging, wo wir uns nicht zusammen hier draußen herumgetummelt hätten. Ein paar wilde Burschen waren es alle beide, und tolle Streiche haben wir mitsammen ausgeführt. Der jüngste besonders — der kleine Tollkopf konnte mit mir machen, was er wollte — schien sein Herz an mich gehängt zu haben. Auf mir geritten ist er sogar, oft und oft, und hat mir dann versprochen, wenn er einmal groß wäre, wollte er mich zu seinem Stallmeister, und Gott weiß was sonst noch machen. — Dann gingen sie fort, und ich blieb hier zurück — als Forstwart, Waldläufer oder was Sie wollen. — Ein paar Mal noch ließen mich die Knaben, besonders der kleine Georg — er hieß wie Sie, gnädiger Herr, Georg — grüßen, dann war auch das vorbei. Ich selber vergaß die Kinder wohl nicht, denn wenn man so ganz allein steht auf der Welt, vergißt man nicht so leicht etwas, an dem das Herz einmal so gehangen, wie ich an den Kindern, besonders an dem jungen Herrn. Während aus den Knaben aber Männer wurden, hörte ich endlich, daß der eine — mein armer kleiner Georg — Deutschland ganz verlassen habe und — in der Fremde gestorben sei, und da konnte ich denn natürlich nichts weiter thun, als — um ihn trauern."

„Und habt Ihr seinen Bruder nie nach ihm gefragt?" sagte endlich nach langer Pause, während die beiden Männer schweigend neben einander hingeschritten waren, Georg.

Der Alte schüttelte mit dem Kopfe. „Das ging nicht gut," meinte er; „sollte ich die Wunde im Bruderherzen wieder aufreißen? Und ich war froh und glücklich, daß ich wenigstens den Einen wieder hatte und mir in dessen heiteren, männlich schönen Zügen das Bild des Andern heraufrufen und festhalten konnte. Die Jahre sind auch drüber hinge-

gangen, und wie der Hügel auf dem Grabe des längst Entschlafenen eingesunken sein wird, sind meine Wangen eingefallen, ist mein Haar gebleicht, und ich dachte kaum, daß ich noch einmal so lebhaft wieder an ihn denken würde, bis — bis Sie neulich, gnädiger Herr, mit unserem gnädigen Grafen in den Hof einritten."

„Ich?" rief Georg und suchte die Bewegung zu verbergen, die seine Stimme zittern machte.

„Ja," sagte der Greis, und unwillkürlich suchte sein Blick dabei den des Begleiters, „wie ich Sie Beide zusammen und neben einander, in all' der Kraft männlicher Schönheit, Beide einander so ähnlich, und doch auch wieder so verschieden, auf einmal vor mir sah, war es plötzlich, als ob eine Stimme in meinem Innern spräche: da sind sie — die Zeit ist wiedergekommen, die du so heiß ersehnt; er ist nicht todt, der kleine Georg, sondern zurückgekehrt, wie er es mir als Kind, seine kleine Hand in der meinen, fest versprochen. — Ich hatte mich doch geirrt; und nur daß Sie Georg heißen, ist ein merkwürdiger Zufall. Fünfundzwanzig Jahre sind freilich eine lange Zeit; aber, lieber Gott! mein altes Herz hat sich doch geirrt, denn was man eben wünscht, erhofft man ja auch gern."

„Und Ihr habt den Knaben also noch nicht vergessen, Barthold?"

„Ich? — das Kind? nein, mein gnädiger Herr. Ich weiß nicht, weshalb — es war nicht mein Kind, und ging mich auch weiter nichts an, als daß es eben der Herrschaft angehörte und vielleicht einmal später selber mein Herr geworden wäre; denn uns alten Dienstboten geht es wie dem Inventar auf den Gütern, zu dem wir auch mitgehören — wir wechseln die Besitzer. Aber ich glaube, der kleine Bursch hatte es mir damals mit seinen klugen, treuen Augen angethan, — vielleicht mit einer Kleinigkeit, die aber bei uns Menschen oft wunderbaren Einfluß ausübt."

„Und die war?"

„Ich hatte die Kinder gebeten, mich — ich weiß eigentlich selber nicht weshalb, bei meinem Vornamen Franz zu nennen, der Aelteste aber, unser gnädiger Herr Graf jetzt,



An die geehrten Abonnenten!

Eingelaufenen Anfragen zu Folge benachrichtige die geehrten Abonnenten, daß die ferneren Lieferungen noch folgende Werke Friedrich Gerstäcker's, wie im Prospect angekündigt wurde, bringen werden:

Der Kunstreiter. Erzählung.

Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Tahiti. Roman aus der Südsee.

Heimliche und unheimliche Geschichten, und **Das alte Haus.** Erzählung.

Die Inselwelt.

Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild. (Schluß der 1. Serie.)

Bekanntlich ist seit Beginn des Unternehmens eine **Steigerung der Satz- und Druck-Preise** um 50%, der **Papier-Preise** um 25% eingetreten; wenn trotzdem die Verlagsbuchhandlung **keine Preiserhöhung** eintreten ließ und auch noch ferner die gleiche Zahl der Bogen, 5 bis 6 in jeder Lieferung, geben wird, so erwartet sie auch mit Zuversicht, daß alle werthen Abonnenten dem Unternehmen bis zu Ende treu bleiben werden!

Jena.

Die Verlagsbuchhandlung

Hermann Costenoble.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

109. Lieferung.

Jena,
Hermann Costenoble.
1874.

der auch schon ein bischen besser mit den Leuten umzugehen wußte, konnte oder wollte es nicht merken und nannte mich nicht anders als Barthold oder Forstwart. — Der kleine Georg aber — Sie dürfen es mir nicht übel deuten, daß ich ihn noch so nenne, denn für mich ist er der „kleine Georg" geblieben, alle Zeit — that mir den Willen und nannte mich Franz, und einmal, wie er Abschied von mir nahm, hat er mich sogar geküßt, und von der Zeit an, wo ich die Kinder in die große Kutsche steigen und mir noch einmal mit den Tüchern winken sah, war es mir, als ob Alles, was ich noch auf der Welt mein nenne, mit dem Kinde auf Nimmerwiedersehen geschieden sei. — Aber, lieber Gott! ich schwatze und schwatze da von Dingen, die Euer Gnaden unmöglich interessiren können. Halten Sie es einem alten Manne zu Gute, dem es überdies selten genug gestattet ist, sein Herz einmal einem Nebenmenschen auszuschütten. Ich fühle, daß ich Sie gelangweilt habe."

„Das habt Ihr nicht, Barthold," sagte Georg, der gewaltsam die in ihm aufsteigende Rührung niederkämpfen mußte, um sich nicht zu verrathen. „Ihr habt mir überdies vorher gesagt, daß Ihr Euer Herz nur Euren Freunden gegenüber öffnen möchtet, zählt mich dazu von jetzt an, ich meine es gut mit Euch. Nehmt meine Hand, sie ist Euch gern geboten, wenn ich auch — Euer kleiner Georg nicht bin, — für den Ihr mich gehalten."

„Gnädiger Herr," sagte der alte Forstwart verlegen, indem er schüchtern seine Hand in die ihm dargebotene Rechte seines Begleiters legte — Sie sind so gütig..."

„Wohin führt dieser Weg?" unterbrach ihn jetzt Georg, der das Gespräch abzubrechen wünschte, denn er vermochte nicht länger dem Alten gegenüber kalt und gleichgültig zu scheinen.

„Mitten in den Wald," lautete die Antwort; „ich muß tausendmal um Verzeihung bitten, wenn ich Sie einen falschen geführt habe. Wir sind hier gleich an der Grenze, und ich wollte eigentlich nur nach einem Fuchsbau sehen; ich habe gar nicht daran gedacht, daß Sie..."

„Es schadet nichts; ich habe nur einen Spazierritt ge-

macht, und jede Richtung bleibt sich da gleich. Aber ich will jetzt umkehren. Adieu, Barthold, sorgt nur hübsch für Eure kleinen gefiederten Freunde, die Singvögel, denn ich habe sie ebenfalls gern, und — wenn Ihr einmal etwas habt, das Euch auf dem Herzen liegt und das andere Hülfe verlangt, als sie Euch gewähren können, dann kommt ungescheut zu mir. Wenn es in meinen Kräften steht, helfe ich Euch. Lebt wohl." Mit den Worten wandte er sich zu seinem Pferde, das auf sein Zeichen rasch herbeigetrabt kam, schwang sich in den Sattel und ritt langsam den Weg wieder zurück, den er mit dem Alten heraufgekommen.

Barthold blieb noch lange, wie ihn Georg verlassen hatte, im Wege stehen und schaute ihm schweigend nach, dann setzte er seine Pelzmütze, die er beim Abschied abgenommen, wieder auf und murmelte leise, während er sich jetzt in den Wald wandte: „Gerade so würde mein kleiner Georg wohl auch zu seinem alten Freunde gesprochen haben; gerade so sähe er vielleicht auch aus, aber — du lieber Gott! alter Franz, was hilft es dir? er ist es ja doch nicht, und wenn er wiedergekommen wäre? — wer weiß, ob er dann noch so freundlich mit dem alten Forstwart, der eben doch nichts weiter als ein Forstwart ist, gesprochen hätte, und dann — dann hätt' es mir freilich noch viel, viel weher gethan, als so, wo er gar nicht wiedergekommen ist." — Und leise noch viel mehr vor sich hinsprechend und langsam dazu mit dem Kopfe nickend, verfolgte er seinen Weg.

16.

Georg ritt langsam den Weg, den er gekommen, zurück, das Herz aber mit anderen Gedanken erfüllt als denen, die er so toll und wild auf schnaubendem Rosse in den Wald hinausgetragen. Es war die Jugendzeit, die liebe, holde Jugendzeit, die wieder vor seinem innern Blicke emportauchte, und doch auch brachte sie kein Lächeln auf die zusammenge-

preßten Lippen, doch drängte sie keine Freudenthräne in das fest und starr auf dem Wege haftende Auge. Erst als sich der Wald lichtete, sah der Reiter wieder auf, und durch seine Umgebung zur Gegenwart zurückgeführt, lenkte er sein Pferd hinter dem Dorfe weg, um unten am See nach seinen Arbeitern zu schauen. Er fühlte sich noch nicht ruhig genug, nach Hause zurückzukehren.

Die Straße selber, als er sie endlich erreichte, war heute außerordentlich belebt, und er erinnerte sich jetzt, gehört zu haben, daß an diesem Abend im Stern zu Schildheim eine Hochzeit gefeiert werden sollte. Die einzige Tochter des Wirthes heirathete hinüber nach Oledorf, und der Vater hatte bestimmt, die Feierlichkeit mit einem solennen Schmaus und Tanz zu beschließen, zu dem eine Menge Verwandte und Gäste aus Oledorf sowohl, wie aus Schildheim selber geladen waren.

Eine Strecke hinter dem Dorfe sah der Reiter einen Knäuel Menschen auf der Straße stehen, die um ein umgeworfenes Fuhrwerk versammelt waren. Fast unwillkürlich lenkte er sein Pferd dorthin, und entdeckte bald einen vornehm aussehenden Herrn, der in Reisekleidern neben einem zerbrochenen Wagen stand. Das linke Hinterrad war in Stücken, augenscheinlich an einem der Wegsteine zerschellt und lag im Straßengraben, während ein Kutscher mit Hülfe des Bedienten und einiger gefälligen Bauern bemüht war, das Riemenzeug der Pferde wieder in Ordnung zu bringen. Der Reisende selber bekümmerte sich jedoch weder um Pferde noch Wagen, sondern schien nur damit beschäftigt, seinen etwas beschmutzten und sogar beschädigten Rock wieder zu reinigen, wie die Stöße ungeschehen zu machen, die sein Hut, wahrscheinlich beim Herausfallen aus dem Wagen, erhalten hatte.

Durch die Umstehenden, die Georg kannten, wurde er jedoch auf den Nahenden aufmerksam gemacht, und wandte sich jetzt höflich gegen diesen.

„Herr v. Geyseln — wie ich höre, ist das Ihr Name — ich bedaure sehr, mich Ihnen in dieser Situation und diesem Zustande vorstellen zu müssen; mein Name ist Baron v. Züh-

dig, und ich bin hier auf abominable Art mit meinem Geschirr erst fest und dann auseinander gefahren. Könnten Sie uns nicht helfen lassen, daß wir wenigstens mit dem Wagen das dort liegende Dorf erreichten?"

„Das kann ich allerdings, Herr Baron," erwiderte Georg, „und es thut mir leid, daß Sie der Unfall hier betroffen hat. Ich begreife freilich nicht, wie es auf der trocknen Straße möglich war."

„Ein Leiterwagen voll junger Bauern kam in gestreckter Carrière hinter uns drein," erzählte der Baron. „Die jungen übermüthigen Burschen, die wahrscheinlich zu irgend einem Feste zogen, jauchzten und schrieen und schwenkten die Hüte, meine Pferde scheuten dadurch etwas zur Seite, das Vorderrad vermied jenen Stein, aber das Hinterrad wurde dagegen gerissen, brach wie Glas und warf mich in diesem Zustande, wie Sie mich hier erblicken, in den Graben hinein."

„Ich bedaure Sie innig; die Leute haben heute im Dorfe eine Hochzeit und sind dabei gern ein wenig laut; aber ich darf Sie nicht länger als nöthig hier auf der Straße lassen. Dort drüben arbeiten meine Leute — die Hinterräder Ihres Wagens sind ziemlich hoch; ich denke, eins von meinen Schlammwagen kann Ihr Geschirr wenigstens bis zum Dorfe bringen, und dort werde ich Sorge tragen, daß Ihr Schade, trotz der Hochzeit heute, augenblicklich wieder verbessert wird. Entschuldigen Sie mich nur auf wenige Minuten, ich bin gleich wieder bei Ihnen."

Und damit wandte er sein Pferd und ritt in scharfem Trabe über die Wiese hinüber der Stelle zu, wo seine Leute arbeiteten, um diese zur Hülfe des beschädigten Wagens herbeizuholen. Er kehrte auch bald mit ihnen zurück. Das Fuhrwerk wurde wieder so weit in Stand gesetzt, die kurze Strecke bis zum Dorfe wenigstens zusammen zu halten, und Georg, der sein Pferd jetzt am Zügel führte, schritt neben dem Fremden auf der Straße hin.

Er selber kam aber dabei nicht viel zu Wort; der Fremde, der außerordentlich wißbegierig schien, richtete hundert Fragen an ihn, ohne ihm jedoch Zeit zu lassen, auch nur eine genügend zu beantworten, und interessirte sich besonders dafür,

zu erfahren, ob es hier in nächster Nähe nicht irgend eine Stadt oder ein Städtchen gäbe, das er heut Abend noch erreichen könnte und in dem Theater gespielt würde.

Das war allerdings nicht der Fall, und der Fremde, der um den Preis wohl seinen zerbrochenen Wagen heute im Stiche gelassen hätte, sah sich jetzt genöthigt, diesem wieder seine Aufmerksamkeit zu schenken. Sie hatten nämlich das Dorf erreicht, und der Schmied erklärte sich mit dem Wagen- oder Stellmacher, wenn auch im Anfange nach entschiedenem Weigern, doch endlich bereit, die nöthige Reparatur sofort vorzunehmen, und daß die Leute rasch arbeiten würden, dafür bürgte die Hochzeit, zu der sie Beide eingeladen waren.

Jetzt galt es, dem Fremden Unterkommen im Gasthause zu verschaffen; das war aber entschieden unmöglich und jedes Winkelchen im Hause, bis in die Ställe hinein, besetzt. Nicht einmal Kutscher und Pferde konnten dort untergebracht werden. So ungern es Georg gerade bei einem Fremden that, sah er sich doch endlich genöthigt, ihm für die Nacht — denn an ein Weiterreisen ließ sich nicht denken — seine Gastfreundschaft anzubieten, die indessen von dem Fremden, wenn auch erst nach scheinbarem Sträuben und tausend nichtssagenden, meist französischen Phrasen von „Stören" und „zur Last Fallen", angenommen wurde. Den Wagen hatte man indessen den betreffenden Handwerkern übergeben, der Kutscher führte die Pferde in das Gut voran, der Bediente folgte mit dem Nöthigsten, was sein Herr für die Nacht brauchte — und das war mehr, als er allein tragen konnte —, das übrige Gepäck hatte der Wirth in sein eigenes Zimmer gestellt, und die beiden Herren schritten jetzt ebenfalls plaudernd zum Gute hinauf, wo Georg die Wirthschafterin rufen ließ und ihr auftrug, augenblicklich eins der Fremdenzimmer für den Gast herzurichten.

Das war bald geschehen, und Baron v. Zühbig wurde in Stand gesetzt, seine Toilette mit ängstlichster Sorgfalt, wie er es stets gewohnt war, zu vollenden. Bis dahin konnte auch das Abendbrod bereitet sein, und zwar heute nur für die beiden Gatten und den Fremden. Der alte Mühler hatte gebeten, auf seinem Zimmer essen zu dürfen, und die

Erzieherin trank überdies jeden Abend mit Josephinen den Thee auf dem ihrigen.

Georgine war von dem unerwarteten Besuch rechtzeitig in Kenntniß gesetzt worden und eben mit ihren Anordnungen in Küche und Keller, wie mit ihrer eigenen Toilette fertig geworden, als Herr v. Zühbig, von Georg geführt, ihr Zimmer betrat und sich ihr mit seiner zierlichsten Verbeugung nahte.

„Gnädige Frau, ich muß unendlich bedauern, wenn auch die unschuldige, doch die Ursache zu sein, die Sie heut Abend Ihrer gewohnten Bequemlichkeit und ungestörten Häuslichkeit entreißt, um einem Fremden Gastfreundschaft zu erweisen, aber Ihr Herr Gemahl war ...“ Er blieb plötzlich mitten in der Rede stecken und sah die Dame erstaunt und forschend an, die aber ruhig lächelnd erwiderte:

„Lassen Sie sich das nicht stören, Herr Baron. Wir auf dem Lande sind einmal darauf eingerichtet, Nachbarn und Freunde, die uns besuchen, auch bei uns zu beherbergen. Freilich müssen Sie Nachsicht mit uns haben, denn die Zeit war ein wenig kurz.“

„Gnädige Frau — ich,“ stammelte Herr v. Zühbig, „ich weiß wirklich nicht — ob ich — ob ich nicht schon früher das — das Vergnügen hatte ...“

„Der Baron wird fürlieb nehmen,“ unterbrach ihn Georg, „ein Reisender ist darauf eingerichtet, oft in irgend dem ersten, besten Wirthshause zu campiren, und die Bequemlichkeiten sind dort auch nicht immer ausgesuchter Art. Im Stern unten hätten Sie es keinesfalls besser gefunden, und wahrscheinlich noch außerdem die ganze Nacht vor tobender Musik kein Auge schließen können.“

„Gewiß — gewiß,“ stammelte der Baron, „aber — Sie verzeihen wohl meine Zudringlichkeit — doch nein, es ist nicht möglich — und doch — Herr v. Geyfeln — Sie müssen mich wahrhaftig entschuldigen — diese — diese ...“

„Was ist Ihnen? Sie scheinen ganz außer sich zu sein!“ sagte Georg.

„Das bin ich auch,“ rief v. Zühbig, indem er abwechselnd bald Georginen, bald Georg staunend und immer noch unge-

wiß anstarrte, „wahrhaftig, gnädige Frau — ich weiß in diesem Augenblicke nicht, ob ich auf dem Kopfe oder auf den Füßen stehe. Ich würde das Ganze auch nur für einen charmanten, feenhaften Traum halten, wenn Ihre beiden Persönlichkeiten, mich nicht eines Besseren belehrten; — aber ich muß Sie schon früher einmal gesehen haben — wenn auch unter anderem, wahrscheinlich angenommenem Namen. Wenn nicht, haben Sie Beide entweder Doppelgänger, oder es besteht eine Aehnlichkeit zwischen vier verschiedenen Personen in der Welt, die ich bis zu diesem Augenblicke nicht für möglich gehalten hätte."

Georgine erröthete leicht und sah ihren Gatten an. Georg's Brauen aber zogen sich finster zusammen, und kaum fähig, seine Fassung zu behalten, sagte er: „Es finden sich oft Aehnlichkeiten auf der Welt, Herr Baron, die uns im Anfange stutzig machen — es giebt deren auch, die schmeichelhaft — andere, die es nicht sind. Das Beste ist, man läßt sich nicht von ihnen beirren, und nimmt das Leben, wie es sich eben bietet, ohne darüber nachzugrübeln."

Irgend ein anderer Mann, an des Barons Stelle, hätte sich vielleicht den ziemlich deutlichen Wink genügen lassen; Herr v. Zühbig aber, mit dem entzückenden Gefühl, für die Salons und deren Klatsch eine neue superbe Entdeckung gemacht zu haben, und von der Identität der vor ihm Stehenden dabei fest überzeugt, hörte, sah und verstand nichts weiter.

„Wenn ch Ihnen nur gestehen dürfte, wie glücklich ich mich fühle, Ihnen hier in Ihrer reizenden Einsamkeit begegnet zu sein!" fuhr er fort, als er sah, daß Georgine verlegen schwieg; „ich segne jetzt den Unfall mit meinem Wagen, der mich auf keiner passenderen Stelle hätte auf's Trockene setzen können."

„Und mit wem haben wir Aehnlichkeit, Herr Baron?" sagte in diesem Augenblicke Georg's tiefe Stimme an seiner Seite.

„Mit wem?" fuhr Herr v. Zühbig rasch und beinahe etwas erschreckt herum und starrte seinen Wirth verblüfft an. Dessen Ruhe machte ihn nämlich in seiner Entdeckung wieder

schwankend, und wenn er auch auf Georginens Gesicht mit gutem Gewissen hätte schwören mögen, so war ihm das ihres Gatten doch keineswegs so sicher im Gedächtniß geblieben, darin jeden Irrthum außer Zweifel zu lassen. — „Mit wem, Verehrtester? oh, mit — aber, hahahaha — Sie wollen doch nicht etwa — Ihr Name...“

„Georg v. Geyfeln.“

„Von Geyfeln? — Georg? — oh gewiß — außer allem Zweifel. Ich bitte, mich um Gottes willen nicht mißverstehen zu wollen. Der frühere Name war jedenfalls angenommen — ein Kunstname. Wir haben das ja bei der Bühne alle Tage, und ich — darf wohl mit Recht von mir sagen, daß ich selber mit zur Kunst gehöre.“

„Sie selber? wie verstehe ich das?“ fragte Georg, dem der Fremde eben nicht wie ein Künstler vorkommen mochte.

„Ich bin,“ stellte sich der Herr v. Zühbig vor, „General-Intendant des ***schen Hoftheaters, wo ich — wenn ich nicht jetzt an ein Wunder glauben soll — das Glück hatte, durch Sie Beide in reine Ekstase versetzt zu werden. Sie — aber, bester Baron, machen Sie kein solch' ernsthaftes Gesicht — Sie bringen mich wirklich in — in Ungewißheit und Gewißheit — ich fange schon an, ganz confus zu reden — zur Verzweiflung.“

„Am ***schen Hoftheater?“ sagte Georg, immer noch in der, wenn auch vergeblichen Hoffnung, den Fremden von seiner Beute für Thee- und Abend-Unterhaltung abzulenken.

„Bitte um Verzeihung — nicht im Hoftheater, sondern im — aber Sie wahrhaftig brauchen sich Ihrer Erfolge nicht zu schämen — gnädige Frau, was Sie auch immer bewogen haben konnte, auf eine Zeit Ihr enormes Talent dem Publikum zu widmen. In diesem Augenblicke...“

„Habe ich das Vergnügen, Ihnen in ihr meine Frau, Baronin v. Geyfeln, vorzustellen,“ unterbrach ihn Georg kalt.

„Ungemein erfreut,“ stotterte Herr v. Zühbig, der dabei nicht einmal wußte, was er sprach, „ungemein in der That — gnädige Frau, erlauben Sie mir, daß ich...“ er nahm ihre Hand und führte sie ehrfurchtsvoll an die Lippen.

„Und jetzt, denke ich, wird ein Imbiß wohl bereit sein," rief Georg wieder mit lebendigerem Tone, denn er wünschte, dieser fatalen Auseinandersetzung ein Ende zu machen. „Der Baron wird nach seiner langen Fahrt und seinem Unfalle hungrig geworden sein. Hast Du bestellt, mein Kind, daß wir hier oben in Deinem Zimmer essen?"

„Ja, es ist Alles angeordnet und wird gleich gebracht werden," sagte die Frau, die sich an der Verwirrung des Fremden ergötzte, ohne im Geringsten das Peinliche zu fühlen, das ihres Gatten Herz beengte; „aber bitte, Herr Baron, nehmen Sie doch Platz. Sie müssen sich ja nach der heutigen Anstrengung ermüdet fühlen."

„Ja wohl — ich? — bitte um Verzeihung — mit dem größten Vergnügen," sagte v. Zühbig vollkommen außer Fassung gebracht. Daß er sich den beiden Kunstreitern Monsieur Bertrand und Georginen gegenüberbefand, darauf hätte er in dem einen Augenblicke den höchsten körperlichen Eid ablegen mögen, während er im andern durch Georg's ernstes, abgemessenes Wesen fast wieder schwankend gemacht worden wäre. Dazu kam die veränderte Kleidung der Beiden, die andere, fremde Umgebung, und dann der Name — v. Geyfeln. Es gab ein Geschlecht v. Geyfeln — Herr v. Zühbig war viel zu sehr Edelmann, nicht den ganzen deutschen Adelskatalog im Kopfe zu haben, und war wirklich der Edelmann ein Kunstreiter oder der Kunstreiter ein Edelmann geworden, oder bestand zwischen vier sich einander gar nichts angehenden Personen eine solche frappante Aehnlichkeit — daß selber er — der General-Intendant des ***schen Hoftheaters getäuscht werden konnte?

Herr v. Zühbig ließ sich auf das Sopha neben Georginen nieder, und saß dort wie auf Nadeln, bis ihn die Fragen der schönen Frau nach seiner Reise und dem heutigen Unfalle wieder zu sich selber brachten. Er erzählte jetzt, wie er Urlaub in *** genommen, trotzdem daß seine Anwesenheit dort dringend nöthig sei, denn er fürchte, daß am dortigen Theater, selbst während seiner kurzen Abwesenheit, die größten Mißgriffe geschehen würden. Nothwendige Familiengeschäfte hatten ihn aber nach Norden gerufen, und er sel-

der war nur der angenehmen Pflicht gefolgt, bei einer im Innern des Landes lebenden Schwester, der Gräfin Hostenbruk, Gevatter zu stehen. Von da kehrte er eben zurück — Herr v. Geyfeln kannte gewiß die in Mecklenburg ziemlich ausgebreitete Familie Hostenbruk — und während er im Anfange geglaubt habe, daß ihm sein böser Stern heute einen fatalen Aufenthalt zugezogen, finde er jetzt — und er setzte das mit seinem süßesten Lächeln hinzu —, daß es sein guter gewesen sei, dem er nicht genug danken könne. Einmal im Zuge, war auch keine Gefahr, daß Herr v. Zühbig ein anderes Thema berühren würde als sich selber, und als er das erschöpft zu haben schien, brachte ein einziges hingeworfenes Wort Georg's, das Theater berührend, ihn in eine neue Bahn, aus deren Geleisen er nicht mehr wich, bis das Essen hereingebracht wurde. Auf eine einladende Bewegung Georg's hatte Herr v. Zühbig eben der Dame des Hauses den Arm geboten, sie zu ihrem Stuhl zu führen, als Josephine in das Zimmer kam und sich gegen den Fremden verneigend sagte: „Mama, ich habe mein Musikheft hier liegen lassen!"

„Mademoiselle Josephine, beim Zeus!" rief Herr v. Zühbig erstaunt aus.

Josephine sah staunend von ihm zu ihren Eltern, der finstere Blick des Vaters aber ließ sie die Scene rasch durchschauen, und wieder sich graziös verbeugend, gewissermaßen wie um für Nennung ihres Namens zu danken, ergriff sie das vergessene Heft und verschwand im nächsten Augenblicke aus dem Zimmer.

„Bitte, diesen Platz einzunehmen, Herr Baron," sagte indessen Georgine, während der General-Intendant noch immer auf derselben Stelle stand und hinter dem jungen Mädchen wie hinter einer Erscheinung dreinsah.

„Entschuldigen Sie," erwiderte verlegen Herr v. Zühbig, und sein Blick streifte über die beiden Gatten. Wenn aber auch Georgine ihre volle Unbefangenheit gewahrt hatte — denn ihr selber machte es sogar Freude, die Erinnerung an sich und ihre Tochter so bewahrt zu sehen —, konnte sich der Baron doch nicht gut über den finstern Ernst täuschen, der auf „Monsieur Bertrand's" Zügen lag. Zu viel Weltmann

dabei, einen so argen Mißgriff zu begehen, als jetzt noch einmal das Thema zu berühren, das, wie er fühlen mußte, seinem Wirthe wenigstens kein angenehmes war, erwähnte er der neuen Bestätigung, die er in seinem ersten Erkennen durch Josephinens Erscheinen gewonnen hatte, mit keinem Worte, und warf sich jetzt, vielleicht mit etwas nur zu großem Eifer, auf ein Gespräch über Ackerbau und Viehzucht, das ihm vollkommen fern lag und von dem er kein Wort verstand. Georg aber war ihm dennoch dafür dankbar und ging rasch darauf ein. Trotzdem herrschte ein Mißton in der Unterhaltung, die unter *diesen* Umständen nicht natürlich fließen *konnte*. Der eine Theil *verschwieg* etwas, von dem der andere schon zu viel Kenntniß erlangt hatte, um es ungeschehen zu machen, und wenn auch das Gespräch bald auf die Jagd, dann auf die Nachbarschaft und die Unterhaltung im Winter hinüberwechselte, ließ sich der heitere Ton darin nicht wiederfinden. Herr v. Zühbig sehnte deshalb die Zeit herbei, in der er sich auf sein eigenes Zimmer zurückziehen konnte, und Georg kam ihm darin unter dem Vorwande zuvor, den reisemüden Gast nicht zu lange die nöthige Ruhe und Bequemlichkeit entbehren zu lassen. Am nächsten Morgen beim Frühstück wollte man sich wieder treffen, und bis dahin war auch der Wagen, wie sich Georg indessen schon hatte erkundigen lassen, wieder hergestellt, damit die Reise ungesäumt fortsetzen zu können.

So früh indessen Herr v. Zühbig an diesem Abend zu Bett gegangen war, so früh war er am nächsten Morgen wieder auf und — unten im Dorfe. Nicht aber um nur nach seinem Geschirr zu sehen — das würde er unter anderen Umständen allein seinem Kutscher oder Bedienten überlassen haben, — sondern in einer Sache, die für ihn weit größere Wichtigkeit hatte: über die Geyfeln'sche Familie nämlich soviel Nachrichten als möglich einzuziehen. Schon beim Schmied erfuhr er denn auch zu seinem unbegrenzten Erstaunen, daß das Gut Schildheim der Familie Geyerstein gehöre und Herr v. Geyfeln nur der neue Pächter sei, der mit dem Grafen v. Geyerstein vor noch nicht sehr langer Zeit hier eingetroffen wäre. Weiter vermochte ihm aber der Schmied

keine Auskunft zu geben, und eben so wenig der Wagenmacher, das ausgenommen, daß der „gnädige Herr" noch außer seiner Tochter den Vater seiner Frau und einen Knaben, einen Neffen oder Vetter, bei sich habe. So viel einmal erkundschaftet, gelüstete es Herrn v. Zühbig jetzt außerordentlich, noch mehr zu erfahren, denn daß die Residenz bei solcher Neuigkeit auch die kleinsten Details von ihm verlangen würde, verstand sich wohl von selbst; aber es gelang ihm nicht. Selbst der Wirth, der, als er den Stern betrat, nach durchschwärmter Nacht eben sein Bett verlassen hatte und ihn gähnend in Pantoffeln und Schlafpelz mitten im Hausflur begrüßte, wußte keine nähere Auskunft, und Herr v. Zühbig hätte auch mit Vergnügen — trotz seiner dringenden Geschäfte zu Hause — einen Tag in Schildheim zugegeben, seine Chronique scandaleuse zu vervollständigen, wenn ihm nur, dem Baron v. Geyfeln gegenüber, der geringste haltbare Grund dafür eingefallen wäre. Das ging jedoch nicht an; der Wagen war leider fix und fertig; sein Diener hatte das Gepäck schon vom Gute heruntergebracht und eben begonnen, es wieder aufzuladen, und er mußte sogar eilen, daß er zu der bestimmten Zeit oben beim Frühstück eintraf.

Hatte er übrigens gehofft, hier noch einmal mit Georginen zusammenzutreffen, so sollte er sich darin getäuscht sehen. Georg empfing ihn allein und benachrichtigte ihn, daß sich seine Frau, eines leichten Unwohlseins wegen, entschuldigen ließe, zu so früher Stunde an ihrem Mahl Theil zu nehmen. Das Frühstück wurde dann fast schweigend eingenommen, und Georg begleitete danach seinen Gast in das Dorf hinunter, um ihn sicher und schnell unterwegs zu sehen.

„Herr v. Geyfeln," sagte hier, als sie das Dorf fast erreicht hatten, der Baron, indem er sich zu seinem Begleiter wandte, „ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen genug für die mir so herzlich erwiesene Hülfe und Gastfreundschaft danken soll. Ich wollte nur, daß Sie selber mir einmal Gelegenheit gäben..."

„Sie haben ein Mittel, Herr Baron," unterbrach ihn freundlich Georg, „und noch dazu eins, das den Dank ganz und gar auf meine Schultern werfen würde."

„Oh, bitte, nennen Sie es!“ rief v. Zühbig rasch. „Sie glauben gar nicht, wie Sie mich dadurch verpflichten würden.“

„Es ist sehr einfach,“ lächelte Georg, aber er fühlte selber, wie er sich Zwang anthun mußte, unbefangen zu scheinen. „Wir sind uns, wie Sie gestern ganz richtig bemerkten, nicht zum ersten Mal in diesem Leben begegnet.“

„Nicht wahr?“ rief v. Zühbig rasch und entzückt über diese Bestätigung.

„Es wäre thöricht, das verleugnen zu wollen,“ fuhr Georg ruhig fort. „Was mich dabei bewogen haben mag, eine Zeit lang die frühere Laufbahn zu verfolgen, kann dem Fremden, der kein weiteres Interesse als das einer flüchtigen Bekanntschaft an mir nimmt, vollkommen gleichgültig sein. Jetzt aber bin ich in das gesellschaftliche Leben, mit dem früheren abschließend, zurückgetreten, und wie ich hier still und abgeschieden von der Welt, fast mit Niemandem verkehrend, lebe, möchte ich die frühere Existenz auch als abgeschlossen betrachten. Sie werden mich also außerordentlich verbinden, Herr Baron, wenn Sie, der Zeit gedenkend, die Sie mit uns verlebt, sich nur erinnern wollten, daß ich v. Geyfeln heiße. Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß weder ich noch meine Gattin stolz auf unsere früheren Triumphe sind. Einen Monsieur Bertrand, den ich früher kannte, habe ich vollständig vergessen, — wollen Sie das Nämliche versuchen?“

„Mit dem größten, innigsten Vergnügen, bester Freund!“ rief Herr v. Zühbig rasch und herzlich. „Ich selber muß nur noch tausendmal um Pardon bitten, daß ich vielleicht durch irgend eine indiscrete Frage...“

„Die Sache ist abgemacht,“ lächelte Georg, die dargebotene Hand ergreifend; „unter Männern ist nichts weiter nöthig, und ich kann Ihnen jetzt mit gutem Gewissen sagen, daß ich mich von Herzen freue, im Stande gewesen zu sein, Ihnen den kleinen, unbedeutenden Dienst zu leisten. — Aber hier sind wir bei Ihrem Wagen; etwas plump ist das Rad gemacht, doch müssen Sie mit unseren Dorfarbeitern schon fürlieb nehmen. Jedenfalls hält es, und Sie können Ihre Reise ungehindert fortsetzen.“

„Also nochmals meinen wärmsten Dank, und wenn ich Ihnen in *** vielleicht irgend etwas...“

„Ich danke freundlichst,“ wehrte Georg ab. „Sie kennen unsern Vertrag, und nun glückliche Reise!“

„Bitte, empfehlen Sie mich noch Ihrer Frau Gemahlin auf das Unterthänigste, und wenn Sie je wieder nach *** kommen sollten...“

„Es wird nicht geschehen; wäre es aber, so würde ich mir erlauben, Sie aufzusuchen.“

„Sie würden mich außerordentlich glücklich machen — Alles in Ordnung, Jean?“

„Alles, gnädiger Herr!“

„Schön — zufahren — also adieu, lieber Baron, adieu!“

Georg neigte sich leicht, als der Wagen, von einem Theil der Dorfjugend umstanden, vorüberrasselte, und Herr v. Zühbig unterließ nicht, noch mehrmals freundlichst aus dem Wagen nach dem Zurückbleibenden hinauszuwinken. Georg blieb auf der Straße stehen und sah ihm nach, bis das leichte Fuhrwerk um die nächste Ecke verschwunden war. Dann schritt er langsam, seinen eigenen Gedanken nachhängend, auf das Gut zurück.

17.

Der letzte Abend war nicht allein oben im Gute, sondern auch in Schildheim ein sehr ereignißreicher gewesen, denn die Verheirathung von des Sternenwirths einziger Tochter, der hübschen Kathrine, bildete schon an und für sich eine Aera in dem sonstigen Stillleben des kleinen, abgeschiedenen Ortes. Der Sternenwirth hatte sich aber auch noch außerdem an dem Abend sehr splendid gezeigt, und der Tanz, neben anderen theils vorbereiteten, theils zufälligen Genüssen, bis nahe zum Morgengrauen gedauert; mit ihm natürlich das Zechen und Jubiliren.

Der alte Mühler wäre mit Karl gern ebenfalls an dem

gestrigen Abende in's Dorf hinunter gegangen, nur der Vorfall des Morgens hielt ihn ab, denn er wußte recht gut, daß Georg nicht damit einverstanden war, und wollte ihn nicht noch böser machen. Auch Karl durfte nicht fort, und wenn etwas, so erbitterte das den jungen, bis dahin keines Zwanges gewohnten Burschen nur noch mehr. So saß er um elf Uhr Mittags etwa — Georg war schon lange wieder auf das Gut zurückgekehrt und arbeitete auf seiner Stube — dem alten Onkel gegenüber, an dem auf den Hof hinausführenden Fenster, kaute an den Nägeln und baute und verwarf Plan nach Plan, um sich diesem, ihm unerträglich werdenden Leben zu entziehen. Da ertönte plötzlich unten auf dem Hofe lustige Musik — die Kirche war aus, und die Musikbande, die gestern Abend im Stern aufgespielt, war hinauf auf's Gut gezogen, sich dort ein Trinkgeld zu verdienen. — Mit ihnen aber — und Karl fuhr mit einem Freudenschrei von seinem Sitz empor — waren wunderlich und phantastisch gekleidete Gaukler gekommen, die in kurzen Jacken und eng anliegenden Tricots zum Tacte der Musik auf dem Hofe und vor den Fenstern Georg's ihre Künste begannen. Einer hatte Stelzen an die Füße geschnallt, womit er zur Musik einen Walzer tanzte und andere Capriolen ausführte; ein Anderer überschlug sich und kugelte sich, Brust und Bauch nach außen, wie ein Ring zusammen, und der Dritte lief an einer freistehenden kurzen Leiter hinauf, auf deren oberster Sprosse er dann mit großer Geschicklichkeit seine Künste ausführte.

„Bei Gott, Onkel!" rief Karl jubelnd aus, „da unten ist Müllheimer, Hentz und Bentling — komm rasch — Hentz macht sein Leiterkunststück — siehst Du dort?"

„Alle Teufel!" murmelte der Alte in den Bart, „was wollen die denn hier, und wo kommen sie her? Ob sie wissen, daß Georg das Gut bewohnt?"

„Schwerlich," lachte Karl, „sonst hätten sie wohl kaum ihre Kunststücke im Hofe gemacht, sondern wären gleich von vornherein heraufgekommen. Die werden Augen machen!"

„Was willst Du thun?" rief der alte Mühler erschreckt, als Karl eben im Begriff war, das Fenster zu öffnen.

„Ich?" sagte der junge Bursche erstaunt, „sie anrufen

natürlich; ich soll doch wohl meine alten Freunde und Kameraden bei Euch hier nicht auch noch verleugnen und nicht mehr kennen dürfen?"

„Du bist rein verrückt!" rief der Alte, bestürzt dazwischen springend. „Na, das Donnerwetter und das Hallo von dem da drüben möcht' ich sehen, wenn der dazu käme. Wenn Du nicht absolut willst, daß er uns Beide noch heute am Tage zum Tempel hinausjagt, so geh vom Fenster und thu gar nicht, als ob Du die da unten siehst."

Karl war leichenblaß vor verhaltenem Grimm geworden, aber er ließ es geschehn, daß ihn der Alte beim Handgelenk vom Fenster zog und das Rouleau herunterließ, jedes weitere Hinaussehen zu verhindern. Er selber blinzelte nur eben einmal hinter der Gardine vor, und sah gerade, wie der alte Verwalter auf die Leute zuging, ihnen ein Geldstück gab und sie vom Hofe schickte. Das Geschenk mußte auch ein ziemlich reichliches gewesen sein, denn die Gaukler schienen sehr erfreut. Desto weniger zufrieden waren aber die Leute vom Hofe damit, die sich schon um sie hergedrängt hatten und ihnen jetzt, als sie den Hof verließen, meist in das Dorf hinab folgten, um dort vielleicht noch mehr von den fabelhaften Künsten zu sehen zu bekommen. Noch stand er am Fenster und sah ihnen nach, als die Thür aufging und Georg eintrat.

„Das ist recht, Mühler," sagte er, als er die niedergelassene Gardine bemerkte. „Ich weiß nicht, durch welchen Zufall, aber einige unserer alten Bekannten haben, wahrscheinlich auf der Durchreise, ihren Weg bis zu uns hierher gefunden. Ihr seid, wie ich sehe, vernünftig genug, Euch fern von ihnen zu halten; überdies werden die Burschen Schildheim jedenfalls heute wieder verlassen. Ich brauche Euch also nicht weiter zu ermahnen, Euch heute lieber zu Hause zu halten, damit Ihr ihnen nicht etwa zufällig in den Weg liefet."

„Denke gar nicht dran auszugehen," brummte Mühler, „und will selber mit ihnen nichts zu thun haben."

„Ich habe es von Euch nicht anders erwartet," sagte Georg, „und auf den jungen Burschen da werdet Ihr mir

auch ein wachsames Auge haben. Ich hoffe, Karl, daß Du verstanden hast, was ich eben sagte?"

„Ja," erwiderte der junge Bursche, sich gleichgültig abdrehend, — „wenn ich's nicht wieder vergesse."

„Nicht wieder vergesse?" fragte Georg scharf, „ich ersuche Dich, Geselle, Dein Gedächtniß anzustrengen, oder Du möchtest das nächste Mal nicht wieder so leicht davonkommen. Ich will, daß Du es nicht vergissest, und das merke Dir, Patron, sonst sprechen wir ein anderes Wort zusammen. Ich werde überhaupt — doch genug," brach er kurz ab, „es wird keine weitere Warnung nöthig sein, denn Du weißt selber am besten, Karl, was Dir gut ist und was Du von mir zu hoffen — oder zu fürchten hast." Mit diesen Worten verließ er rasch das Zimmer.

„Verdammt, ob ich das nicht weiß," fluchte der junge Bursche, als die Thür kaum hinter dem Forteilenden zugefallen war, — „besser als Du es vielleicht denkst, mein Herz, und daß ich es thun werde, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Karl," warnte ihn der Alte, „sei vernünftig und mach' keine dummen Streiche. Georg läßt nicht mit sich spaßen."

„Ob er's thut oder nicht, was kümmert's mich!" trotzte der Knabe. „Wenn Du Lust hast, Onkel, seinen Knecht und gehorsamen Diener zu machen und dafür das Gnadenbrod zu nehmen, gut — Du bist alt genug, um zu wissen, was Dir zusagt, ich aber vertrage es nicht. Er hat gesagt, ich wisse, was mir gut sei, und ich will ihm dieses Mal wenigstens beweisen, daß er sich nicht geirrt."

„Was hast Du vor?" sagte der alte Mann besorgt, als Karl seine Mütze aufgriff, „Du darfst jetzt nicht fort."

„Darf ich nicht?" lachte der junge Bursche, der ihm unter den Händen fort und zur Thür glitt, „und wer will mich hindern?" und mit den Worten schon verschwand er im Gange draußen.

„Karl!" rief ihm der alte Mühler besorgt nach; Karl aber war nicht mehr zurückzurufen, und mit dem Gute und dessen Ausgängen genau bekannt, lief er in die untere Etage hinab, sprang von da in den Garten, um Georg in diesem

Augenblicke nicht zu begegnen, und gelangte ungesehen, wenigstens ungehindert, in das Dorf hinab. Dort brauchte er auch nicht lange nach seinen früheren Kameraden zu suchen. Ein Volkshaufe, der sich vor einem Bauernhause schreiend und lachend umherdrängte, verrieth ihm augenblicklich die Stelle, wo die drei „Künstler" eine rohe Schaar von Zuschauern entzückten und unterhielten, hätte selbst nicht Hentz schon wieder auf der Spitze der Leiter, den Kopf nach unten, die Beine in die Luft gestreckt, hoch über die ihn umgebenden Dörfler hinausgeragt.

Karl hatte auch vom Fenster aus ganz recht gesehen. Es waren in der That jene drei jungen Burschen, die früher zu ihrer Gesellschaft gehörten und bei der Auflösung derselben brodlos in die Welt geworfen wurden. Wie sie indessen ihr Leben gefristet, zeigte sich deutlich in dem gegenwärtigen Possenspiel auf offener Straße, und Karl schämte sich fast, sie hier vor allen Leuten anzureden. Aber sprechen wollte und mußte er mit ihnen — er wußte überdies, daß die Mittagszeit sie zwingen würde ihre Künste einzustellen, denn hier und da entfernten sich schon einzelne der bisherigen Zuschauer, um ihren eigenen Wohnungen und gedeckten Tischen zuzueilen. Karl hatte sich darin auch nicht geirrt. Die Glocke des kleinen Kirchthurmes hob kaum aus, ihre zwölfmal anzuschlagen, als die Zuschauer, die bis jetzt einen festen Ring um das Künstler-Trifolium geschlossen, nach allen Richtungen hin auseinander stoben, und ohne daß Einer von ihnen daran gedacht hätte, die doch jedenfalls eben so hungrigen Equilibristen einzuladen, ja ohne selbst das Geringste für den gehabten Genuß zu zahlen, waren sie im nächsten Augenblicke spurlos verschwunden.

„Alle Teufel!" rief der Eine von ihnen, Hentz, der diesen plötzlichen Rückzug aus der verkehrten Vogelperspective von der Leiter aus mit angesehen, indem er mit einem geschickten Satz herunter und auf die Füße kam, — „wie die Canaillen laufen, und Du, Müllheimer, läßt sie auch fort, ohne einzusammeln!"

„Da sammle Du einmal," brummte der Angeredete, „wenn bei derartigem Gesindel, noch dazu an einem Sonntage, die

Freßglocke schlägt! Aber nach Tische will ich sie schon wieder zusammenkriegen, und dann sollen sie doppelt dafür bluten. — Wetter — wer ist denn das, der da drüben steht? — das Gesicht kommt mir sehr bekannt vor."

„Heh, Rother, wie geht's?"

„Charles! bei allen sieben Todsünden!" rief der bei seinem Spottnamen Angeredete erstaunt aus; „alle Hagel, Junge, wo kommst Du auf einmal wie aus den Wolken hergeschneit?"

„Davon nachher," sagte Karl, dem nicht daran lag, hier auf der Straße ein langes Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. „Kommt in's Wirthshaus nach — ich werde dort für Euch etwas zu essen bestellen" — und ohne eine Antwort abzuwarten, bog er in die nach dem Stern führende Gasse ein und überließ es seinen früheren Gefährten, ihm, der willkommenen Einladung nach, so rasch mit ihren verschiedenen Utensilien zu folgen, wie sie eben konnten.

Es war dreiviertel auf ein Uhr — pünktlich um ein Uhr wurde Sonntags auf dem Gute gegessen — als Karl, eben so heimlich, wie er sich entfernt, durch das in den Garten führende Saalfenster mit Hülfe einer in der Nähe lehnenden Stange zurückstieg und seines Onkels Zimmer betrat.

„Na, da ist er — Gottlob!" sagte dieser. „Ich fürchtete wahrhaftig, er hätte dumme Streiche gemacht. — Es ist gleich Eins, Junge."

Karl's Blick haftete auf Georginen, die in der Mitte der Stube, die rechte Hand auf den Tisch gestützt, stand, und starr vor sich niedersah, ohne von dem Eintretenden die geringste Notiz zu nehmen.

„Ja, Onkel," erwiderte Karl ruhig, ohne den Blick von der Frau zu wenden, „und wahrscheinlich auch das letzte Mal, daß ich es hier werde Eins schlagen hören."

„Bist Du toll?" rief Mühler erschreckt, und Georgine sah rasch und forschend zu ihm auf. Karl aber, ohne sich im

Geringsten irre machen zu lassen, entgegnete: „Nichts weniger als das, Onkel; ich habe im Gegentheil heute, wie ich glaube, meinen Verstand erst wieder gefunden, und bin nicht gesonnen mich hier länger knechten und mißhandeln zu lassen, nur um zu leben, wie es einem Dritten gefällt, während ich draußen mein eigener freier Herr sein kann. Die Kameraden gehen nach Altona, wo sich ein neuer Circus unter dem berühmten Royazet etablirt hat. Royazet zahlt brillante Gagen, und wenn Georgine mit Josephinen bei dem einträte, könnten sie…“

„Royazet?“ unterbrach ihn Georgine emporfahrend, und tiefes Roth färbte in dem Augenblicke ihre Wangen, „weißt Du das gewiß?“

„Gewiß,“ erwiderte Karl bestimmt, „Müllheimer, Hentz und Bentling sind eben dorthin unterwegs. Royazet hat sich mit dem größten Theil seiner früheren Gesellschaft veruneinigt, oder sonst Schwierigkeiten mit ihnen gehabt, denn sie sind ihm fast alle von London aus nach Australien durchgegangen. Hier allerdings bekommen wir nichts zu hören noch zu sehen, draußen aber hat's in allen Zeitungen gestanden, daß er eine neue Gesellschaft gründen will, um mit ihr nach Rußland zu gehen, und deshalb alle namhaften Künstler auffordert, sich an ihn zu wenden.“

„Aber ich habe keine einzige solche Aufforderung in den Zeitungen gelesen,“ sagte Georgine.

„Das glaube ich,“ lachte Karl erbittert, „wer liest sie zuerst? Georg, und was wir nicht wissen sollen, das weiß er gut genug zu unterschlagen. Erst vorgestern kam ich gerade dazu, wie er die neue Zeitung in den Ofen steckte, und meinen Kopf setze ich zum Pfande, daß in der die nämliche Aufforderung stand.“

„Von Royazet will er überhaupt nichts wissen,“ meinte Mühler nachdenklich, „und Du kennst den Grund gut genug, Georgine, denn er ist eifersüchtig wie der Teufel auf ihn. Aber wenn er wirklich die Zeitung verbrannt hätte, hat er doch nur Recht damit gehabt. Was nützt es uns hier, zu wissen, daß sie da draußen in der Welt noch lustige Streiche treiben! Wir haben nichts mehr damit zu thun.“

„Meinst Du, Onkel?“ rief Karl; „wenn Du wirklich eine

solche Schlafmütze geworden bist, Dich ruhig unter dem Daumen halten zu lassen..."

„Junge," lachte der Alte, „ich bitte mir mehr Respect aus..."

„So magst Du es thun," fuhr jedoch Karl unbekümmert fort.

„Er hat Recht," fuhr Georgine dazwischen, „wenn ich so wenig hätte, was mich hier bindet, wie er, nicht drei Tage würde ich den Zwang ertragen haben."

„Den Henker auch," sagte knurrend der Alte, „er hat seine ganze Familie hier, und wenn ihn die nicht bindet, was sonst?"

„Wenn die von der Familie, an denen mir etwas liegt, gescheidt sind," entgegnete Karl, „so machen sie es gerade so wie ich und lassen den alten Brummbär seine Felder allein düngen. Zum Henker, wenn Georgine zu Royazet käme, der stellte sich auf den Kopf vor lauter Freude, und auf den Händen würde sie dort getragen, von den Leuten wie vom Publikum."

„Na ja, setz' Du ihr nur auch noch solche Dinge in den Kopf," schalt der Alte, „weiter hat gar nichts mehr gefehlt! Das braucht's auch eben noch, sie über die Stränge schlagen zu machen — und sie weiß, daß sie nicht darf."

„Ich kann nicht fort," erwiderte auch Georgine düster vor sich niederblickend, „er giebt mir mein Kind nicht, und ohne Josephinen geh' ich keinen Schritt."

„So nimm Dir's," trotzte der junge Bursche. „Was will er machen, wenn wir heut Abend unsere Sachen heimlich zusammenpacken und am nächsten Morgen über alle Berge sind?"

„Bah, Du sprichst, wie Du's verstehst," sagte der Alte; „Du könntest vielleicht weglaufen, und ich glaube nicht einmal, daß es Georg's Herz brechen würde, aber die Frau und das Kind — in zwei Stunden hätt' er sie wieder, und nachher..."

Die Augen der Frau leuchteten von einem unheimlichen Glanze, aber sie sagte kein Wort. Karl dagegen lachte: „Aber mein armer Candidat, — dem breche ich das Herz

gewiß. Wen hat er nun morgen, den er quälen und drangsaliren kann? Und die lateinische Grammatik nehme ich zum Andenken mit."

„Red' nicht so tolles Zeug, Karl!" ermahnte der Alte; „Du sprichst wahrhaftig, als ob Du ganz im Ernst an solche Thorheit dächtest."

„Thu' ich wirklich?" spottete ihm Karl nach, „gut, dann komm doch morgen früh an mein Bett, Onkel, und weck' mich — willst Du?"

„Da schlägt's Eins," rief Mühler, der froh schien dieses Gespräch abbrechen zu können. „Wir müssen hinüber. Georg ist Sonntags immer auf die Minute bei Tische."

„Dann dürfen wir natürlich als gehorsame Diener unseres Herrn nicht säumen," spottete Karl.

„Höre, mein Bursche," sagte der Alte ernsthaft, indem er sich zum Gehen rüstete, „sei nicht übermüthig! Wenn ich die Beine unter eines Andern Tisch stecke, muß ich auch thun, wie der Andere mich heißt — so lange ich nämlich keinen eigenen habe."

„Und siehst Du, das ist der Haken!" rief Karl, „denn ich habe von nächster Woche an einen eigenen, und will dann nur abwarten, wie lange Du Dich hier wirst füttern lassen. Royazet hat gar keinen ordentlichen Clown mehr. Sie sind ihm alle davongelaufen, und wenn er schon in Frankreich enorme Gagen zahlte, kannst Du Dir denken, daß er in Rußland nicht weniger geben wird. Jetzt weißt Du, was Dir zu wissen noch thut, und nun mach', was Du willst; ich rede kein Wort weiter drum."

Mühler, der den trotzköpfigen, unbändigen Charakter des Knaben nur zu gut kannte und schon oft darunter gelitten hatte, schritt mürrisch den Gang entlang, dem Eßzimmer zu. Georgine aber, Karl's Arm ergreifend, hielt ihn noch einige Secunden zurück, bis ihr Vater so weit voran war, sie nicht mehr hören zu können, dann flüsterte sie rasch: „Schreib' mir von dort, Karl, willst Du?"

„Gewiß will ich, und ausführlich."

„Gut, ich werde Dir nach Tische einen Zettel geben, auf dem eine Anzahl Fragen stehen. Schreib mir die Antwort

darauf — aber vergiß keine und — laß mich nicht lange warten."

„Und Du willst kommen?" fragte der junge Bursche mit glänzenden Augen. „Du weißt am besten, wie sich Royazet darüber freuen würde."

„Ich kann nichts Bestimmtes sagen. — Wir müssen auch fort. Georg darf nicht ahnen, daß ich mit Dir darüber gesprochen."

„Hab' keine Furcht," lachte Karl, „wir Beide stehen auf keinem solchen Fuße mit einander, daß wir uns unsere Geheimnisse anvertrauen, und ich besorge es Dir — darauf kannst Du Dich verlassen."

„Ich danke Dir, — ich werde nachher wieder herüberkommen und Dir Reisegeld bringen — Du mußt wenigstens einen Zehrpfennig haben, daß Du nicht als Bettler dort ankommst."

„Desto besser," lachte der Knabe still vor sich hin, „aber auch ohne einen Schilling in der Tasche hätt' ich meinen Plan durchgeführt."

Georgine antwortete ihm nichts darauf, sondern eilte dem Vater nach, die streng gehaltene Essensstunde nicht zu versäumen. Karl folgte ihr langsamer. Was lag ihm daran, wenn er auch zu spät kam und Georg böse darüber wurde — es war das letzte Mal heute, und wenn er sich über ihn ärgerte, desto besser!

18.

Der alte Mühler suchte an dem Nachmittage noch durch alle seine Ueberredungskünste dem Knaben den Entschluß des Fortlaufens auszureden, aber vergeblich. Karl, mit dem neuen, freien Leben vor sich, und des Zwanges, dem er sich hier hatte fügen müssen, lange müde, beharrte nicht allein fest auf seinem einmal gefaßten Vorsatze, sondern überredete sogar den Alten, daß er ihn bis nach Schildheim hinunter begleitete, um dort

selber seine neugefundenen Freunde zu treffen. Das mußte natürlich heimlich geschehen; der Präceptor störte sie dabei nicht, da dieser die Sonntags=Nachmittage gern zu seinen Studien benutzte und Karl dann immer auf seines Onkels Stube war. Ueberdies konnte die Zusammenkunft nur eine kurze sein, denn mit der Dämmerung machten sich die „Künstler“ schon wieder auf den Weg, um im nächsten Dorfe zu übernachten und den andern Morgen rechtzeitig die nächste Eisenbahnstation zu erreichen. Georg erfuhr Karl's Flucht auch erst am andern Morgen, und zwar durch den Hauslehrer, der seinen Zögling vergebens zur Stundenzeit erwartete und ihn dann ebenfalls ohne Erfolg bei seinem Onkel suchte. Der alte Mühler machte sich nun allerdings darauf gefaßt, eine heftige Scene mit seinem Schwiegersohne bestehen zu müssen, denn daß er um Karl's Flucht gewußt, lag auf der Hand. Sehr erstaunt und nicht unangenehm überrascht war er aber sowohl wie Georgine, daß Georg keine Silbe davon erwähnte. Dieser ritt allerdings, gleich nachdem er die Nachricht erhalten, fort und kehrte erst gegen Abend zurück — war er ihm gefolgt, in der Absicht, ihn wieder einzufangen? Wenn das der Fall gewesen, sprach er mit Niemandem darüber, und selbst beim Abendessen erwähnte er des Flüchtlings mit keiner Silbe. Georgine glaubte nicht mit Unrecht, daß er selber froh war, den lästig werdenden Knaben, ohne eigenes Zuthun, aus seiner Nähe entfernt zu wissen.

So vergingen die nächsten Wochen. Der Candidat, dessen Zögling auf so seltsame Weise abhanden gekommen, war entlassen worden, und das Leben auf dem Gute ging wieder im alten, stillen Geleise. Allerdings suchte jetzt Georg seine Frau in mancher Weise zu zerstreuen und führte sie wieder mehr als im letzten Monate auf die benachbarten Güter, deren Insassen auch Schildheim manchmal aufsuchten — aber Georgine fand keine Freude mehr daran. Die alte Sehnsucht war in ihr erwacht; es drängte sie jetzt mehr, allein und ungestört zu sein, um ihre eigenen Pläne und Träume zu überdenken, als sich durch fremde, gleichgültige und ihr oft langweilige Menschen zerstreuen zu lassen, und während Georg dieses Zurückziehen von der Gesellschaft mit Freuden

sah und zu seinen Gunsten deutete, brütete der Geist der Frau über Trennung — Flucht von ihm.

Nicht so bald hatte der alte Mühler den Knaben vergessen, an den er sich einmal gewöhnt — an dem Herz hing. Er fehlte ihm auf Schritt und Tritt — Tag und Nacht mußte er an ihn denken, und um die Zeit zu tödten, mit der er jetzt weniger anzufangen wußte als je, ging er nun häufiger in den „Stern“ hinunter, in des alten Tobias Gesellschaft, seine eigenen mürrischen Gedanken zu vergessen.

Georg mußte das endlich bemerken, und um ihn davon abzuziehen, suchte er den Alten im Gute selber zu beschäftigen. Er wollte ihn nach und nach an eine geregelte Thätigkeit gewöhnen — aber das ging nicht mehr. Mühler hatte sich in seinem ganzen Leben noch nie nützlich beschäftigt, und dachte gar nicht daran, auf seine alten Tage etwas Derartiges zu beginnen. War er dem nun früher soviel als möglich ausgewichen, so kam es ihm jetzt, mit den Gedanken an den entlaufenen Neffen und das lustige Leben, in dem dieser schwelgte, doppelt zuwider vor. Alles ihm Aufgetragene führte er deshalb nachlässig oder gar nicht aus, und der Heftigkeit Georg's begegnete er mit einer störrischen Gleichgültigkeit, die eben Alles über sich ergehen ließ. Nach vierzehn Tagen aber hielt er selbst das nicht mehr aus. Es war ein Brief von Karl gekommen, und Georgine hatte ihm den Inhalt desselben mitgetheilt. Die Versprechungen von dort lauteten dabei so verlockend, daß er ihnen, mit der Sehnsucht nach dem Jungen, nicht länger widerstehen konnte, und er beschloß, einen entschiedenen Schritt zu thun.

Das bequeme, bis dahin geführte Leben hatte aber doch auch zu viel Anziehendes für ihn gehabt, es so ohne Weiteres, besonders ohne Sicherheit, was er dafür eintausche, von der Hand zu weisen — eine Hinterthür beschloß er sich jedenfalls offen zu halten, noch dazu, da ihm das zugleich Gelegenheit bot, sich auf friedlichere Weise von Georg zu trennen. Schnell deshalb mit seinem Plane im Reinen, ging er noch an dem nämlichen Abend zu seinem Schwiegersohne und erklärte ihm, daß ihn die Angst um den Neffen nicht ruhen noch rasten lasse und er ihn um die Erlaubniß bitte, einen Versuch zu

machen, ihn wieder aufzufinden. Er verlangte nur vierzehn Tage Zeit dazu, und habe er ihn bis dahin nicht gefunden, so wolle er ohne ihn zurückkehren.

Georg war klug genug, den Alten zu durchschauen, denn daß dieser den Aufenthalt des Burschen, oder doch wenigstens wußte, wohin er sich damals gewandt, blieb gewiß. Wollte er ganz fort von ihm? — hatte er nicht im Sinne zurückzukehren? — Vielleicht — er selber aber hätte Gott gedankt, den lästigen, fatalen Menschen auf solche Weise los zu werden; durfte er dann doch weit eher auf ein friedlich häusliches Leben rechnen, und wurde noch dazu der steten Angst und Gefahr enthoben, durch ihn seine eigene Existenz gefährdet zu sehen. Nur daß Georgine bei der Flucht des Vetters sowohl, wie bei der jetzt erklärten Abreise des Vaters so ruhig und theilnahmlos blieb, war ihm räthselhaft.

Trieb den alten Mann wirklich nur die Sehnsucht nach dem Knaben, an dem er, wie Georg recht gut wußte, mit ganzem Herzen hing — und wollte er in der That ihn zurückholen? Oder fühlte Georgine jetzt selber, daß ihr Vater den alten Possenreißer nicht vergessen, sich nun einmal in seinen Jahren nicht mehr ändern könnte? Fühlte sie, daß es zu ihrem und ihres Gatten Wohl und Frieden sei, wenn er sie verlasse? Oh, dann hätte er dieses endliche Erkennen ihrer Pflichten, zu ihres und ihres Kindes Bestem, von ganzem Herzen segnen wollen.

Dem alten Manne gab er natürlich mit Freuden die Erlaubniß zur Reise, wie Geld, sie zu bestreiten, aber vergebens suchte er Georginen, als Mühler sie verlassen hatte, zu einem offenen Geständniß ihrer Gefühle zu bringen. Georgine gab ihm nur ausweichende, ja fast leichtfertige Antworten, und hatte es ihn gedrängt, sein übervolles Herz einmal gegen sie offen ausschütten zu dürfen, so stieß sie ihn jetzt mehr zurück, als daß sie ihn ermuthigt hätte. Er konnte freilich nicht ahnen, daß der alte böse Geist auf's Neue Besitz von der ehrgeizigen Seele der Frau genommen hatte und sie in ihm, dem Gatten, nur noch den Tyrannen sah, der ihrem wie ihres Kindes Glück aus elendem Stolz im Wege stand.

Georg war, das sah sie klar, seit jener Zusammenkunft

mit dem Grafen ein durchaus Anderer geworden. Wo war der todesverachtende Muth geblieben, mit dem er sich früher den verwegensten Künsten entgegenwarf? wo die frische, fröhliche Lebenslust, die ihn den Augenblick genießen ließ, eben des Augenblickes wegen, und nicht der nächsten Stunden gedachte, viel weniger der nächsten Jahre? So hatte sie ihn kennen gelernt, so geliebt, und jetzt? — Sie haßte die Bücher, über denen er halbe Tage grübelte, sie haßte die friedliche Beschäftigung, in der er seinen Frieden fand, und mit keinem solchen Ziele vor sich, wie er, in diesem Leben ein verlorenes Glück wieder zu gewinnen, zürnte ihr Herz im Gegentheil über das, was er ihr geraubt, und sann und sann darauf, es mit Gewalt oder mit List sich wieder zu erobern. Aber sie war klug genug den Gatten gerade das, was jetzt ihre ganze Seele erfüllte, nicht ahnen zu lassen. Sie kannte den unbeugsamen, starren Geist des Mannes; hier aber erst hatte sie dessen Einfluß fühlen gelernt; denn so lange ihre Bahnen draußen in Licht und Jubel neben einander hinflogen, war er ihr immer störend in den Weg getreten. Jetzt dagegen, wo sie ihm gehorchen sollte, sie, die bis dahin nur gewohnt gewesen, zu befehlen, empörte sich ihr ganzes Selbst gegen einen solchen Zwang, und kein Wunder, daß sie den Augenblick herbeisehnte, in dem sie sich und ihr Kind demselben entziehen konnte.

Der alte Mühler war indessen, nachdem er Abschied von Georginen genommen und von ihr heimlich mehrere Briefe erhalten hatte, mit seinem treuen Begleiter, dem Spitz, nach Schildheim hinuntergegangen. Georg erbot sich zwar, ihn bis zur nächsten Eisenbahn-Station fahren zu lassen, aber er lehnte es ab, und zwar unter dem Vorwande, daß er noch gar nicht genau wisse, nach welcher Richtung er sich wenden solle. In der That aber wollte er Georg keine Controle geben, wohin er gefahren sei; der Kutscher konnte ihn, wie er recht gut wußte, nicht leiden, und würde jedenfalls an der Station aufgepaßt haben, wohin er sein Billet genommen.

Gepäck führte er übrigens fast gar keins bei sich, sondern hatte das Nöthige deshalb schon mit Georginen besprochen.

Georg war oft auf halbe Tage abwesend, und es fand sich dann leicht eine Gelegenheit, seine sämmtlichen Sachen nachzuschicken.

Mühler nun, seit langer Zeit zum ersten Mal wieder mit einer Summe Geldes in der Tasche, und mit voller Freiheit, jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen, konnte sich nicht entschließen, trockenen Mundes am „Stern" vorüber zu gehen. Fand er Niemanden weiter dort, so war er doch sicher, „den faulen Tobias" anzutreffen, und seinen Abschiedstrunk nahm er dann mit dem.

Der faule Tobias saß auch wirklich, nach alter Gewohnheit, dicht neben dem Ofen hinter einem der kleinen schweren Tische, ein Glas Branntwein vor sich, und zwar nicht das erste. Das spirituöse Getränk schien aber keineswegs heute den sonst so belebenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben, und während sich früher sein faltiges und etwas schmutziges Gesicht immer aufhellte, wenn er seinen „Freund" Mühler entdeckte, und nun sicher war, ein paar Stunden angenehm mit erzählten Schnurren und Anekdoten zu verbringen, zogen sich heute seine Augenbrauen wo möglich noch finsterer zusammen. Nur die geballte Faust, die er auf dem Tische liegen hatte, nahm er herunter und steckte sie, geballt wie sie war, in die Tasche, als ob sein Grimm und Aerger Niemandem weiter gehöre als ihm selber, und er auch wisse, wo er ihn hinthun könne.

Mühler merkte auf den ersten Blick, daß mit dem alten Burschen etwas nicht richtig sei, und da ihm besonders heute gar nichts daran lag, einen mürrischen, verdrossenen Trinkgenossen zu haben, setzte er sich hinüber zu ihm auf die Bank, warf seinen Hut und das kleine Bündel, das er in der Hand trug, hinter sich und sagte, während sein Spitz auf einem Stuhl neben ihm ganz ernsthaft Platz nahm:

„Wirth, eine Flasche Wein, aber von Eurem besten — nicht etwa den Rachenreißer wieder, den Ihr mir das letzte Mal gegeben."

Tobias warf ihm einen etwas erstaunten Seitenblick zu und rückte ein wenig bei, um ihm mehr Raum zu geben, schien aber trotzdem entschlossen, in seinem Schweigen zu verharren, und erwiderte nicht einmal den guten Tag, den ihm Jener bot.

„Na zum Teufel,“ sagte Mühler, „was steckt Dir denn in der Krone, heh? Hast Du die verkehrte Maulsperre, Kamerad, oder kennst Du mich nicht mehr? Du schneidest ein Gesicht heut, als ob Dir das Wasser ausgeblieben wäre und Du jetzt mit Schnaps mahlen müßtest, um das alte Räderwerk im Gange zu halten.“

„Ist ihm auch ’was Aehnliches passirt, Herr Mühler,“ nahm da, für Tobias, ein alter Bauer, der unfern von ihrem Tische hinter einem Kruge Bier saß, die Antwort auf, „das Wasser zum Mahlen ist ihm freilich ausgeblieben — nur mit dem Schnaps wird’s etwas dünn aussehen. Es bleibt ihm schon nichts Anderes übrig, wie eine Windmühle anzulegen.“

„Auch kein schlechtes Geschäft, Kamerad,“ lachte Mühler, von dem gebrachten Wein den Stöpsel ziehend — „heh, noch ein Glas, Herr Wirth! — Sind famose Dinger, diese Windmühlen, in denen Einem früh die Morgensonne und Nachmittags die Abendsonne in dasselbe Fenster scheint.“

„Du weißt den Henker davon,“ fuhr Tobias mit einem tückischen Blick den alten Bauer an. „Wenn ich Schnaps brauche, werde ich ihn auch bekommen. Du Hungerleider giebst mir doch keinen.“

„Nein, Tobias, da hast Du Recht,“ lachte der Alte gutmüthig, „das wäre auch dreimal weggeworfenes Geld, und hättest Du nicht so viel von dem bösen Stoff getrunken, sähe es jetzt auch besser mit Dir aus.“

„Aber was ist denn vorgefallen?“ rief Mühler erstaunt.

„Nichts, als was wir Alle lange vorhergesehen haben,“ sagte der Bauer. „Sein Geld, das ihm gehörte, hat der Tobias durchgebracht, und wenn der Müller drunten auch genöthigt ist, ihn bis an seinen Tod zu füttern, so hat er sich doch geweigert, ihm von heute ab einen Pfennig weiter zu geben, sein liederliches Leben zu unterstützen.“

„Der Müller ist ein Lump!“ fiel hier Tobias wüthend ein, indem er die geballte Faust wieder aus der Tasche zog und damit auf den Tisch schlug, „ich habe mich für ihn aufgeopfert, und jetzt kommt er...“

„Der Müller ist ein Ehrenmann,“ unterbrach ihn ruhig

der Bauer, indem er von seiner Bank aufstand, sein Bier austrank und seinen Hut vom Nagel nahm, „er hat bis jetzt mehr für Dich gethan, wie Einer von uns gethan haben würde, und Noth, Aerger und Schande außerdem dafür genug gehabt. Da er jetzt sieht, daß Du kein anderer Mensch werden willst, so mag er Dich wenigstens auch nicht länger in dem liederlichen Leben unterstützen, und da hat er, sollt' ich denken, Recht. Daß Du anders denkst, ist Deine Sache — Gott befohlen!" Und seinen Hut aufstülpend, verließ der alte Mann das Zimmer.

Tobias schleuderte ihm mit einem boshaften Blick den bittersten Fluch nach, auf den er sich besinnen konnte; Mühler aber lachte und sagte: „Laß den Brummbär laufen, Kamerad; gut, daß er fort ist; der soll uns den schönen Tag noch lange nicht verderben. Da trink, das ist der Sorgenbrecher, besser als das verwünschte Vitriolöl, das sie hier für Schnaps verkaufen. Der hier brennt nicht und wärmt doch, und je mehr man davon trinkt, desto leichter wird's Einem im Kopfe."

Tobias schien noch immer keine rechte Lust zu haben, geselliger zu werden, wenn er auch das dargebotene Glas nicht verschmähte; mit jedem Glase aber thaute er mehr auf, und während sich Mühler, in einer eigenen Art von rauher Herzlichkeit, bemühte, den alten niedergebrochenen Säufer aufzurichten, fing ihm selber der Wein an zu schmecken.

„Hol' der Henker die Kosten!" lachte er, als er die dritte Flasche bestellte, „wo das herkommt, ist mehr, und so jung treffen wir doch nicht wieder zusammen."

„Wo das herkommt, ist mehr?" sagte Tobias, aufmerksam werdend, „der da droben" — und er deutete mit dem Daumen nach der Richtung des Gutes hinüber — „ist wohl schmählich reich?"

„Puh, reich!" rief Mühler, das große Glas bis zum Rande füllend und auf einen Zug leerend, „was heißt reich? Was man hat, kann Einem die nächste Stunde gestohlen werden, oder sonst abhanden kommen, aber was man kann, Kamerad, darauf kommt's an, und das, was man kann, das macht den Mann."

„Nun, Kamerad," lachte Tobias, der bis jetzt noch viel nüchterner als Mühler war, trotzdem daß er schon ungezählte Gläser Branntwein vorher hinabgegossen, „bis jetzt hast Du uns aber noch nicht gezeigt, was Du kannst..."

„Vielleicht habe ich nicht gewollt," schmunzelte Mühler.

„Und willst Du jetzt?"

„Nein," schüttelte Mühler mit dem Kopfe, indem er einen Blick nach der am Fenster spinnenden Wirthin hinüberwarf. Der Wirth war hinausgegangen, um nach seinen Getränken zu sehen, und weitere Gäste nicht im Zimmer — „Andere brauchen auch nichts davon zu wissen."

„Na, vor der darfst Du Dich nicht geniren," meinte Tobias, „wenn Du sonst ein Geheimniß daraus machst, denn die ist stocktaub. Aber weißt Du — wenn's — 'was wäre, das man zum Leben, und besonders zum Trinken gebrauchen könnte, verstehst Du, da wär' mir's recht, wenn ich auch etwas davon erführe. Wer weiß, wie man's einmal gebrauchen kann."

„Du?" lachte der Alte, dem der Gedanke ungemeinen Spaß machte, sich den „faulen Tobias" als „Künstler" vorzustellen; „hahahaha, das ist kostbar — Du, mit den lahmen Knochen, Du wärst ein Capital-Exemplar für irgend eine Gesellschaft!"

„Hoho!" rief Tobias, leicht gereizt, „ich weiß mich wohl in jeder Gesellschaft zu benehmen, und Du hast noch gar keine Ursache gehabt, mir das unter die Nase zu reiben."

„Puh, Tobi, schwatz' von nichts, wovon Du nichts verstehst," sagte Mühler, der keineswegs trunken, aber durch den Wein gesprächig geworden war. „Was ich unter Gesellschaft verstehe, ist etwas ganz Anderes — nicht das, was Du meinst, wo zehn oder zwanzig oder dreißig Personen zusammenkommen und sich um die Tische herumsetzen und ihr Bier trinken. Kannst Du aber — Donnerwetter, die Flasche ist schon wieder leer — heh, Wirthschaft! — kannst Du auf dem Kopfe stehen?"

„Ich?" sagte Tobias, ihn mit einem entsetzlich verblüfften Gesicht anstarrend, „ich weiß nicht — ich habe es noch nicht versucht."

„Ist auch gar nicht nöthig, Kamerad, denn Du kannst's doch nicht," sagte Mühler, „und das ist noch das Leichteste dabei. — Hast Du neulich gesehen, was für Kunststücke die drei Burschen machten, die hier im Dorfe waren?"

„Von denen der Eine die Leiter hinauflief, ohne daß sie Jemand hielt?"

„Ganz recht, und das sind noch Spielereien, denn sie riskiren nichts dabei, als vielleicht einmal, wenn es mißglückt, auf den Hintern zu fallen."

„Aber was hat das mit Dir und — mit dem Baron da oben zu schaffen?" sagte Tobias, der aus den Worten seines Nachbars nicht recht klug wurde.

„Kannst Du das Maul halten?" fragte Mühler leise.

„Das kann ich," versicherte Tobias, wirklich froh, endlich einmal etwas zu finden, was er wirklich zu können glaubte.

„Gut," sagte Mühler, „das ist manchmal schon viel werth — da kommt aber der Wirth wieder — der braucht nichts zu wissen."

„Na, Herr Mühler," sagte dieser, der mit einer frischen Flasche zum Tische trat, „sind ja heute recht fidel. Hab's mir gleich gedacht, daß Sie mehr wollten, und die alte Sorte mitgebracht. Nicht wahr, der schmeckt?"

„Es geht — da nehmt die leeren Flaschen mit. Tobias hier ist heute etwas niedergeschlagen, und den müssen wir wieder fidel machen — trinkt Ihr ein Glas mit, Sternenwirth?"

„Gleich steh' ich zu Befehl, Herr Mühler — muß nur einmal hinunter in die Schmiede, dort etwas zu besorgen — ich bin bald wieder da. Sollten Sie in der Zeit etwas wollen, so steht es drüben in der Stube, und meine Alte da kann es Ihnen geben."

„Der kann abkommen," sagte brummend Tobias, als der Wirth das Zimmer verlassen hatte — „Lump, nichtsnutziger. — Wer Geld hat, dem macht er den Buckel krumm, und so wie er merkt, daß es dünn wird, kennt er Einen nicht mehr und fängt an schwer zu hören. Dir knöpfe ich die Ohren noch einmal auf, Halunke — aber — über was sollt' ich's

Maul halten, Mühler? — Was kann der Baron, und was kannst Du?"

„Baron," sagte Mühler, die Achsel zuckend und sich und Tobias auf's Neue einschenkend, „der da drüben ist so wenig Baron wie Du und ich."

„Den Teufel auch!" murmelte Tobias leise und erstaunt vor sich hin.

„Das schadet auch nichts, Kamerad," lachte der Alte in übermüthiger Laune weiter, — „bah, so viel für einen lumpigen Baron, wenn er nichts weiter kann, als Samstags dem Verwalter sein Geld auszahlen, und für das Uebrige den lieben Gott sorgen läßt — unser Monsieur Bertrand kann mehr."

„Mosje Bertrand?" fragte Tobias erstaunt.

„Sagte ich Bertrand?" fragte Mühler, dem das Wort nur so entfahren war.

„Ich dächte..."

„Na, bleibt sich gleich — den solltest Du einmal auf drei Pferden zugleich reiten sehen."

„Auf dreien, na, so lüg' Du und der Teufel! wie will er denn auf dreien zugleich sitzen?"

„Sitzen? — er sitzt auch nicht, er steht, mit jedem Fuß auf einem und das dritte zwischen den Füßen, und vier dabei vorn im Zügel, daß die Haare sausen."

„Aber das machen ja die Kunstreiter!" sagte Tobias, jetzt völlig verblüfft über Alles, was er hörte.

„Thun sie auch, Kamerad," lachte Mühler, „und seine Frau, meine Tochter, solltest Du erst sehen — der Jubel von den Leuten, wenn die auf ihrem Schimmel geflogen kam und durch Reifen sprang und über Tücher wegsetzte und sich so und so drehte — und die Kleine — die Josephine, das ist ein wahrer Teufel von einem Kinde auf dem Sattel — sie könnte nicht leichter auf dem festen Boden tanzen."

„Ja, zum Donnerwetter, Kamerad," sagte Tobias, erstaunt Front gegen ihn machend, „der Baron da drüben ist doch nicht etwa..."

„Der beste Kunstreiter, der je ein Pferd dressirt hat," er=

gänzte Mühler, „das muß man ihm lassen, wenn er auch noch ein schlechter Oekonom sein mag."

„Und die ganze Familie — und Du?"

„Lauter Kunstreiter," lachte der Alte triumphirend, ohne sich jedoch selber als Bajazzo zu denunciren. „Das ist ein lustiges Leben, Kamerad, und Du solltest einmal dabei sein, wenn es so recht mitten im Glanz und Gang ist. Hier — der Teufel soll's holen, ein Hund hat's besser, als den ganzen Tag da drinnen hinter den steinernen Mauern zu sitzen und Maulaffen feil zu halten, und ich hab' es auch satt bekommen und gehe meiner Wege."

„Was?" rief Tobias, jetzt noch mehr erstaunt als vorher. „Du willst fort, Kamerad, willst mich hier allein lassen?" setzte er mit einer eigenen Art von Rührung hinzu.

„Kann's nicht ändern," bestätigte Mühler, „das Leben hier führ' ein Anderer — mein Junge ist schon voraus."

„Und Die da drüben auf dem Gute?"

„Mögen's halten, wie sie wollen," sagte Mühler gleichgültig, „ich kann mir mein Brod verdienen, ohne Die da, und lustigeres Brod, wie sie mir bieten können. Wenn mit Dir nur etwas anzufangen wäre, nähm' ich Dich mit, Tobi, aber — es geht nicht, Du bist zu steif in den Knochen — meine müssen freilich auch erst wieder gelenk werden, denn das lange Stillhocken ist ihnen schwerlich dienlich gewesen."

Tobias antwortete ihm nicht, andere Gedanken gingen ihm im Kopf herum, und Mühler that einen langen Zug aus seinem Glase. Dabei aber fiel sein Blick auf die Wanduhr, und sich aufraffend, sagte er: „Donnerwetter, es wird spät! ich muß fort."

„Heute noch?"

„Gleich."

„So warte wenigstens, bis der Wirth wiederkommt."

„Wozu?" lachte Mühler, „die paar Flaschen kann er mir zum Andenken aufschreiben, bis ich zurückkehre. Wirthe vergessen Einen so so leicht, wenn man ihnen nicht ein kleines Andenken daläßt."

„Das geschieht dem Lump recht," lachte Tobias, „sonst aber," setzte er, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen,

hinzu, hätt'st Du mir es vielleicht da lassen können, und ich hätt's ihm gegeben, wenn er wiederkam."

„Wolltest Du wirklich?" fragte Mühler und ein eigener, drolliger Zug zuckte ihm um die Mundwinkel. Wie sein Blick aber auf die Jammergestalt des vor ihm stehenden, zusammengebrochenen alten Säufers fiel, regte sich auch etwas wie Mitleiden in seinem Herzen. Leichtsinnige Menschen sind gewöhnlich gutmüthig, und in einem eigenen Anfall von Großmuth sagte er: „Na, meinetwegen, Tobias — ich will Dir das Geld da lassen, gieb es dem Wirth, wenn er kommt. Drei, vier Flaschen hatten wir ja wohl, die Flasche kostete 18 Schillinge, macht zusammen 1 Thlr. 24 Schillinge, da — da hast Du's und — vergiß es nicht etwa..."

„Ih bewahre!" sagte Tobias, das Geld, ohne es zu überzählen, in die Westentasche schiebend, „und Du kommst wirklich nicht wieder?"

„Wenigstens so bald nicht. Heut' Abend denk' ich noch bis Kerkhofen zu marschiren."

„Dann darfst Du Dich auch nicht länger aufhalten," sagte Tobias, der seine eigenen Gründe hatte, den Kameraden unterwegs zu wünschen, ehe der Wirth wiederkam.

„Darf ich nicht?" lachte Mühler, „aber ich glaube, Du hast Recht; es wird spät. So behüt' Dich Gott, Alter, und trink mir nicht zu viel; es wär' schade, wenn wir Dich verlieren sollten, denn eine solche natürlich rothe Nase kommt nicht gleich wieder vor."

„Ist mir auch sauer genug geworden," meinte Tobias, „sie dahin zu bringen."

„Kann ich mir denken — also nochmals adieu! komm, Hanswurst!" Und mit den Worten schüttelte er ihm die Hand, griff dann seinen Hut und sein Bündel auf, und verließ, von seinem Spitz gefolgt, das Haus und das Dorf. Tobias begleitete ihn nicht. Es war noch ein Rest in der Flasche, den er erst vertilgen mußte, und dann gingen ihm auch eine Menge Dinge im Kopfe herum, die er vorher in aller Ruhe ordnen und sichten mußte; das Denken fing ihm doch an schwer zu werden. Wie er noch so da saß, kam der Wirth zurück.

„Nun," sagte der, „wohin geht denn der Schwiegervater? Ich sah ihn von Weitem, mit einem Bündel in der Hand, aus dem Dorf marschiren — weißt Du's, Tobias?"

„Was geht mich der Mühler an?" murrte dieser, „ich bin sein Aufpasser nicht."

Der Wirth ging zu seiner Frau an's Fenster, faßte sie an der Schulter und schrie ihr in's Ohr: „Hat der Mühler bezahlt?"

Die Frau schüttelte mit dem Kopfe, und der Wirth warf einen Blick nach Tobias und der jetzt leeren Flasche hinüber. Der aber regte sich nicht oder that, als ob er nur ein Wort von dem Gesprochenen gehört. Was ging ihn Mühler an? — Endlich stand er auf, nahm seinen alten Filzhut und sagte: „Was bin ich schuldig?"

„Schuldig?" fragte der Wirth, „wenn Du Alles zahlen wolltest, was Du hier schuldig bist, so hättest Du eine lange Rechnung und ich einen guten Tag. Heute habe ich Dir von vornherein gesagt, daß ich Dir die paar Glas Schnaps schenke, damit hört's aber jetzt auf, und von nun an wird Dir hier im Stern nicht eher wieder ein Glas Branntwein hingestellt, als bis Du das Geld auf den Tisch legst."

„Ich will von Euch nichts geschenkt," grollte finster der Alte, „und brauche nichts — vier Glas Branntwein habe ich gehabt, etwa so viel wenigstens. Da sind Eure paar lumpigen Schillinge" — und damit warf er die Münze auf den Tisch.

„Haha, hast Du doch noch etwas in einer Taschenecke aufgehoben?" lachte der Wirth, „na, mir kann's recht sein; bei dem aber, was ich gesagt habe, bei dem bleibt's."

„Will schon wieder Geld kriegen," lachte der Alte tückisch vor sich hin. „Ich weiß, was ich weiß, und der Baron muß zahlen."

„Der wird Dich vom Hofe jagen, wenn Du da 'nauf betteln gehst."

„Betteln? habe noch in meinem Leben nicht gebettelt, und werd's auf meine alten Tage nicht anfangen. Was ich weiß, kauft er mir gern ab."

„Was Du weißt?" lachte der Wirth, „na, höre, Tobias,

Du machst Deinem Schulmeister zu viel Complimente. Ja, wenn der verantwortlich wäre für Alles, was Du nicht wüßtest!"

„Mein Schulmeister hat nichts damit zu thun," murrte der alte Mann verdrießlich.

„Und wer sonst?"

„So fragt man die Narren aus," erwiderte Tobias trocken, schlug sich seinen Hut noch einmal fest und verließ das Haus, die Straße nach dem Gute zu einschlagend.

19.

Tobias hatte sich einen tollen Plan ausgedacht, der ihm aber ganz in seine verzweifelte Lage paßte, und mit einer Quantität Spirituosen im Kopfe war er auch gerade in der Stimmung ihn auszuführen. Ob er sonst den Muth gehabt haben würde, dem seines ernsten Wesens wegen eher gefürchteten Gutsherrn auf die eigene Stube zu rücken, muß dahingestellt bleiben. Noch nicht mit sich im Klaren, wie er das Wirthshaus verließ, verbiß er sich aber mehr und mehr in den einmal gefaßten Gedanken, und ohne daß er es selber merkte, verringerte er die Entfernung zwischen sich und dem Gute mit jedem Schritte.

Wäre er dem Verwalter oben begegnet, so würde ihn dieser, in dem Zustande, in dem er sich befand und der deutlich genug die in reichem Maße genossenen Getränke verrieth, wohl kaum vorgelassen, sondern rundweg abgefertigt haben; denn Tobias war ein Mensch, mit dem man sowohl im Dorfe wie auf dem Gute wenig Umstände machte. So aber traf er nur einen der Knechte im Hofe, der ihn, da er nach dem Gutsherrn fragte und vorgab, er habe etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen, zu der Treppe brachte, die zu Georg's Zimmer führte. Dort ließ er ihn allein, und Tobias balancirte sich die breite steinerne Stiege — jetzt aber

gar nicht mehr so behaglich und zuversichtlich wie unten in frischer Luft — hinauf. Er war jedoch einmal da, wie er sich wieder und wieder vorerzählte — umkehren half nichts mehr, und deshalb die Zähne fest auf einander beißend, kletterte er die wenigen Stufen vollends hinan, hielt einen Augenblick an der Thür, um Athem zu schöpfen, und klopfte dann an.

„Herein!" tönte Georg's tiefe und ruhige Stimme, und Tobias wäre vielleicht in diesem Augenblick doch noch wieder umgekehrt, aber es war zu spät; seine Hand lag auf dem Drücker, und im nächsten Augenblick sah er sich dem Herrn selber gegenüber.

„Was wollt Ihr?" fragte ihn mit eben nicht freundlicher Stimme Georg, denn er sah mit Einem Blicke, in welchem Zustande sich der alte Trunkenbold befand.

„Guten Abend," erwiderte Tobias vor allen Dingen auf die Anrede, nahm seinen Hut ab und drehte ihn zwischen den Händen.

„Guten Abend — was soll's?"

„Ich wollte nur..."

„Nun?"

„Ich wollte Sie nur bitten, Herr Baron," stotterte der Alte.

„Tobias," fertigte ihn da Georg ab, der ihn vom Dorfe her kannte, „Ihr seid heute wieder in einem Zustande, bei dem Ihr Euch viel lieber hättet zu Bette legen sollen, als zu mir herauf zu kommen. Ueberdies hasse ich jede Bettelei, noch dazu von einem Burschen wie Ihr, an den jeder Schilling rettungslos weggeworfen wäre. — Marsch! packt Euch, und macht, daß Ihr nach Hause kommt. — Ihr riecht bis hierher nach Spirituosen. — Wird's bald, oder soll ich Euch fortschaffen lassen?"

Wäre Georg freundlich oder auch nur ernsthöflich mit ihm gewesen, Tobias hätte nie den Muth gehabt, ein Wort über die Lippen zu bringen. Die doppelten Vorwürfe des Trinkens und Bettelns aber stachelten ihm die verworrenen Geisteskräfte zum Widerstande auf, und seinen alten Hut in den Händen zusammenrollend, sagte er mit einem höhnischen Blick auf den Gutsherrn: „Halten zu Gnaden, Herr v. Geyfeln — oder wie Sie sonst heißen mögen, was — ich trinke, bezahle

ich, und das geht Niemanden etwas an, — und zum Betteln — bin ich ebenfalls — nicht hieher gekommen, daß Sie es nur wissen! — Im Gegentheil wollte ich Ihnen einen Gefallen thun — daß Sie wüßten, woran Sie — woran Sie wären, und nicht etwa dächten, wir wären Alle so dumm und glaubten die Geschichte mit dem — Baron..."

Georg horchte hoch auf, denn die Worte des Trunkenen, mit wie schwerer Zunge er sie auch herausbrachte, verriethen mehr, als sie jetzt noch eingestehen mochten. „Was ist das, was aus Dir spricht, mein Bursche?" sagte er deshalb ruhig, aber mit wirklich mühsamer Fassung, indem er auf ihn zuging, „was willst Du von mir?"

„Aha!" lachte der Alte still vor sich hin, „werden wir zahm? — Ja, ich hab' es mir wohl gedacht, mein Täubchen. Der alte Tobias ist auch nicht so auf den Kopf gefallen, wie manche Leute ihn wohl gern wollten glauben machen — der Sternenwirth zum Beispiel — und dieses Mal an die richtige Schmiede gegangen."

„Was willst Du von mir, und weshalb bist Du heute hierher gekommen?" wiederholte Georg noch einmal seine Frage; denn ein dunkler Verdacht stieg über die Absicht des Trunkenen in ihm auf.

„Na?" sagte Tobias, der noch immer nicht trunken genug war, die veränderte Anrede unbemerkt zu lassen — „geduzt haben wir einander freilich noch nicht, so viel ich weiß, aber das schadet nichts — was nicht ist, kann noch werden, und der Mühler, der Schwiegervater, war auch ein sauberer Mensch, und wir nannten uns doch Du mit einander. Also, lieber Bruder, hahaha — lieber Bruder, ich wollte Dir nur sagen, daß wir — ne, nicht wir — die im Dorfe drunten sind zu dumm — die wissen noch nichts — aber daß ich, der alte Tobias, herausgekriegt habe, wer Du eigentlich bist — weißt Du wohl?" — Er versuchte dabei eine Art von Pantomime zu machen, wie er sie vielleicht einmal von Kunstreitern gesehen haben mochte, indem er sich auf das eine Bein balancirte und das andere aushob, den Kopf etwas auf die Seite neigte und seine beiden Arme, mit dem zerknitterten Hut in der einen, ausstreckte. Dieser gewagten Position war

er aber doch in solchem Augenblicke nicht gewachsen. — Er verlor die Balance und wäre auf den Boden geschlagen, wenn er nicht noch glücklich die Tischecke erwischt hätte, um sich daran zu halten.

In Georg's Armen zuckte es, den frechen, widerlichen Burschen aus der Thür zu werfen, aber er bezwang sich trotzdem. Er wollte jetzt erst wissen, was er eigentlich im Schilde führe, und die Arme fest in einander schlagend, wie um sie zu sichern, daß sie ihm nicht unwillkürlich vorgriffen, haftete nur sein düsterer Blick fest- und verächtlich auf der vor ihm schwankenden schmutzigen Gestalt — dem Spottbild eines Menschen.

„Ha — hallo,“ sagte Tobias dabei, indem er sich gewaltsam im Gleichgewicht zu halten suchte — „hoppa — beinahe wären wir gefallen — Boden ist hier verdammt uneben. — Ja — was ich gleich sagen wollte — Sehen Sie, Herr — Herr Baron oder Herr Berthold, oder wie Sie sonst heißen — ja so — das wollte ich Dir nur sagen — ich weiß die Geschichte; ich bin dahintergekommen, hinter den blauen Dunst. — Mir macht Keiner ein X für ein U — aber ich kann auch's Maul halten — wie Bruder Mühler, der Schwiegervater ganz richtig gesagt hat — ich kann, wenn ich eben will und — wenn's gut bezahlt wird. Verstehst Du, Bruderherz?“

Georg brauchte nicht mehr zu wissen. Der alte Trunkenbold hatte ihm in wenigen Worten klar und deutlich gezeigt, daß Mühler ihm sein Geheimniß verrathen und er jetzt in den Händen dieses liederlichen Menschen sei, der aus seiner Entdeckung den größten Nutzen zu ziehen suchte. Daß er sich aber mit einer solchen Creatur nicht weiter einlassen konnte, mochten sich nun die Folgen stellen wie sie wollten, fühlte er in dem Augenblick mehr, als er zu einem klaren Bewußtsein desselben gekommen wäre. Ohne deshalb ein weiteres Wort an ihn zu richten, öffnete er das Fenster und rief im Hofe zwei gerade dort beschäftigte Knechte an:

„He, Hans — Gottlieb! kommt einmal herauf — rasch!“

„Hans? — Gottlieb?“ wiederholte Tobias etwas er-

staunt. „Hans — Gottlieb? — Wozu brauchen wir Hans und Gottlieb — heh? — Wie ist es, Herr Baron, oder Herr Bruder, oder Herr Berthold, — hahaha, über die Namen alle wird man ordentlich confus! — Ich kann das Maul halten, und will das Maul halten, aber" — und hier machte er mit freundlichem Grinsen eine Geberde des Geldzählens — „hier müssen wir zusammenkommen, wenn ich nicht..."

Georg hörte die Leute auf der Treppe, riß die Thür auf und sagte: „Den Burschen da werft mir einmal aus dem Hofe hinaus, und das jedes Mal, so oft er sich hier sollte betreten lassen. Schickt mir dann den Verwalter und den Voigt herauf."

„Na komm, Tobias," sagte der eine der Knechte, den Alten ohne weitere Umstände beim Kragen nehmend, „es hilft Dir nichts, weder Strampeln noch Wehren. Der Herr Baron hat's einmal gesagt."

„So?" schrie Tobias, aus allen seinen Himmeln geträumter Schätze etwas unsanft geweckt und über dieses keineswegs erwartete Resultat zugleich erstaunt — „so? ist das eine Behandlung — Herr Baron — wissen Sie — wenn ich will — so kann ich..." Alle seine weiteren Reden und Drohungen wurden durch die beiden handfesten Burschen unterbrochen, von denen der eine, als sie sahen, daß er nicht gutwillig gehen wollte, ihn unter den Armen packte. Der andere hob ihm zu gleicher Zeit die Beine aus, und Tobias wurde, trotz seinem Grimme, der sich jetzt gegen die Knechte kehrte, ohne Weiteres die Treppe hinunter, durch den Hof und bis vor das Thor getragen, wo ihn die Leute ruhig absetzten und laufen ließen. Zwar sprudelte er hier noch eine Menge Dinge von Baronen und Lumpen, Kunstreitern und „Geheimnissen" heraus, die Knechte verstanden aber kein Wort davon, ließen ihn stehen und gingen an ihre Arbeit zurück.

Tobias wüthete, als er aber Miene machte, noch einmal in den Hof zurückzukehren, drohten ihm die beiden Burschen mit den Fäusten, und das Herz voll Ingrimm, aber doch zu feige, sich einer weiteren Handgreiflichkeit auszusetzen, drehte er

sich endlich um und taumelte, rücksichtslos um Weg und Steg, gerade über Wiese und Felder weg, in's Thal hinab.

Zu derselben Zeit, in welcher Tobias jenen verunglückten Versuch machte, von Herrn v. Geyseln entweder eine Summe Geldes, oder noch lieber eine fortlaufende Unterstützung zu erpressen, saß Josephine mit ihrer Erzieherin, fleißig mit Lesen und Arbeiten beschäftigt, in ihrem Stübchen.

Josephine war jetzt etwa acht Jahre alt und hier auf dem Gute, da sich die Mutter fast gar nicht, oder doch nur sehr selten und oberflächlich um sie bekümmerte, einzig auf den Umgang mit der Erzieherin angewiesen. In dieser aber hatte Georg einen glücklichen Fund gethan, denn die junge Dame besaß nicht allein sehr wackere Kenntnisse, sondern auch ein gutes, für alles Schöne und Edle empfängliches Herz. Praktisch dabei in Allem, was sie anfaßte, und bescheiden und anspruchslos in ihrem ganzen Wesen, sicherte sie sich in ihrer schwierigen Stellung bald die Liebe des einen, so wie die Achtung des andern Theils, und ging dazwischen ruhig ihre Bahn. Bald hatte Mademoiselle Adele auch den Charakter der Frau und Mutter durchschaut, mit der sie zusammen lebte, und Georgine besaß in der That keine Eigenschaften, die das stille, einfache Mädchen an sie hätten fesseln und zwischen Beiden ein wirklich freundschaftliches Verhältniß entstehen lassen können. Vergnügungssüchtig und nur an sich selber denkend, fehlte Georginen jene ruhige Weiblichkeit, die da im Stillen wirkt und schafft, und selbst oft mit den bescheidensten Mitteln im Stande ist, den Familienkreis zu einem Paradiese umzuschaffen. Wo aber hätte sie auch diese Eigenschaften sich erwerben, wo in ihrer ganzen früheren Lebensweise einen Sinn für Häuslichkeit gewinnen sollen? Ihre ganze Erziehung lag dem Begriffe zu fern, und wenn ihr auch in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Schildheim manchmal dieses stille, zurückgezogene Leben nicht mehr in so dunkeln Farben erschien und sie die Möglichkeit dachte, sich einst hineinzufinden, verdrängten die letzten Wochen doch jeden

derartigen Gedanken wieder aus ihrem Herzen. Noch zu keiner Zeit hatte sie sich dabei, so sehr sie Josephinen liebte, mit deren Erziehung beschäftigen können und mögen. Sie wußte gar nicht, wie sie es anfangen müsse, und konnte und wollte sich keine Mühe in dieser Hinsicht geben. Im Circus, ja, dort hätte Josephine keine bessere Lehrmeisterin haben können, als eben ihre Mutter, aber hier, zwischen den Büchern und weiblichen Arbeiten, von denen allen sie wenig oder nichts verstand, fühlte sie sich fremd und überließ das bereitwillig und allein der Fremden.

Georg fand dieses Wesen seiner Gattin durch ihr früheres Leben, wenn auch nicht vollständig gerechtfertigt, doch wenigstens entschuldigt, und ertrug es eben um der Tochter willen; Mademoiselle Adele aber fühlte ihr Herz dadurch verletzt und wandte sich mit um so größerer Liebe dem jungen Mädchen zu, dem sie, wie sie recht gut einsah, die Mutter ersetzen mußte. Und das Kind selber kam ihr dabei mit vollem Herzen und inniger Liebe entgegen. Von früh an, ja so lange sie eigentlich denken konnte, an ein wildes, unstetes Leben gewöhnt, in dem sich das junge Herz nicht wohl fühlen, von rauhen Menschen umgeben, an die es sich nicht anschließen konnte, hatte es *hier* zum ersten Mal eine *Heimath* und in seiner Erzieherin ein Wesen gefunden, das wirklich Theil an ihm nahm und ihm mit mütterlicher Liebe ergeben war.

Wohl hatte es der kleinen Eitelkeit geschmeichelt, mit den mühsam erlernten Künsten im Circus draußen rauschenden Applaus einzuernten, aber mit heimlichem Neid sah Josephine dabei zugleich unter den geputzten Zuschauern die vielen anderen kleinen Mädchen, die von den Ihrigen gehegt und gepflegt, und — nicht gezankt wurden, wenn sie eine Ungeschicklichkeit auf dem Pferde begangen. Das *Kind* auch fühlte, wenn es sich dessen selbst nicht klar bewußt wurde, ein Bedürfniß nach Pflege. Jene heilige Sympathie, die Mutter und Kind gegenseitig an einander zieht, wenn sie auch in Georginens Herzen anderen, unheiligeren Empfindungen Raum geben mußte — war in Josephinens Brust eben so gut gepflanzt gewesen und nur die Zeit über verkümmert und niedergehalten worden. Jetzt aber, durch ihrer Erzieherin

treue Pflege geweckt, entfaltete sie sich rasch und gewaltig, und bald hing das kleine Wesen mit unendlicher Liebe an der Pflegerin.

Georgine würde selber erschrocken sein, hätte sie einen Blick in dieses aufknospende Kinderherz thun können, in dem ihr Bild nicht mehr wie früher den vollen Raum erfüllte — aber sie hatte andere Dinge im Kopfe, als sich um die Einzelheiten, um die kleinlichen Anhängsel der Erziehung und Pflege ihrer Tochter zu kümmern. Daß sich diese täglich mehr heranbildete, sah sie wohl, und es erfüllte sie mit Freude; nur aber mit dem Einen Ziel im Auge, Josephinen einst als einen Stern erster Größe an dem Himmel prangen zu sehen, der allein ihre eigene Welt bildete, dachte sie nicht daran, ob gerade die Nahrung, die das Kind jetzt für Herz und Geist empfing, ihm später dienlich werden könnte. Sie sah nur für sich und die Tochter die Lichtseite des Lebens, dem sie entgegenstrebte, und so blendete diese ihre Augen, daß sie für alles Andere gleichgültig — blind wurde.

Mademoiselle Adelen hatte indessen im steten Umgange mit Josephinen die Vergangenheit des Kindes kein Geheimniß bleiben können. Die unbewachte Aeußerung der Kleinen, als das Pferd durchging, entdeckte ihr auch nichts Neues, sondern bestätigte nur den schon früher gefaßten Verdacht. Aber nur noch inniger, wenn das überhaupt möglich gewesen wäre, fühlte sie sich dadurch zu dem Kinde hingezogen, dem sie solcher Art ein neues Leben verschaffen half; noch mehr aber wachte sie über all' seine kleinen Unarten und Fehler, deren Quelle ihr kein Geheimniß mehr war, und die sie jetzt desto leichter beseitigen oder heben konnte, und dabei durften weder Josephine noch ihre Eltern ahnen, welchen tiefen Blick sie in ihre früheren Verhältnisse gethan. Es war ihr genug, daß sie es wußte, dem Kinde zum Nutzen, und das Geheimniß ruhte sicher in ihrer Brust.

Josephine hatte zum Weihnachtsfeste unter anderen Sachen auch mehrere Jugendbücher bekommen, in denen kleine Erzählungen mit hübschen Bildern standen. Das junge Mädchen, das eigentlich hier erst ordentlich lesen gelernt, — denn wo wäre ihm früher die Zeit dazu geworden? — verschlang

gierig die frische Nahrung, die ihrem Geiste geboten wurde. Eine neue Welt erschloß sich ihr dadurch, und ihrer Erzieherin liebevolle Geduld gehörte dazu, ihr all' die tausend und tausend an sie gerichteten Fragen zu beantworten. Eine kleine Erzählung stand aber in dem Buche, die Josephine wieder und wieder durchgelesen, und doch noch keine Frage deshalb an ihre Erzieherin gerichtet hatte. Dieselbe war überschrieben: „Das gestohlene Kind." Josephine hatte das Buch vor sich auf den Knieen und las darin, und zwar wieder und wieder die eine Seite, und Mademoiselle Adele, die lange schon, wenn auch von ihm unbemerkt, die Augen auf dem Kinde haften ließ, wußte, was es las und was seinem kleinen Kopfe nicht recht erklärlich werden wollte. Und dennoch fürchtete sich Josephine zu fragen, die Erzählung berührte für sie verbotenen Grund — ihr eigenes früheres Leben, und von dem gegen andere Leute zu sprechen, hatte ihr die Mutter verboten, und der Vater sie gebeten, es nicht zu thun, und des Vaters Bitte wog in ihrem kleinen Herzen viel mehr noch selbst, als das Verbot. Ueber die Worte aber, die sie hier oft und immer wieder durchgelesen, schüttelte sie auch eben so oft den Kopf. — Es war ihr etwas darin nicht klar, aber Mademoiselle Adele — so lieb sie dieselbe hatte, konnte sie nicht darüber fragen — wenn sie einmal wieder mit dem Vater spazieren ginge, sollte der ihr Aufschluß darüber geben. Endlich riß sie sich von der sie fesselnden Seite los und schlug eine andere Erzählung auf.

„Nun, Josephine?" fragte die Erzieherin, die sich die Gelegenheit nicht wollte entgehen lassen. „Was hattest Du da, worüber Du nicht recht einig warst? Kann ich Dir helfen? Hast Du vielleicht irgend ein schweres Wort nicht ordentlich verstanden?"

„Oh nein," sagte die Kleine, „ich verstehe alle die Worte, die hier im Buche stehen, aber da — da war eine Erzählung..."

„Was für eine Erzählung, mein Herz?"

„Eine Geschichte, wo von einem Kinde erzählt wird, das böse Menschen seinen Eltern gestohlen haben, und zuletzt — finden es die Eltern wieder und freuen sich so darüber."

„Nun, das ist doch eine sehr erfreuliche Sache, daß die Eltern ihr Kind wiedergefunden haben?"

„Ja — gewiß — aber..."

„Wer waren denn die Leute, die es gestohlen hatten?"

„Kunstreiter," zögerte das Kind, „und das sind doch keine bösen Menschen?"

„Nein, gewiß nicht," erwiderte Mademoiselle Adele. „Es giebt wohl auch böse Leute unter ihnen, wie in allen Ständen, aber im Ganzen ein solches Urtheil über sie zu fällen, wäre höchst ungerecht und sogar schlecht. Das ist doch wohl auch nicht in dem Buche gesagt?"

„Nein — nein, sicherlich nicht — es war auch gewiß ein großes Glück, daß die armen Eltern ihr Kind wiedergefunden haben, aber..."

„Aber? mein Herz? — was ist Dir noch darin aufgefallen?"

„Eigentlich wollte ich den Papa darum fragen."

„Und kann ich es Dir nicht auch sagen?"

„Doch nicht so gut wie Papa — der weiß es viel besser."

„Aber vielleicht kann ich es Dir auch erklären, und Du magst dann den Papa noch immer darum fragen."

„Ja," sagte Josephine, der das einleuchtete.

„So lies mir einmal die Stelle vor, die Dir so viel Kopfzerbrechens machte."

Josephine blätterte einige Seiten zurück.

„Soll ich das Ganze lesen?"

„Nein, ich kenne die Erzählung schon, nur das, was Du nicht genau verstehst."

„Ja — hier steht: Wie dankbar waren die Eltern gegen Gott, daß sie nicht allein ihr Kind, ihre liebe Marie, wieder erhalten hatten, sondern daß die arme Kleine auch dem traurigen Leben unter solchen Leuten entrissen war! Und wie glücklich fühlte sich Marie, als sie sich endlich nicht mehr genöthigt sah, unter den rohen Menschen zu leben, indem sie die Schule ordentlich und regelmäßig besuchen und fleißig lernen konnte, und jetzt doch hoffen durfte, zu einem für sie passenden Leben erzogen zu werden, zu einem Leben, das sie zu

einem braven Mädchen und einer tüchtigen, wackern Frau heranbilden konnte."

Das Kind schwieg, als es diese Zeilen gelesen hatte.

„Nun?" fragte Adele, „was ist Dir dabei aufgefallen, mein Herz?"

„Das Letzte, Mademoiselle," antwortete die Kleine zaghaft: — „ „und jetzt doch hoffen durfte, zu einem für sie passenden Leben erzogen zu werden, das sie zu einem braven Mädchen und einer tüchtigen, wackern Frau heranbilden konnte." " — „Konnte sie denn das unter den — Kunstreitern nicht auch werden?"

„Mein liebes Herz," sagte die Erzieherin mit weicher Stimme, und sie mußte sich Gewalt anthun, die Rührung zu verbergen, die jene einfachen, schüchternen Worte hervorgerufen — „das Leben solcher Leute mag an sich manches Schöne und Angenehme haben, und besonders die Männer, die da ihre Geschicklichkeit und Kraft zeigen können, fühlen sich vielleicht oft wohl darin. Ein junges Mädchen gehört aber nicht in einen solchen Kreis — Du bist noch nicht alt genug, um zu begreifen, weshalb nicht, aber Du wirst es selber fühlen, wenn Du nur einige Jahre älter sein wirst. Der Tanz und die Kunststücke auf einem Pferde mögen vielleicht — ich verstehe das nicht — für einen Mann passend und hübsch sein, aber die Frau, das junge Mädchen, die Gott geschaffen hat in stiller Häuslichkeit zu wirken, sind nicht dazu gemacht, sich in *solcher* Weise öffentlich zu zeigen. Das *Publikum*, das dabei sitzt, applaudirt allerdings und freut sich an den künstlichen Sprüngen, aber im Herzen denken Alle ebenso, und von Tausenden, die in die Hände schlagen und Bravo rufen, möchte gewiß nicht ein Einziger sein eigenes Kind zu solchem Leben hergeben."

„*Nicht?*"

„Nein, meine Josephine, denn Kinder vor Allem gehören in den Schutz des Hauses — Kinder müssen lernen, denn ihre Jugend ist die einzige Zeit, in der sie noch lernen können, und nicht etwa blos Lesen und Schreiben, was in jetziger Zeit jeder Tagelöhner kann, sondern Alles, was sie später einmal im Leben brauchen können, und was sie, wenn sie

selber einmal Kinder vom lieben Gott bekommen, diese wieder lehren sollen. Bei einem solchen Leben aber können sie das nicht; sie verfehlen also den Zweck, zu dem sie hier auf Erden bestimmt sind, und wenn sie dann einmal älter werden, fühlen sie es und sind unglücklich. Darum sollen alle Kinder, die nicht nöthig haben, schon in so zartem Alter ihr Brod in solcher Weise zu verdienen, dem lieben Gott recht von Herzen danken, daß er sie in Verhältnisse gebracht hat, in denen sie mit anderen guten Menschen leben und sich heranbilden können, und sollen die Zeit, die ihnen also zu ihrer Pflege und Erziehung geboten wird, recht fleißig benutzen — das, mein Kind, meint der Satz, den Du nicht verstanden hast."

Josephine schwieg eine lange, lange Weile; endlich stand sie langsam auf, legte das Buch hin, ging zu ihrer Erzieherin, und das Köpfchen an deren Schulter schmiegend, sagte sie leise:

„Und glauben Sie, daß auch ich dem lieben Gott dafür dankbar sein müsse?"

„Wenn Du fühlst, mein liebes Kind," erwiderte gerührt Adele, „daß Du gute Menschen um Dich hast, die Dich lieben und bemüht sind, Dein Bestes zu wollen und Dein einstiges Glück zu gründen, gewiß."

Josephine schmiegte sich fester an sie an, legte den Arm um ihre Schulter, und während sie das Antlitz daran barg, quollen ihr ungesehen die großen, hellen Thränen aus den Augen.

20.

In der Residenz *** hatte die so plötzliche Auflösung des Circus Bertrand — besonders nach so glänzenden Erfolgen — im Anfange nicht geringe Sensation erregt, und die Tagesblätter füllten ihre Spalten fast eine Woche lang mit den verschiedensten Vermuthungen und Gerüchten. Dann kam Anderes, was ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und

der Circus mit all' seinen Angehörigen war vergessen — und doch ließ er in einem Herzen eine tiefe und böse Narbe zurück.

Graf Geyerstein hatte in derselben Zeit, in welcher sich der Circus damals trennte, einen mehrwöchentlichen Urlaub erbeten und angetreten, über das Wohin seiner Reise aber strenges Stillschweigen beobachtet. Er war indessen stets in seinem ganzen Wesen ernst und zurückhaltend, und sein Schweigen fiel deshalb nicht besonders auf. Trotzdem gaben sich aber doch verschiedene Personen nicht unbedeutende, wenn auch vergebliche Mühe, den Zweck seines Urlaubs und besonders das Ziel seiner Reise heraus zu bekommen, unter diesen ganz besonders Fräulein v. Zahbern — aus Gründen, die ihr selber am besten bekannt waren. Graf Geyerstein nahm aber nicht einmal seinen Burschen mit unterwegs, und ehe man eigentlich recht wußte, wann er reisen wolle, war er plötzlich spurlos verschwunden, und eben so unerwartet, drei Tage noch vor abgelaufenem Urlaub, zurückgekehrt.

In der Zwischenzeit hatte beim Kriegsminister v. Ralphen ein großer Ball sein sollen, wenigstens sprach man schon in der Stadt davon und unterhielt sich über die wahrscheinlichen Einladungen. Die älteste Tochter Melanie war aber sehr leidend gewesen, und da die Feier eigentlich ihrem Geburtstag galt, konnte sie natürlich nicht stattfinden, wenigstens nicht zu der bestimmten Zeit. Es hieß, daß sie aufgeschoben wäre.

Die „höheren Schichten der Gesellschaft" beschäftigen sich in dieser Zeit überhaupt viel — vielleicht mehr als nöthig — mit der Ralphen'schen Familie, bei der jedenfalls eine auffallende Veränderung in einer Hinsicht stattgefunden hatte, wenn auch die Ralphen'sche Familie selber das nicht zu bemerken oder zu beachten schien.

Jenen Kreisen hatte es nämlich kein Geheimniß bleiben können — war auch nicht als solches betrieben worden —, daß Graf Geyerstein sehr häufig das Ralphen'sche Haus besuche, von dem alten Kriegsminister sowohl, wie von seiner Tochter Melanie sehr gern gesehen sei, und in Folge davon natürlich die Letztere heirathen würde. Man hatte sich in der That schon daran gewöhnt, die beiden jungen Leute als

ein Paar zu betrachten, so wenig sie sich selber vielleicht darüber klar geworden. Da plötzlich, nach dem Urlaub des jungen Grafen, änderte sich die ganze Sache, und zwar so auffallend, daß Geyerstein das Ralphen'sche Haus fast gar nicht mehr, oder doch nur sehr selten betrat. Ein desto häufigerer Gast dagegen wurde der junge Graf Selikoff, und wenn dieser selber auch recht gut fühlen mochte, daß er dem Herzen Melanie's noch sehr fern stand — obgleich sich seine Bemühungen dahin nicht verkennen ließen, — übernahm die überhaupt zu allen Zeiten sehr rasch mit ihrem Urtheil fertige „Gesellschaft" den Ausspruch und erklärte sich dahin: die Alliance mit Graf Geyerstein habe sich aus irgend welchen nicht bekannten Gründen zerschlagen, und Graf Selikoff sei an dessen Stelle gerückt.

Der alte Herr v. Ralphen mochte etwas Aehnliches fühlen, ja fürchten, denn er liebte den jungen Geyerstein wie einen Sohn und kannte den, der an seine Stelle rücken sollte, noch zu wenig, um schon mit einem Urtheil über ihn fertig zu sein. Aber er hatte sich auch fest vorgenommen, seiner Tochter in einer Herzensangelegenheit keinen Zwang anzuthun, noch ihr sein Urtheil aufzudringen. Erst wenn sie selber ihn um Rath fragen würde, war die Zeit zu sprechen für ihn gekommen. Uebrigens durfte er seiner Melanie, wie er glaubte, schon vertrauen, daß sie keinen raschen, unüberlegten Schritt ohne seinen Rath thun würde, und er sah deshalb der nächsten Zukunft mit vieler Ruhe entgegen. Nicht ganz so gleichgültig nahm Excellenz die Frau Kriegsminister die Sache, und zwar von einem, dem jungen Grafen Geyerstein weniger günstigen Gesichtspunkte aus. Sie hatte ihn eben so gern wie ihr Gatte, aber — im Vergleich mit dem außerordentlich reichen russischen Grafen, dessen Hülfsquellen wirklich unerschöpflich schienen, war Geyerstein doch eine minder gute Partie für ihre Melanie, und den Rücksichten — der Sorge der Mutter für ihrer Tochter Wohl — mußten alle anderen nachstehen. Nicht so zartfühlend wie der alte Herr dabei, hatte sie allerdings versucht, von Melanie selber die Ursache in dem Wechsel ihres Betragens, wenn nicht ihrer Neigung, zu erfahren, doch ohne Erfolg. Melanie konnte und wollte nicht die wahre

Ursache eingestehen, und mit den ausweichenden Antworten die sie gab, mußte sich, wohl oder übel, die Excellenz begnügen.

Wer aber seit einiger Zeit zu den fleißigsten Besuchern des Hauses gehörte, ohne jedesmal erst eine Einladung abzuwarten, war Fräulein v. Zahbern, und selbst ein minder herzliches Entgegenkommen, als sie mitbrachte, konnte sie nicht davon zurückschrecken. War Offenheit dabei eine hervorragende Eigenschaft ihres Charakters, so empfand sie für Melanie eine tief innige Freundschaft. Sie gestand ihr, daß sie den Augenblick ordentlich herbeisehne, in dem sie wieder in ihre Arme fliegen könne, und Melanie müsse ihr es ordentlich angethan haben, denn sie wäre nicht im Stande, vor ihr auch nur das Geringste, was auf *ihrem* Herzen läge, geheim zu halten. Melanie selber, viel zu gutmüthig und zartfühlend, Jemanden, der ihr so herzlich entgegenkam, von sich abzustoßen, duldete diese Freundschaftsbezeigungen mehr, als daß sie dieselben erwiderte. *Ihr* Geheimniß behielt sie aber trotzdem, und trotz der jungen Dame directen und indirecten Anspielungen darauf, für sich, und Francisca v. Zahbern fand es bei späteren Besuchen im Zühbig'schen Hause eben noch so unerklärlich, weshalb Melanie total mit dem Grafen Geyerstein gebrochen habe, wie früher. Daß dem aber wirklich so sei, ließ sich nicht verkennen, und so oft Fräulein v. Zahbern den Grafen Selikoff bei Ralphens traf, eben so oft kehrte sie auch mit vermehrter Verachtung gegen das Menschengeschlecht im Allgemeinen und einzelne Individuen insbesondere in ihre eigene stille und einsame Wohnung zurück.

In diese Zeit fiel es, daß Herr v. Zühbig seinen Ausflug nach dem Norden machen mußte, wohin ihn seine Frau begleiten sollte. Frau v. Zühbig hatte dazu allerdings nicht die geringste Lust, würde ihrem Manne aber doch dieses Opfer gebracht haben, wenn nicht gerade ein heftiges Nervenleiden einen Tag vor seiner Abreise sie an ihr Lager gefesselt hätte. Herr v. Zühbig mußte deshalb allein fort; aber auch hierüber schien er sich zu trösten, da ihm noch dazu von anderer Seite die höchste Aufmunterung zu Theil ward. Se. Königliche

Hoheit hatten nämlich geruht, ihm noch einige specielle Aufträge — allerdings höchst unbedeutender Art, aber doch Aufträge — zu ertheilen, und er verließ seine Heimath genau mit einem solchen Gesicht und solchen Gefühlen, mit denen ein Anderer an seine Stelle zurückgekehrt wäre. Herr v. Zühbig war aber nicht allein Mensch, er war auch Cavalier, und es ist einmal nicht cavaliermäßig, irgend ein Gefühl des Schmerzes oder der Niedergeschlagenheit — ausgenommen bei Hoftrauer — dem Publikum zu verrathen.

Frau v. Zühbig erholte sich glücklicher Weise gleich nach ihres Gatten Abreise so vollkommen wieder, um ihre gewöhnlichen Whistpartien mit Herrn v. Silberglanz und Fräulein v. Zahbern ohne Zögern aufnehmen zu können, und da kein Rückfall erfolgte, befand sie sich auch während ihres Gatten Abwesenheit vollkommen wohl, ja, wie sie erklärte, wohler als je. Die Heilung aber selber verdankte sie Niemandem weiter als dem Baron v. Silberglanz, der nicht unbedeutende magnetische Kraft besaß und dieselbe in einzelnen speciellen Fällen zum Besten seiner Mitmenschen anwandte. Er that es aber, wie er versicherte, nur ausnahmsweise und selbst dann höchst ungern, da es ihn außerordentlich angriff und seine eigene Gesundheit darunter litt.

Jedenfalls war der Erfolg hier ein vortrefflicher gewesen, und unsere kleine Partie saß eines Abends auch wieder fröhlich beisammen, als draußen die Klingel etwas stark gezogen wurde, und Frau v. Zühbig, mit dem freudigen Ausruf: „Mein Mann!" die Karten fallen ließ und die neben ihr stehende Theetasse vom Tische warf.

Der herbeispringende Bediente hatte noch nicht die Hälfte der Scherben wieder aufgelesen, als Herr v. Zühbig, in Pelz und Mütze, „gestiefelt und gespornt" in das Zimmer seiner Frau trat, — und wie glücklich war diese, daß sie den Gatten endlich wieder hatte — wie flog sie an seinen Hals, unbekümmert um die fremden Menschen, um die Dienerschaft! wie half sie ihm selber, soviel er sich auch dagegen sträuben mochte, Pelz und Shawl ablegen, und ruhte nicht eher, als bis er behaglich hinter einer Tasse heißen Thees in der Sophaecke saß! Der „Rubber" mußte natürlich erst aus-

gespielt werden, Herr v. Zühbig drang, als Whistspieler von Fach, selber darauf. Dann aber wurde der Spieltisch bei Seite gerückt, und der „Reisende“ sollte erzählen — viel erzählen, und zwar Alles, was er gesehen und erlebt, und — wenn irgend möglich — ein klein wenig mehr.

Herr v. Zühbig befand sich, nach allen ausgestandenen „Beschwerden und Fährlichkeiten“ ausnehmend wohl in der weichen Sophaecke, und ebenfalls gerade in der Stimmung, sich mitzutheilen. So offen und ausführlich er aber über Alles sprach, was ihn betroffen und was er „durchgemacht“, so waren seine Zuhörer keinen Augenblick in Zweifel darüber, daß er noch etwas — und gerade die Hauptsache — verhehle, und konnten den Moment kaum erwarten, wo er ihnen auch dieses enthüllen würde. Bis jetzt aber waren die Dienstboten noch ab- und zugegangen; die Gouvernante hatte die Kinder hereingebracht, dem Papa die Hand zu küssen und ihm „bonne nuit“ zu sagen — es war noch keine ordentliche Ruhe gewesen. Jetzt schien das beseitigt; die Thür schloß sich hinter den letzten Friedensstörern, und Fräulein v. Zahbern, die indessen wie auf Kohlen gesessen hatte, rief: „Und jetzt heraus, mein Intendant! wir wissen, Sie haben noch etwas auf dem Herzen, und es drückt Sie ausnehmend, es loszuwälzen. Befreien Sie sich davon — bitte, bitte, erzählen Sie!“

Die junge Dame schlug dabei die Hände zusammen, wie es die lieben Kindlein machen, wenn sie die Eltern um etwas ersuchen wollen — übrigens gehörte sie schon seit längerer Zeit nicht mehr zu den Kindern.

Der General-Intendant sah den kleinen Kreis ihn erwartend umgebender Menschen innig vergnügt an — der Moment war gekommen, auf den er sich schon die ganze Heimfahrt über gefreut, und er erntete jetzt in vollen Zügen die Belohnung dafür ein, daß er es sich versagt hatte, sein Geheimniß leichtsinnig — vielleicht gar durch einen Brief — zu verschleudern.

„Also ein Geheimniß glaubt Ihr, daß ich habe?“ fragte er schmunzelnd.

„Es ist grausam, wie er uns martert,“ rief seine Frau.

„Er spannt uns absichtlich auf die Folter,“ sagte Baron v. Silberglanz, „und vielleicht ist es nicht einmal der Mühe werth, daß wir uns so darüber den Kopf zerbrechen.“ Diese List, es herauszubekommen, war etwas plump, aber auf Herrn v. Zühbig von vortrefflicher Wirkung.

„Meinen Sie wirklich?“ rief der genannte Herr, sich im Sopha rasch emporrichtend, „aber Sie sollen mir Abbitte thun, Silberglanz, — Sie vor allen Anderen, denn gerade Sie wird es mehr als alle Anderen interessiren.“

„Mich?“ rief der Baron erstaunt.

„Thun Sie nicht so unschuldig — als ob wir nicht wüßten, wie Sie für die schöne Bertrand geschwärmt hätten.“

„Die Kunstreiterin?“ riefen Fräulein v. Zahbern und Frau v. Zühbig wie aus Einem Munde.

„Georgine Bertrand,“ bestätigte der General-Intendant, sich an dem Genusse ihres Erstaunens weidend, „aber“ — setzte er plötzlich mit gebrochener Hand hinzu — „Discretion, meine Herrschaften! Was ich Ihnen jetzt mittheile, geschieht wie unter dem Siegel der Beichte. Ich selber habe versprochen, das Geheimniß zu bewahren, und werde es thun — hier natürlich, unter Freunden, darf man sich aussprechen.“

„Versteht sich, versteht sich,“ rief Fräulein v. Zahbern rasch und ungeduldig, „aber wo, bester Intendant, wo haben Sie Madame Bertrand gefunden?“

„Madame?“ fragte v. Zühbig lächelnd, „Madame nicht allein, Monsieur Bertrand, Fräulein Josephine, das ganze Nest, und darin wäre nichts besonders Außerordentliches, aber eben das Wo? Das errathen Sie nicht, und wenn ich Ihnen ein Jahr Zeit dazu gäbe.“

„Nun? — oh, quälen Sie uns nicht länger.“

„Du bist mehr als grausam, Guillaume.“

„Nun gut, so hören Sie denn — aber noch einmal stumm wie das Grab!“

„Wie das Grab,“ sagten alle Drei feierlich.

„Auf dem Gute des Grafen v. Geyerstein.“

„Es ist nicht möglich,“ platzte Fräulein v. Zahbern her-

aus, während Herr v. Silberglanz ebenfalls einen Ausruf des Staunens nicht unterdrücken konnte.

„Nicht möglich, meine Gnädige?“ lächelte v. Zühbig. „Ich gebe Ihnen mein Wort, und es ist das Wort eines Mannes, der Erfahrung in der Welt gesammelt hat. Es existirt außerordentlich viel Unmögliches in eben dieser Welt.“

„Und ich sehe darin eben gar nichts Außerordentliches,“ bemerkte seine Frau. „Geyerstein hat sich in die Bertrand vergafft — das wußten wir schon damals, nur daß er den Mann mit auf das Gut nimmt, ist etwas außergewöhnlich — und selbst das vielleicht nicht einmal,“ setzte sie achselzuckend hinzu.

„Bertrands auf dem Gute des Grafen Geyerstein,“ wiederholte noch einmal Fräulein v. Zahbern, als ob sie die Worte in einer Verzückung spräche — was Frau v. Zühbig gesagt, hatte sie gar nicht gehört — „und wissen Sie das ganz, ganz gewiß?“

„Ich weiß nicht, ob Sie das „gewiß wissen“ nennen können, meine Gnädige,“ erwiderte lächelnd Herr v. Zühbig, „aber ich habe mit ihnen zu Abend gespeist, habe dort übernachtet und gefrühstückt, und bin von Monsieur Bertrand oder vielmehr Baron v. Geyfeln noch ein Stück begleitet worden.“

„Baron v. Geyfeln?“ fragte Frau v. Zühbig, „wer ist das nun wieder? Den Namen kenne ich ja gar nicht.“

„Nun, ma chère, die Sache ist sehr klar. Den Namen Bertrand braucht die Familie nicht mehr und nennt sich einfach jetzt: v. Geyfeln.“

„Monsieur Bertrand?“ rief die gnädige Frau entrüstet, „aber das darf er ja gar nicht. Wie kann sich der Mensch Baron nennen!“

„Liebes Herz,“ beschwichtigte sie ihr Gatte, „wer fragt dort danach, wen kümmert oder genirt es? und es nennen sich so viele Menschen Baron, die — hm, noch eine Tasse Thee, mein Schatz. Ich bin wirklich ganz ausgetrocknet angekommen. — Nun, Silberglanz, Sie sitzen ja ganz versteinert da! — An was denken Sie?“

„Ich? sonderbare Frage! an diese unerwartete Nachricht — dieser stille Duckmäuser, dieser Graf Geyerstein!"

„Ja, stille Wasser sind tief, lieber Freund," bemerkte Frau v. Zühbig, „mir haben Sie immer nicht glauben wollen."

„Aber, gnädige Frau!" rief v. Silberglanz, „kein Mensch hat doch eine Ahnung haben können, daß Geyerstein..."

„Kein Mensch?" unterbrach ihn die Dame lächelnd, „wir sind nicht Alle so kurzsichtig wie Sie. Fragen Sie die Zahbern, was wir schon vor langen Wochen mit einander besprochen haben."

„Ich kann noch gar nicht wieder zu mir selber kommen," stöhnte die Genannte, „es ist zu unglaublich. Und deshalb der lange Urlaub!"

„Er übt noch Entsagung genug," lächelte Frau v. Zühbig, „und wird selber über die Dauer seines Urlaubes ganz das Gegentheil gedacht haben, liebe Francisca."

„Aber wie geht es den — Leuten?" fragte v. Silberglanz, „fühlt sich denn die Dame in solchem Doppelverhältniß wohl?"

„Was kann das uns interessiren!" bemerkte die gnädige Frau.

„Es ist doch immer interessant in psychischer Hinsicht," sagte v. Silberglanz.

„Da hat der Baron Recht," bestätigte v. Zühbig, „und nur aus diesem Grunde war auch mir das Begegnen dieser Leute — ich wurde genöthigt, dort zu übernachten, weil ich ein Rad zerbrochen hatte — höchst interessant."

„Gott, wie romantisch!" rief Silberglanz.

„Wenn man mit so vielen Menschen zu thun hat, wie „Unsereiner," fuhr der Intendant fort, „so gewinnt man einen raschen Ueberblick über Charaktere und Seelenzustände, und ich glaube, ohne mir zu schmeicheln, daß ich mich darin als Autorität betrachten darf. Ich weiß wenigstens seit langen Jahren kein Beispiel, daß ich mich nach solchem gefaßten Urtheil geirrt hätte. Dem zufolge schien sich Monsieur Bertrand, oder besser gesagt: Baron v. Geyfeln, außerordentlich behaglich in seiner neuen Würde zu fühlen."

„Und seine Frau?"

„Aber was für Interesse nehmen Sie an dem Seelenzustand der Frau?"

„Nur ein allgemeines, meine Gnädigste, auf Parole; nur ein allgemeines. Herr v. Zühbig wird mir darin Recht geben."

„Vollkommen, lieber Silberglanz," lächelte Herr v. Zühbig, und der Blick, den er dabei heimlich dem Baron zuwarf, hatte etwas von einem Faun; „die Frau schien sich übrigens, wie ich fest überzeugt bin, nicht glücklich in diesen Verhältnissen zu fühlen. Sie sprach mit Entzücken von ihren früher gefeierten Triumphen, sobald der Herr Gemahl nur einmal den Rücken wandte — was, beiläufig gesagt, sehr selten geschah."

„Gemahl," sagte Frau v. Zühbig verächtlich, „ich glaube gar nicht, daß die Beiden mit einander getraut sind."

„Ist auch gar nicht nothwendig, mein Schatz," lächelte ihr Gatte, „und, wie Du ganz richtig bemerkst, unter den stattfindenden Verhältnissen in der That unwahrscheinlich. Desto mehr gerechtfertigt bleibt aber dann meine Behauptung, daß sie sich nicht behaglich unter solcher Aufsicht fühlen könnte — wenn nicht Bertrand doch immer ein sehr hübscher, stattlicher Mann wäre."

„Ich begreife aber nicht, daß Graf Geyerstein sie zusammenläßt."

„Wird es nicht hindern können; es gäbe auch sonst zu viel Aufsehen. So verläuft die Sache ganz ruhig und gleichmäßig, denn Herr v. Geyfeln ist dem Namen nach der Pächter seines dortigen Gutes, und daß der Eigenthümer seine Pachtersleute dann und wann besucht und nach der Wirthschaft sieht, ist nicht mehr wie in der Ordnung, kann wenigstens keiner Seele auffallen."

„Eine schöne Wirthschaft, die sie dort mitsammen führen werden!"

„Allerdings," lächelt Herr v. Zühbig, „Madame Georgine bleibt immer eine schöne Frau."

„Es war sehr rücksichtslos von ihrem Gatten, Euch so wenig allein zu lassen," bemerkte etwas boshaft Madame.

„Mein bester Engel, Du glaubst doch nicht etwa, daß ...“

„Daß Monsieur Bertrand eifersüchtig wäre? — nein. Die Leidenschaft scheint er wenigstens nicht zu kennen. Aber weshalb sollte sich die Donna da unbehaglich fühlen?“

„Aus Langerweile, ma chère, jedenfalls aus Langerweile; denke nur, wie lange Graf Geyerstein schon wieder in der Stadt ist, und für eine Frau, die an ein solches Leben, wie das frühere, gewöhnt war, mag es wahrhaftig kein Spaß sein, auf einem Fleck in einer quasi Wildniß zu hocken.“

„Warum ist sie nicht bei ihrer Kunst geblieben?“

„Das ist mir auch unerklärlich,“ versicherte Silberglanz.

„Aber bildschön ist sie, das muß man ihr lassen,“ versicherte v. Zühbig, vielleicht nur, um seine Frau damit zu necken. „Ich gebe Ihnen mein Wort, Baron, in dem kleinen Morgenhäubchen sah sie rein zum Anbeißen aus“ — und er küßte dabei auf das Zarteste die Spitzen des dritten Fingers und Daumens seiner linken Hand.

„Du bist immer sehr leicht entzündet, mon cher,“ sagte seine Frau, „sie hat ein ganz alltägliches Gesicht, und nur hübsche Augen.“

„Was?“ fuhr ihr Gatte erstaunt nach ihr herum, „Silberglanz, ich bitte Sie um Gottes willen, nehmen Sie meine Partei — Georgine nicht schön? Ich gebe Dir mein Wort, Amelie, sie ist das verführerischste Weib, das ich in meinem Leben gesehen habe — present company, versteht sich, always excepted.“

„Sie hat auch Anbeter genug gehabt,“ seufzte v. Silberglanz, während Frau v. Zühbig mit den Achseln zuckte.

„Und über die neuen die alten doch nicht vergessen,“ lächelte mit einem bezeichnenden Blick Herr v. Zühbig.

„Wie so?“ fragte leicht erröthend der Baron.

„Ein ander Mal,“ beschwichtigte ihn der Intendant, und seine Frau sagte:

„Du bist unausstehlich heute — aber, liebe Francisca, Sie sprechen ja kein einziges Wort mehr und sitzen da stumm wie ein Fisch; doch natürlich, solches Interesse könenn wir

nicht an der Dame nehmen, wie die beiden Herren da, die nur in der Erinnerung an sie in einer wahren Verzückung schwimmen."

„Sie thun mir unrecht, gnädige Frau," vertheidigte sich v. Silberglanz, „aber das Interesse, das wir an einer bekannten Persönlichkeit nehmen, noch dazu, wenn sie uns in solcher Art in's Gedächtniß zurückgerufen wird, ist wohl erklärlich. Fräulein v. Zahbern wird ganz meiner Meinung sein."

Fräulein v. Zahbern war es in der That, ja so überrascht durch die Nachricht geworden, daß sie im ersten Augenblick wirklich nur daran dachte, auf welche Weise sie dieselbe am besten verwerthen könne. Durch Frau v. Zühbig's Anrede kam sie auch erst wieder zu sich selbst und erwiderte darauf: „Nein, natürlich nicht — interessant bleibt es allerdings immer, aber was gehen uns eigentlich die Leute weiter an. Lieber Gott, man hat so viel mit sich selber zu thun, daß man sich wahrhaftig nicht auch noch um andere Menschen zu bekümmern braucht."

„So laßt denn Monsieur Bertrand und seine Donna ruhen, wenn ich bitten darf," sagte Frau v. Zühbig, der das Gespräch unangenehm wurde. „Ich hätte dem Grafen Geyerstein einen besseren Geschmack zugetraut, aber über Geschmack läßt sich nicht streiten. Apropos, Geyerstein — die Alliance mit Melanie und Selikoff ist also so gewiß wie arrangirt."

„Natürlich," sagte v. Zühbig, „das war voraus zu sehen."

„Ich bitte um Verzeihung!" rief Fräulein v. Zahbern rasch, „so ganz bestimmt und ausgemacht ist die Sache doch noch nicht. Ich bin fast täglich im Ralphen'schen Hause und müßte da auch etwas davon erfahren haben."

„Liebe Francisca," sagte Frau v. Zühbig gutmüthig, „ereifern Sie sich nicht; die Sache ist in der That so gut wie geschehen. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, und ich habe sehr sichere Quellen. Die Verlobung wird in drei Wochen bei Gelegenheit des Hochzeitstages der Excellenzen bekannt gemacht werden, und der große Ball ist auch bis auf jenen

Tag verschoben worden. Sie sehen, daß ich ganz genau unterrichtet bin."

„Und Sie glauben wirklich?"

„Von glauben ist da gar keine Rede mehr, liebe Francisca, die Sache ist geschehen, und ich denke, Melanie macht an dem Russen eine bessere Partie, als an dem armen Grafen Geyerstein."

„Nun, mein Kind, Geyerstein ist doch nicht so arm!"

„Er braucht dann sehr viel, mein liebes Herz, denn hier in der Stadt wissen wir genau, daß er sich, in der letzten Zeit besonders, außerordentlich eingeschränkt und nur das Allernöthigste ausgegeben hat. Lieber Gott, so etwas kann ja in den Verhältnissen, in denen wir nun einmal leben, kein Geheimniß bleiben und spricht sich aus. — Aber was ist das, Sie wollen schon fort?"

„Mama erwartet mich," sagte Fräulein v. Zahbern, die aufgestanden war und ihren Shawl festigte, „es ist auch schon spät, und nach so langer Abwesenheit werden Sie mit Ihrem Herrn Gemahl noch Manches zu besprechen haben."

„Aber Sie können doch nicht allein gehen?"

„Wenn mir das gnädige Fräulein erlauben, werde ich Sie begleiten," sagte Baron Silberglanz, ebenfalls aufstehend. „Fräulein v. Zahbern hat Recht, es ist Zeit, daß wir gehen."

„Aber ich bitte Sie, Baron."

„Auf ein ander Mal, mein lieber Zühbig. Wenn Jemand von einer größeren Reise zurückkommt, thut ihm Ruhe wohl. Gnädige Frau, ich habe die Ehre."

„Wenn Sie also nicht anders wollen, bon soir, Baron," sagte Herr v. Zühbig, „hoffentlich haben wir bald wieder das Vergnügen, Sie bei uns zu sehen. Mein gnädiges Fräulein, kommen Sie gut nach Hause, Sie haben ja nicht so weit. — Aber noch einmal bitte ich in der bewußten Angelegenheit um Ihre Discretion. Herr v. Geyfeln hat mich selber gebeten, hier in *** nichts von dem Zusammentreffen zu erwähnen, und ich werde auch darüber schweigen wie das Grab. — En famille ist es natürlich eine andere Sache."

„Nicht eine Silbe!" rief Baron Silberglanz betheuernd.

„Gute Nacht, meine liebe Francisca,“ sagte Frau v. Zühbig, die aufgestanden war und Fräulein v. Zahbern zärtlich umarmte und küßte, „gute Nacht, mein liebes Herz. Verwahren Sie sich nur ja recht gut, daß Sie sich nicht erkälten; es ist entsetzlich rauh draußen und Ihre Gesundheit überdies so zart.“

„Gute Nacht, meine liebe Amelie,“ erwiderte die junge Dame, „haben Sie keine Angst um mich; ich bin vortrefflich eingepackt, und die paar Schritte lauf' ich schnell hinüber. — Gute Nacht, Herr Intendant. Morgen müssen Sie uns noch mehr von Ihren Reisen erzählen.“

Frau v. Zühbig begleitete die Freundin bis zur Thür, und hier umarmten sich die beiden Damen nochmals auf das Herzlichste; der Baron empfahl sich ebenfalls, und die beiden Gatten blieben allein.

„Die arme Zahbern dauert mich,“ sagte Frau v. Zühbig, indem sie zu ihrem Platze auf dem Sopha zurückkehrte, „sie hatte sich so feste Rechnung auf den jungen Russen gemacht.“

„Auf den Selikoff?“

„Gewiß. Einmal glaubte sie ihn auch schon ganz sicher im Netz zu haben; er war ihr aber zu klug. Hast Du nicht gesehen, wie sie ordentlich gelb vor heimlichem Aerger wurde, als ich ihr erzählte, daß die Verbindung fest beschlossen sei?“

„Das glaub' ich, daß ihr die Partie recht gewesen wäre,“ lachte ihr Gatte, „ein solcher Goldfisch!“

„Irgend eine, bester Freund,“ versicherte Frau v. Zühbig nachlässig. „Lieber Gott, Francisca ist nun einmal in den Jahren, in denen sie einen Mann bekommen muß — wenn sie sich nicht ihr übriges Leben ohne einen solchen behelfen soll, und ich glaube kaum, daß sie sehr wählerisch darin sein würde. Natürlich ist ihr der beste der liebste. — Aber was war denn das, worüber Du Dich noch mit Silberglanz besprechen wolltest?“

„Ich? — mit Silberglanz?“

„Wegen der Donna.“

„Ach so,“ lachte der Intendant, „weiter nichts als ein Scherz, liebes Kind. Der arme Silberglanz war bis über die Ohren in jene Kunstreiterin verliebt, und rein toll vor

Eitelkeit, wie er einmal ist, glaubt er Alles, was dem Nahrung giebt. Ich werde mir einen Scherz mit ihm machen und ihm erzählen, daß sich Georgine angelegentlich nach ihm erkundigt und mir unter der Hand zu verstehen gegeben habe, daß ich ihn wissen lassen möchte, wo sie schmachte."

„Du irrst Dich darin doch vielleicht in dem Baron."

„Gott bewahre, liebes Herz — ich irre mich nie. Aber ich bin müde, mein Schatz, und werde heute früh zu Bett gehen. Bitte, laß mir noch die indessen eingegangenen Briefe und Zeitungen bringen." Frau v. Zühbig läutete, und ihr Gatte saß bald, behaglich im Sopha zurückgelehnt, hinter einem Haufen aufgerissener Papiere.

21.

Frau v. Zühbig kannte ihre Freundin Francisca so genau, wie Herr v. Zühbig den Baron, und Beide verließen an dem Abend das Zühbig'sche Haus trotz aller Freundschaftsbezeugungen mit einem Stachel im Herzen, der aber nur die junge Dame wirklich schmerzte. Unterwegs blieb sie auch außerordentlich einsilbig, trotz aller Bemühungen des Barons, der es für seine Pflicht hielt, sich liebenswürdig zu machen. Zu Hause angekommen, sagte sie ihrer Mutter kaum guten Abend, schloß sich dann in ihr Zimmer ein, warf sich in ihr Sopha, und ihr Gesicht in die Hand stützend, starrte sie finster brütend vor sich nieder. Fräulein v. Zahbern hatte Augenblicke, in denen sie hübscher aussah, als in diesem.

„Also doch," murmelte sie leise vor sich hin, mit dem Fuße dabei den Teppich schlagend, „also doch! — Diese kokette Ralphen, dieses unreife, eingebildete Ding, voll Capricen und Launen! Und wie scheinheilig und unschuldig die — Person gegen mich that! ob ihr je ein Wort davon über die Lippen gegangen wäre! Das ist Freundschaft, das ist Vertrauen — die kleine giftige Schlange, die! Und was für eine Ursache nur sie und Geyerstein auseinander gebracht haben mag? —

Sie hat ihn geliebt, ich weiß es bestimmt, ja meinen Kopf möcht' ich zum Pfande setzen, daß sie ihn noch liebt; sie kann sich einmal nicht verstellen, so viel Mühe sie sich giebt, und wie ich ihr neulich nur den Namen nannte, wurde sie bald blaß und bald roth. Hätte ich damals meinen Vortheil verfolgt, ich glaube, ich hätte sie zu einem Geständniß bringen können, aber meine alberne Gutmüthigkeit ließ es nicht zu. Gutmüthigkeit für solches Entgegenkommen! — Doch warte" — setzte sie entschlossen hinzu, als sie aufsprang und mit raschen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab lief — „jetzt hab' ich Dich! Liebt sie den Geyerstein wirklich noch, so ist er auch zurückgetreten und nicht sie, und das zu erfahren, hab' ich jetzt ein prachtvolles Mittel. Die Zühbig'sche Nachricht ist Gold werth, und daß ich ihr das Gift tropfenweise beibringe, darauf kann sie sich verlassen. Hat sie Selikoff wirklich so fest umgarnt — ist die Verbindung beschlossen und festgesetzt, wie diese boshafte Zühbig behauptet, so kann ich darin so nichts mehr verderben — nur meine Rache will ich noch haben. Der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird, aber die Schlange sticht, und ich will selber jetzt einmal eine Zeit lang die Schlange spielen. Wie sie die Neuigkeit wohl aufnehmen wird? — Ich bin neugierig, ob sie sich so weit verstellen kann! — Aber nein, dazu fehlt ihr Charakterstärke, denn sie ist ja doch weiter nichts als eine arme, hülflose Kokette."

Fräulein v. Zahbern hatte sich selber in eine recht fatale, unangenehme Laune hineingedacht und gesprochen, und würde, um dem Resultate zu entgehen, wenn andere Personen gegenwärtig gewesen wären, jedenfalls zu Thränen und Krämpfen ihre Zuflucht genommen haben. Eingeschlossen aber in ihr Zimmer, dachte sie an nichts Derartiges, sondern kleidete sich aus, ging zu Bett und grübelte unter der warmen Decke über ihre Rachepläne weiter.

Melanie saß am nächsten Tage allein mit Louise in ihrem Zimmer und arbeitete an einer Stickerei. Graf Selikoff hatte

sie gerade verlassen, und ein prachtvolles Blumenbouquet lag vor ihr auf ihrem Arbeitstische — aber ihr eigenes Antlitz paßte nicht zu den blühenden Rosen und Camaillen, mit denen es prangte. Sie sah bleich und angegriffen aus, und ein schmerzlicher Zug umzuckte den feingeschnittenen Mund.

„Ich will ein Glas Wasser holen," sagte Louise aufstehend, „die Blumen welken sonst so schnell."

„Ich danke Ihnen," erwiderte Melanie, „aber bitte, setzen Sie die Blumen in das andere Zimmer hinüber, ich habe Kopfschmerzen, und die Rosen duften mir zu stark."

„Sie sehen heute leidend aus, Melanie," sagte Louise, zu ihr gehend und leise ihre Stirn küssend, „fehlt Ihnen etwas?"

„Nein, nicht das Geringste weiter," lächelte das junge Mädchen, „ein rheumatischer Kopfschmerz jedenfalls; ich fürchte fast, daß ich mich gestern beim Nachhausekommen erkältet habe."

„Sie waren auch so leicht angezogen."

„Es wird vorübergehen, — da kommt Jemand."

„Es ist Rosalie — sie wird mich zum Spazierengehen abholen wollen. Begleiten Sie uns vielleicht ein wenig?"

„Heute nicht — Ruhe wird mir besser sein. Was hast Du, Rosalie? Du siehst ja so verdrießlich aus! Ist Dir etwas geschehen?"

„Mir?" sagte das junge Mädchen, indem sie zu der Schwester in's Zimmer trat und an's Fenster ging, „was soll mir geschehen sein? Ich ärgere mich nur über Jemanden."

„Ueber wen? — wer hat Dir Ursache dazu gegeben?"

„Ueber wen? — über den Grafen Geyerstein — es ist recht häßlich von ihm!"

„Was, mein Herz?" sagte Melanie und fühlte dabei, wie ihr das Blut zum Herzen zurückschoß.

„Und hast Du es denn auch vergessen?" rief Rosalie erstaunt, „ist denn nicht heute mein Geburtstag, an dem er jedesmal Morgens bei mir gewesen, und den er mit uns gefeiert hat, und habe ich ihn auch heute nur mit einem Auge zu sehen bekommen? Ja — vorbeigeritten ist er vorhin —

vor einer Viertelstunde, gerade wie des Grafen Selikoff Wagen vorgefahren war, aber ob er auch nur heraufgesehen und gegrüßt hätte — Gott bewahre! Ich bin so ernstlich böse auf ihn, daß ich ihn recht tüchtig auszanken werde, wenn er das nächste Mal wieder zu uns kommt. Da ist Graf Selikoff viel freundlicher — wenn er nur das Zeichnen verstände!"

„Er wird heute Dienst gehabt haben, Rosalie," sagte Melanie leise, „und da, weißt Du wohl, kann er nicht abkommen, wenn er auch gern möchte."

„Ach was," rief das junge Mädchen, „die ganze Woche, und die ganzen letzten vier Wochen hat er nicht in einem fort Dienst gehabt, und wenn er kommen wollte, hätte er gewiß schon einmal Zeit dazu gefunden — und heute hatte ich mich so darauf gefreut, denn meine große Schweizerlandschaft hat er noch nicht einmal gesehen. Was macht denn Graf Selikoff so lange bei der Mama drüben? Ich wollte eben hinüber und wurde nicht hineingelassen."

„Ich weiß es nicht; er hat doch wohl etwas mit ihr zu besprechen."

„Kommen Sie, Comtesse," sagte Louise, die recht gut fühlte, wie das Gespräch der Schwester peinlich wurde, „es wird sonst zu spät zu unserem Spaziergang heute."

„Ich kann heute nicht gehen," rief Rosalie rasch, „Mama hat mir Besuch geladen — da fährt er fort," unterbrach sie sich selber. „Gott sei Dank! jetzt kann ich hinüber und Mama fragen, welches Kleid ich anziehen soll." Und mit den Worten huschte sie leicht und fröhlich aus der Thür hinaus, allen Aerger in dem einen Gedanken ihres Anzuges vergessend.

„Fräulein v. Zahbern läßt fragen, ob es der gnädigen Comtesse genehm wäre," meldete in dem Augenblicke die Kammerjungfer durch die halb geöffnete Thür.

„Lieber Himmel," sagte Melanie erschreckt, „gerade heute!" aber es blieb ihr nicht einmal Zeit, den Satz zu vollenden, denn Fräulein v. Zahbern hüpfte auf Melanie zu, und sie umarmend und küssend, sagte sie lachend:

„Ich konnte mir die Freude nicht versagen, unserer kleinen Rosalie zu ihrem Geburtstage zu gratuliren — und wo steckt denn der kleine, liebe, wilde Engel?"

„Rosalie, liebe Francisca, ist eben zu ihrer Mutter gegangen; sie wird aber jedenfalls bald zurückkehren. Bitte, nimm so lange Platz."

„Du siehst auch heute wieder angegriffen aus," sagte Fräulein v. Zahbern, indem sie der Gouvernante, ohne diese selbst nur eines Grußes zu würdigen, Mantel und Muff überließ, den Hut dann auf einen nahen Stuhl legte und sich die Locken vor dem Spiegel ordnete, „fehlt Dir etwas, mein Herz?"

„Etwas Migräne, mein altes Leiden, vielleicht auch nur eine Erkältung, die ich mir gestern Abend beim Nachhausegehen zugezogen."

„Ach ja. Ihr hattet ja Euer Kränzchen bei Schodens gestern. Nun, was macht unsere überschwängliche Euphrosyne? schmachtet sie noch? — Ich begreife wahrhaftig nicht, wie sie bei dem Vater auf diese Weise hat ausarten können. Sie webt und lebt und schwebt immer in einer höhern Welt, und kommt mit uns anderen armen Sterblichen eigentlich nur bei Kaffeegesellschaften zusammen — hahahaha!"

„Euphrosyne," sagte Melanie gutmüthig, „ist ein sehr liebes, braves Mädchen, und wenn sie kleine Eigenheiten hat, dürfen wir die recht gern, ihrer anderen vortrefflichen Eigenschaften wegen, übersehen oder müssen sie doch wenigstens milde beurtheilen. Sie spricht zum Beispiel nie ein böses oder gehässiges Wort über einen Andern hinter dessen Rücken, und das ist doch gewiß schon viel werth."

„Weil sie unsere Schwächen nicht sieht," lachte Fräulein v. Zahbern, „ihr Auge hängt ja immer an den Wolken und ihren Idealen. Bei Zühbigs hat sie neulich geschwärmt, daß mir Amelie versicherte, es sei gar nicht mehr zum Aushalten gewesen. — Apropos, Zühbig, der Intendant, ist gestern von seiner nordischen Reise, wie er es nennt, zurückgekehrt und hat eine ganze Tasche voll Neuigkeiten mitgebracht."

„Das läßt sich denken," lächelte Melanie, „und er ist jetzt gewiß recht in seinem Element."

„Er hat auch eine Entdeckung gemacht."

„Wirklich? — einen neuen Stern am Theaterhimmel entdeckt? Der wird nach ihm benannt werden müssen. Doch

hoffentlich einen Planeten, den wir in dem Falle auch einmal auf seiner Wanderung bewundern dürfen."

„Nein, einen alten Stern," sagte Fräulein v. Zahbern, „einen Stern, der nur eine Zeit lang vom Horizont verschwunden war — einen Stern erster Größe noch dazu. Die Frau des Georg Bertrand."

„In der That?" sagte Melanie ruhig; „aber ich glaube, die Entdeckung wird im öffentlichen Circus und mit Hülfe des Programms nicht so außerordentlich schwer gewesen sein."

„Sie reitet ja nicht mehr, schon seit sie von hier fort ist," rief Fräulein v. Zahbern rasch — „hat sich auch in ihren Verhältnissen, ja selbst in ihrem Namen sehr gebessert und heißt jetzt Frau v. Geyseln."

„Von Geyseln?"

„Und selbst das ist noch nicht das Merkwürdigste," setzte das gnädige Fräulein still vor sich hin lachend hinzu. „Du räthst gewiß nicht, Melanie, auf wessen Gut sie sich befindet."

„Wie soll ich das rathen?" sagte Melanie, die sich alle Gewalt anthun mußte, ihre Fassung zu bewahren; sie schöpfte dabei tief Athem, denn es war, als ob eine eiserne Hand ihr die Brust zusammenschnüre; „Land und Leute dort sind mir vollkommen fremd."

„Wer hätte das dem stillen Grafen zugetraut!" fuhr Fräulein v. Zahbern fort, und ihr Blick hing lauernd an den Zügen der Gepeinigten; „Amelie hat aber ganz Recht: Stille Wasser sind tief, und die Ruhigen haben es oft faustdick hinter den Ohren."

„Von welchem Grafen sprichst Du?" fragte Melanie. Sie wußte, welcher Name folgen würde und mußte, aber sie hatte einen von der Freundin unbewachten Blick aufgefangen; sie fühlte, daß sie beobachtet wurde, welchen Eindruck die Nachricht auf sie mache, sie wußte, daß Francisca im Innern triumphiren würde, wenn sie sich schwach zeigte, und ihre ganze Kraft zusammenraffend, dem zu begegnen, sah sie ruhig in der Redenden Auge.

„Von welchem Grafen?" lächelte Fräulein v. Zahbern, ihres Sieges jetzt gewiß, „von welchem könnt' ich reden, als

von unserem unvergleichlichen Ritter Bayard ohne Furcht und ohne Tadel, dem Grafen Geyerstein!"

„In der That?" erwiderte Melanie, aber so ruhig, als ob Fräulein v. Zahbern ihr eben erzählt hätte, daß irgend eine Modehandlung in *** einen neuen Kleiderschnitt erhalten hätte. „Hat sich Madame Bertrand von ihrem Gatten scheiden lassen? dann dürfen wir bald einer Verlobungsanzeige in den Zeitungen entgegensehen."

„Aber Du bist gar nicht erstaunt darüber?" rief Fräulein v. Zahbern, die eine stärkere Wirkung erwartet hatte.

„Und warum erstaunt? Graf Geyerstein ist sein eigener Herr und hat Niemandem von uns Rechenschaft über seine Handlungen abzulegen. Wenn er mit seiner Familie wegen einer solchen Mesalliance übereinkommt, wen sonst dürfte und würde es kümmern?"

„Von einer Heirath ist vor der Hand wohl noch keine Rede," rief die junge Dame, die ihr, wie sie beabsichtigt, das Gift tropfenweise zumaß, „denn der Graf hat den Herrn Bertrand ebenfalls mit dort hingenommen, und er wie seine Schöne sind angeblich die Pachtersleute auf dem Gute. Eigentlich ist es ein wunderliches Verhältniß, in dem sich die beiden Herren da einander gegenüberstehen; aber dort in der Wildniß kann man sich über Manches hinwegsetzen, und Monsieur Bertrand wird wohl schon seinen Nutzen dabei finden."

„Herr v. Zühbig hat sich wohl sehr auf seiner Reise amüsirt?"

„Außerordentlich, und eine Menge Fährlichkeiten dabei erlebt. Einmal brach ihm ein Rad, gerade in der Nähe des „Baron Geyfeln", wie Monsieur Bertrand ja jetzt, ich weiß nicht, von wem geadelt, heißt, und er übernachtete dort. Uebrigens hat er mich gebeten, keinen Gebrauch davon zu machen; Baron Geyfeln hat ihn selber darum ersucht, hier in *** nichts davon zu erwähnen, daß er ihn gefunden hätte. — Doch Rosalie bleibt lange. Ist sie noch immer bei der Mama drüben?"

„Wahrscheinlich — sie wird später herüberkommen, um sich ankleiden zu lassen."

„Dann werde ich doch lieber einmal zur Mama hinüber-

springen und auch gleich der lieben Excellenz meinen Glückwunsch zu dem heutigen Tage bringen. Sie ist doch wohl?"

„Ganz wohl."

„Und was stickst Du da Schönes? — das ist ja ganz prachtvoll — ein reizendes Muster. Was wird denn das?"

„Eine Cigarrentasche."

„Also nicht für den Papa, denn der raucht nicht."

„Nein."

„Aha — ein Geheimniß — nun auf Wiedersehen, mein süßes Herz — auf Wiedersehen, ich habe Dich lange genug gestört." Und ihre vorhin abgelegten Garderobestücke mit Hülfe Louisens, die ein stummer, aber erregter Zuhörer des ganzen Gespräches gewesen war, wieder anlegend, rauschte Fräulein Francisca aus dem Zimmer, in dem sie bitteres Weh, weit ärger, als sie wohl je geahnt, ausgesäet hatte.

Melanie war schweigend aufgestanden, sie bis zur Thür zu begleiten — ihr Kuß brannte noch auf ihren Lippen, und eben so still wollte sie wieder zurück zu ihrem Stuhle gehen, als ihr Blick auf das mitleidsvolle, theilnehmende und für sie ängstlich besorgte Gesicht Louisens fiel.

„Meine liebe, liebe Melanie," flüsterte die Gouvernante, „glauben Sie um Gottes willen nicht, was das Fräulein, Ihnen erzählt hat. Fräulein v. Zahbern ist nicht wählerisch in ihren Neuigkeiten, und der Stadtklatsch zieht Alles in den Staub, was er erreichen kann."

Melanie streckte die Hand aus, als ob sie ihr etwas erwidern wollte — aber sie vermochte es nicht. Bis hierher hatte ihre Kraft gereicht, und die Arme um den Nacken des treuen Mädchens schlingend, barg sie das Antlitz an ihrer Schulter und weinte still. Louise störte sie auch nicht darin; sie wußte aus Erfahrung, daß Thränen den wildesten Schmerz lindern, lösen können, und ließ sie sich ruhig ausweinen. Dann aber, als Melanie ihren Platz am Stickrahmen wieder eingenommen hatte und nur noch den Kopf in die Hand gestützt nach den ziehenden Wolken am Himmel hinaufschaute, sagte sie freundlich: „Es ist nicht wahr. Ich habe die feste, innige Ueberzeugung: es ist nicht wahr. Was Herr v. Zühbig — sollte die Kunde wirklich von ihm ausgehen — ver-

anlaßt haben kann, ein solches Gerücht auszusprengen, weiß ich nicht, daß aber Graf Geyerstein sich mit dieser Frau so weit einlassen sollte, in ein solches, ihrem Manne gegenüber entwürdigendes Verhältniß zu treten, das glaube ich nicht, und wenn" — Louise mochte selber über das Feuer erschrecken, mit dem sie den Grafen vertheidigte, denn ruhiger setzte sie plötzlich hinzu — „wenn selbst ein anderer Mund es bestätigte, als der des Fräuleins v. Zahbern."

„Doch, Louise — doch — es ist wahr," flüsterte leise Melanie, „jedes Wort, das sie gesagt, ist wahr, so oft sie sonst auch übertreiben mag. Eine einzelne Lüge läßt sich erfinden und verbreiten, nicht aber ein ganzes Gewebe von Thatsachen, und daß — Graf Geyerstein jene Frau liebt — deß bin ich selber Zeuge."

„Sie selber?"

„Ja — fragen Sie mich nicht weiter, Louise, aber — ich habe die Beweise, und was mich am meisten schmerzt, ist nur, daß ich noch schwach genug gewesen bin das so zu fühlen und — wie ich fast fürchte — der Zahbern verrathen zu haben. Jetzt ist das vorbei; ich habe mich selber wieder, und wenn mein Herz noch thörichter Weise an jenem Manne hing, dem es sich in erster Neigung zugewandt, so ist das jetzt vorbei — vorbei für immer. Ihnen, Louise, konnte ich das sagen; ich weiß, wie lieb Sie mich haben, wie gut und treu Sie sind, und daß ich Ihnen vertrauen darf, wie einer Schwester. Ihnen war ja auch meine unglückselige Neigung kein Geheimniß, aber jetzt lassen Sie es abgethan — geschlossen sein zwischen uns. — Eine flüchtige Leidenschaft für jene schöne, verlockende Frau hätte ich ihm vielleicht verzeihen können — ein Verhältniß aber ihrem Gatten gegenüber, in das kein Ehrenmann treten würde, mag ihm Gott vergeben, ich kann es nicht. Wenn von jetzt an der Name des Grafen v. Geyerstein noch zwischen uns genannt wird, so sei es als der eines fremden — gleichgültigen Menschen."

„Und wollen Sie dem Grafen nicht gestatten, sich zu vertheidigen?"

„Wie kann er es?" fragte Melanie schnell, und hat er selbst nur den Versuch gemacht? Er weiß, daß ich das Ver=

hältniß kenne, wenn er auch vielleicht nicht ahnt, daß ich jetzt von seinem ganzen Umfange unterrichtet bin. Von da an mied er selber unser Haus, meine Nähe, und ich bedurfte fast keines stärkeren Beweises, als dieses stille Eingestehen seiner Schuld. Lassen Sie es deshalb abgethan sein, es ist das viel besser so, als wenn wir ihn vielleicht nöthigten, Unwahrheiten und Beschönigungen mir gegenüber zu versuchen. Ich kann ihn nicht mehr achten — ich möchte ihn nicht auch noch verachten lernen."

„Der arme Graf!" seufzte Louise, „und wenn er nun doch unschuldig wäre, wenn irgend ein unglückseliges Mißverständniß ..."

„Beruhigen Sie sich, Louise; das ist es nicht. Hätte ich mich nicht selber überzeugt — wüßte ich nicht drei, vier verschiedene Fälle, in denen er mit jener Frau in Verbindung stand, ja, ich würde es auch glauben. Madame Bertrand hat ihn aber sogar verkleidet auf seinem Zimmer besucht — verlangen Sie einen stärkeren Beweis?"

„Das wäre allerdings stark genug, wenn es erwiesen..."

„Es ist erwiesen und die Sache erledigt. Gott sei Dank, ich habe mich selbst wiedergefunden, und keine solche Schwäche soll mich je mehr überwältigen. Aber still; ich glaube, Rosalie kommt zurück uud wird ihren Putz in Ordnung bringen wollen."

„Es ist die Excellenz," sagte Louise, „ich höre ihre Stimme."

„Meine Mutter?"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Ihre Excellenz die Frau Kriegsminister v. Ralphen betrat mit Rosalie das Zimmer.

„Fräulein, haben Sie die Güte, Rosalien ankleiden zu lassen," sagte sie, zu der Gouvernante gewandt, „ich wünsche mit meiner Tochter etwas zu besprechen. Geh, mein Kind, und komme nachher wieder hinüber zu mir — ich erwarte Dich in einer halben Stunde." Die Gouvernante verließ, dem Winke gehorsam, mit ihrem Zögling das Gemach, und Frau v. Ralphen, langsam zu Melanie tretend, neben deren Stuhl sie sich auf denselben Fauteuil niederließ, in dem vor-

hin Fräulein v. Zahbern gesessen, sagte freundlich: „Mein liebes Kind — aber ich dächte fast, Du hättest geweint; Deine Augen sehen so verschwollen aus. Fehlt Dir etwas?"

„Nichts, liebste Mutter, nur ein wenig Kopfschmerz hatte ich, und selbst den kaum mehr, denn seit der letzten Viertelstunde fühle ich mich um Vieles leichter."

„Desto besser, denn ich habe ein paar ernste Worte mit Dir zu reden."

„Liebe Mutter!"

„Graf Selikoff war vorhin bei mir, um Abschied zu nehmen. Er war auch vorher bei Dir, und Du weißt, daß er in Familienangelegenheiten nach Petersburg muß. Wie lange er sich dort aufhalten wird, hängt allerdings von Umständen ab; er hofft aber doch in sechs bis acht Wochen spätestens wieder zurück zu sein, und hat mich indessen feierlich um mein Fürwort bei Dir gebeten." Melanie ließ die Hand mit der Nadel, die sie gehoben hatte, um in ihrer Arbeit fortzufahren, wieder sinken und sah still vor sich nieder, und die Mutter, die sie kurze Zeit beobachtete, fuhr mit langsamer, aber eindringlicher Stimme fort: „Ich brauche Dir die Vortheile nicht auseinander zu setzen, die für Dich wie für uns Alle aus einer Verbindung mit einem so edlen und angesehenen Hause entstehen würden; Vortheile sollen auch keinen Einfluß bei meiner Tochter auf die Wahl eines Gatten haben, denn, Gott sei Dank, wir können und dürfen die höchsten Ansprüche machen und stehen Keinem nach. Aber Selikoff ist auch ein liebenswürdiger und braver Mensch, mit dem eine Frau schon hoffen darf, glücklich und angenehm zu leben, und ich möchte Dir die Sache hiermit warm und dringend an's Herz gelegt haben. Eine Zeit lang glaubte ich einmal — und ich meine sogar, ich hätte Ursache dazu gehabt — daß Graf Geyerstein sich um Dich bewerbe, und daß Du selber ihm nicht abgeneigt wärest. Ich hätte allerdings nicht das Geringste gegen Geyerstein einzuwenden; er ist aus edlem Geschlecht, ein braver und wackerer Mann, und der Vater hat ihn besonders gern und hält große Stücke auf ihn, aber — Selikoff ist denn doch eine bessere und schicklichere Partie für Dich, und ich habe mit Genugthuung gesehen, daß Du

selber so zu denken scheinst. Graf Geyerstein mag das auch wohl fühlen, denn er hat sich in letzter Zeit fast auffallend zurückgezogen." Die Mutter schwieg eine kleine Weile, um die Wirkung zu beobachten, die ihre Worte auf die Tochter machen würden. Melanie aber erwiderte keine Silbe, regte sich nicht, und die alte Excellenz fuhr fort: „Graf Selikoff hofft, daß er Dir nicht ganz gleichgültig sei. Er hat — schüchtern, wie er ist — freilich noch nicht gewagt, Dich selber darum zu fragen, er ist aber bei mir gewesen, und hat mich ohne Umschweife offen und ehrlich gebeten, ein Fürwort für ihn bei Dir einzulegen, also förmlich und in aller Ordnung bei mir, der Mutter, um Deine Hand geworben. Eben so einfach und ohne alle Umschweife frage ich also Dich jetzt, Melanie: willst Du die Gattin des Grafen Selikoff werden?"

„Liebste, beste Mutter..."

„Laß mich eine einfache Antwort haben, Ja oder Nein; Selikoff selber hat Dir noch Zeit mit der Antwort gelassen, bis er zurückkommt; nur für mich verlange ich sie, um darüber beruhigt zu sein; denn diese Ungewißheit reibt mich auf, und das vertragen meine Nerven nicht. Hast Du etwas gegen ihn einzuwenden?"

„Nein!"

„Also darf er hoffen, daß Du ihm Deine Hand reichst, Dich wenigstens mit ihm verlobst, sobald er zurückkehrt, denn die Vorbereitungen zu Deiner Vermählung sind nicht so im Nu beendet, wie die jungen Leute gar nicht selten glauben. — Also: Ja oder Nein?"

„Ja!" hauchte Melanie.

„Ich danke Dir, mein liebes Kind," sagte die Mutter mit einiger Rührung, denn sie freute sich, daß ein Lieblingsplan von ihr zur Wahrheit geworden war, und fühlte doch auch dabei, daß Melanie noch irgend etwas auf dem Herzen hatte, das nicht so ganz mit diesem Ja übereinstimmte, ihr also dadurch vielleicht ein Opfer brachte. Sie hütete sich aber wohl, danach zu fragen, denn sie fürchtete und haßte jede Aufregung. Die Hauptsache war überdies erledigt, und alles Andere konnte nicht weiter in Betracht kommen.

„Meinst Du da nicht vielleicht," setzte sie nach einer klei-

nen Pause hinzu, „daß wir dem armen Grafen ein paar Zeilen schreiben sollen, um ihn aus seiner Ungewißheit zu reißen?"

„Nein, ja nicht!" bat Melanie rasch.

„Ich meine nicht eine bestimmte Zusage; nur ein paar freundliche Worte, die ihm Hoffnung machen und seine Rückkehr zu uns vielleicht beschleunigen — wenn er sich überdies nicht schon genug beeilt, um seine Geschäfte zu beenden."

„Nein, Mama — bitte, nein! Ich kann ihm nicht schreiben, ehe er selber bei mir um meine Hand geworben hat, und — ich möchte auch weiter keine Vermittelung in einer so wichtigen Sache haben. Er hat sich selber diese Frist gestellt, wir dürfen sie auf keinen Fall kürzen."

„Du hast Recht," sagte die Excellenz, „das sähe am Ende gar aus, als ob wir es nicht erwarten könnten. Uebrigens scheint er fast einen Brief zu erhoffen, denn er hat mir seine Adresse in Petersburg dagelassen."

„Kehrt er zurück," sagte Melanie, „so ist es früh genug, und ich selber brauche die Zeit, mich zu sammeln und — darauf vorzubereiten. Es ist ein wichtiger Schritt, den ich zu thun gedenke — ein Schritt, von dem es keinen Rückweg giebt. Laß mir, liebe Mutter, die mir dazu gegönnte Zeit ungeschmälert, damit ich mich nicht vorher schon als gebunden zu betrachten brauche — versprich mir das."

„Von Herzen gern, liebes Kind; guter Gott, die kurze Zeit wird überdies so rasch verlaufen, daß man am Ende gar nicht weiß, wo sie geblieben ist, und ich habe noch so erstaunlich viel zu thun! Jetzt mach' mir aber auch kein so trauriges Gesicht mehr; das ist kein Gesicht, wie es sich für ein glückliches Bräutchen schickt. Apropos, ich habe der Rosalie zu ihrem Geburtstage heute Gesellschaft gebeten — ihre gewöhnlichen Spielkameraden und Freundinnen aus der Tanzstunde. Komm später ein wenig zu uns hinüber, das wird Dich zerstreuen."

„Weiß Papa darum?" fragte Melanie, ihre Augen zu der Mutter hebend.

„Um die Kindergesellschaft? — Ja so, Du meinst Selikoff's Antrag? — Nein, er war nicht zu Hause. Es wird

ihm nicht so ganz recht sein; ich weiß, er hat sich zu Deinem Gatten einen Andern ausgedacht, aber er schätzt den jungen Russen doch auch sehr; er weiß, wie gern ihn der Fürst hat, und ist außerdem ein viel zu guter Vater, als daß er Deinem Willen Zwang anthun sollte. Also beruhige Dich darüber nur vollkommen; ein Einspruch von seiner Seite ist nicht zu befürchten. — Aber ich sitze hier und schwatze und schwatze, und drüben warten eine Menge Geschäfte auf mich. Also adieu, meine liebe Melanie, adieu. Sei wieder freundlich — nicht so ernst, mein liebes — glückliches Bräutchen!" Und die Tochter umarmend und küssend, nickte sie ihr noch einmal zu und verließ dann rasch das Zimmer.

22.

Herr v. Zühbig hatte an diesem Morgen außerordentlich lange geschlafen, um sich von den gehabten Strapazen gehörig auszuruhen, war dann in sein Bureau gegangen, um die nöthigen und laufenden Geschäfte zu ordnen, und schlenderte danach langsam einem Frühstückskeller zu, eine Erfrischung einzunehmen.

Es war das ein Platz, der ausschließlich von der haute volée besucht wurde — Herr v. Zühbig wäre auch sonst nicht hingegangen. Besonders fanden sich die Cavallerie-Officiere gern hier des Morgens zusammen, und der Intendant hatte viele Freunde unter dem Militär, dem einst selber angehört zu haben sein Stolz war.

Das höchst elegant eingerichtete Local wurde selbst den Tag über von Gasflammen erhellt, da Tageslicht nie hineindringen konnte; weiche Plüschsophas zogen sich an den Seiten hin, und kleine, durch schwere Gardinen abgeschiedene Räumlichkeiten bildeten traulich gemüthliche Plätzchen, in denen sich ein paar Zecher hübsch abgesondert von den Uebrigen halten konnten.

Von Zühbig war aber gesellschaftlicher Natur; er gehörte zu den Persönlichkeiten, die ein stilles, zurückgezogenes Familien-

leben nur dem Namen nach kennen — wenigstens davon gehört hatten, wenn sie auch nicht daran glaubten, und eigentlich nur, wie der Jäger sagt, „in Rudeln" gefunden werden. Morgens war er in seinem Bureau oder auf der Promenade, bei schlechtem Wetter im Café oder Delicatessenkeller — Nachmittags hier oder da mit Freunden zusammen, und Abends im Theater oder beim Whist. Aus diesem Grunde verschmähte er auch die kleinen abgeschiedenen Locale, nannte sie „Gefangenzellen" und protegirte den langen Gesellschaftstisch, an dem er hoffen durfte mit Gleichgesinnten zusammen zu treffen.

Heute hatte er übrigens dazu eine ungünstige Zeit gewählt. Es war noch zu früh oder schon zu spät für die gewöhnlichen Gäste, und v. Zühbig befand sich hinter einem Glas altem Madeira und einem Teller mit Caviar ganz allein und keineswegs so gemüthlich, wie er es erwartet haben mochte. Vergebens hatte er auch, in einer Art von Instinct, dann und wann nach den Fenstern geschaut, ob nicht etwa Ankömmlinge sein Loos erleichtern wollten. Die Fenster waren nämlich blos Imitationen von wirklichen, thatsächlichen Lichtverbreitern; sie bestanden aus Spiegelglas und warfen ihm stets nur sein eigenes unzufriedenes Bild zurück.

„Garçon!" rief Herr v. Zühbig.

„Zu Befehl, Ew. Gnaden."

„Der Madeira ist heute abominabel — der muß auf einem Häringsfaß gelegen haben."

„Bitte tausendmal um Verzeihung, Ew. Gnaden — er hat in Flaschen dreimal die Linie passirt."

„So? — in der That? dann ist er oder ich jetzt an der andern Seite vom Aequator — aber Sie sprechen wahrscheinlich von dem Caviar. Der schmeckt wirklich so, als ob er dreimal die Linie passirt haben könnte. Er ist ganz ranzig."

„Der beste russische, der nur zu bekommen war."

„Ein hartes Brödchen haben Sie mir auch dazu gegeben, und die Citrone hier hat wahrscheinlich eine egyptische Mumie einige tausend Jahre zur Verzierung in der Hand gehalten. Mit solchen Waaren ist es kein Wunder, daß die Gäste ausbleiben, und ich scheine hier als Letzter der Mohikaner die

Reste zu verzehren. Fürchten Sie sich nicht, den Keller hier so allein zu bewohnen?"

Der Kellner lächelte verlegen, und Herr v. Zühbig trank seinen Madeira aus und schob das Glas von sich.

„Geben Sie mir noch einen Schnitt, aber aus einer andern Flasche; ich fürchte, diese ist aus Versehen irgendwo zurückgeblieben, als ihre Kameraden auf Reisen gingen."

„Herr v. Zühbig — richtig wie ich gehofft," sagte in diesem Augenblicke eine feine Stimme, und durch die halbgeöffnete Thür schaute das vergnügte Gesicht des Baron Silberglanz, während er jetzt in's Zimmer glitt und, von dem Kellner unterstützt, Hut und Paletot ablegte.

„Wirklich noch ein Mensch!" rief der Intendant. „Mein guter Baron, Sie sind wohl auf einer Entdeckungsreise begriffen, mich, als einen Verschollenen, irgendwo an den unwirthlichen Ufern des Eismeeres aufzusuchen. Sie kommen zur rechten Zeit — eine Hundekälte herrscht überhaupt hier, und ich habe mich in Ermangelung eines Bessern die letzte Zeit über schon mit Fischeiern und Thran, welchen jener junge scherzhafte Mensch Madeira nennt, ernähren müssen."

„Ich habe Sie in der That gesucht, bester Intendant," sagte der Baron, indem er sich neben Herrn v. Zühbig niederließ. — „Garçon, mir auch von diesen Fischeiern und Thran — und war schon auf Ihrem Bureau, um Sie dort zu finden."

„Aus reiner Anhänglichkeit, oder aus einem andern Grunde?"

„Beides — zuerst wollte ich mich erkundigen, wie Ihnen die Fahrt bekommen ist."

„Vortrefflich, wie Sie sehen; ich habe sogar eine so robuste Constitution mitgebracht, daß ich im Stande bin, die Kost hier zu vertragen. Darüber also beruhigt, mit was kann ich Ihnen weiter dienen?"

„Ja, mein bester Herr v. Zühbig — Sie — Sie wissen doch, daß ich Sie schon früher gebeten hatte, mir sicher für die neue Oper eine Loge reserviren zu lassen?"

„Allerdings."

„Das wollte ich Ihnen gern noch einmal an's Herz legen,

daß Sie es ja nicht vergäßen. Ich habe es einer befreundeten Familie fest versprochen und möchte nicht wortbrüchig werden."

„Das ist allerdings viel Aufopferung," versicherte Herr v. Zühbig, „daß Sie sich, nur um ein Versprechen zu halten, dem hiesigen Madeira und Caviar aussetzen. Weiter war es nichts?"

„Weiter? — nein — nicht daß ich wüßte — Ihre Gesellschaft allerdings ausgenommen" — v. Zühbig verbeugte sich leicht und lächelnd. „Allein schmeckt mir der Wein auch nicht," fuhr der Baron fort, „und es plaudert sich am besten zu Zweien. Apropos, haben Sie auf Ihrer letzten Reise einige Jagden mitgemacht?"

„Nein, Sie wissen ja, ich hatte keine Zeit dazu."

„Sonst — haben Sie keine Bekannten unterwegs getroffen."

„Sonst? — ah so, Sie meinen außer dem Monsieur Bertrand und seiner schönen Frau," erwiderte Herr v. Zühbig, und ein eigenes Lächeln zuckte um seine Lippen. Er wußte jetzt, wo hinaus sein theilnehmender Freund wollte, und mit einigem trocknen Humor, den er besaß, fühlte er sich gerade in der Stimmung, ein halb Stündchen Zeit damit zu tödten, Herrn v. Silberglanz ein wenig zu dupiren. — Er konnte ihn außerdem nicht leiden — vielleicht nur weil ihn Frau v. Zühbig protegirte — vielleicht, weil er im Stillen den neugebackenen Adel mit Geringschätzung betrachtete. Viele, sehr Viele der haute volée, Herr v. Zühbig nicht ausgenommen, würden sich auch wenig um den jungen Baron mit seinem unangenehm eitlen Wesen gekümmert und ihn vollständig links liegen gelassen haben, wenn — sie ihn eben hätten entbehren können. Herr v. Silberglanz war aber sehr reich und gegen den hohen Adel — zu dem zu gehören er den größten Stolz fühlte — sehr liberal, und die Consequenz daraus ist leicht zu ziehen.

Herr v. Zühbig brauchte ebenfalls sehr häufig Geld, und je nachdem dieses Bedürfniß stieg oder sank, stieg und sank auch zugleich sein Freundschafts-Thermometer für den Baron. Ganz fallen lassen konnte er ihn aber nie, und unter vier Augen oder im kleinen Familienkreise war er die Herzlichkeit

selber; öffentlich jedoch machte er keinen Staat mit ihm und vermied ihn, wo es nur irgend schicklicher Weise geschehen konnte.

„Nein, lieber Freund," setzte v. Zühbig deshalb, wie sich besinnend, hinzu, „nicht daß ich wüßte. Keinenfalls irgend eine vorragende Persönlichkeit, für die Sie sich besonders interessiren würden."

„Eigene Sache das, mit jenem Monsieur Bertrand und seiner Frau!" sagte Silberglanz nach einer kleinen Pause, in der er an seinem Madeira langsam gesogen.

„Höchst eigen, in der That!" erwiderte v. Zühbig, seinem Beispiele folgend.

„Daß sich der Mann zu einer solchen Rolle hergiebt!"

„Er wird es bald satt bekommen."

„Und die Frau?"

„Hat es schon lange satt."

„Glauben Sie wirklich?"

„Lieber Silberglanz, von glauben kann keine Rede mehr sein, wenn es Einem mit dürren Worten gesagt wird."

„Aber das erwähnten Sie doch nicht?"

„Weil ich vor meiner Frau von jener Georgine so wenig wie möglich sprechen wollte, denn das arme Kind ist fabelhaft eifersüchtig, und oft ohne den geringsten Grund; wahrhaftig, Baron, ohne den geringsten Grund. Apropos, Silberglanz, Sie Schelm Sie! ich habe ja gar nicht gewußt, daß Sie in so genauer Verbindung mit der Bertrand gestanden haben."

„Ich, lieber Zühbig? Bitte sprechen Sie nicht so laut, der Kellner da drüben spitzt seine Ohren schon, das — war auch gar nicht der Fall."

„Bst, bst, Männchen, keine Flausen!" drohte ihm v. Zühbig lächelnd mit dem Finger; „wenn eine Frau einmal das eingesteht, was mir die schöne Georgine eingestanden hat, da ist's nachher nicht mehr richtig, und mir machen Sie in der Hinsicht nichts mehr weis. — Aber was geht's mich an! das ist eine Sache, die Jeder mit sich selber auszumachen hat, und ich wäre der Letzte, der Sie deshalb tadelte."

„Aber was h a t sie Ihnen nur gesagt?“ flüsterte der Baron, dem jetzt selber daran lag, etwas zu erfahren, von dem er fast überzeugt war, daß es ein Mißverständniß sein müsse, hätte ihn v. Zühbig's Ruhe und Sicherheit nicht wieder irre gemacht. — „Was k a n n sie Ihnen um Gottes willen gestanden haben?“

„Daß sie sich unglücklich in dem Verhältniß fühle, und daß ihr ein Freund fehle!“ flüsterte v. Zühbig.

„Ein Freund?“

„Ja — n o c h Einer,“ sagte der Intendant. „Z w e i hat sie, die scheinen ihr aber noch nicht genug zu sein — sie sagte, sie müßte Jemanden haben, der es e h r l i c h mit ihr meinte.“

„Ehrlich?“

„Nun, das sind so Redensarten.“

„Aber was habe i c h damit zu thun?“

„Sie sagte mir ferner,“ fuhr v. Zühbig fort, „daß sie hier in der Residenz eine Bekanntschaft gemacht habe — aber Verhältnisse wären damals störend dazwischen getreten — sie nannte keinen Namen, aber sie versicherte mir, d a s sei ein Ehrenmann gewesen.“

„Da war ja aber doch von m i r noch immer keine Rede.“

„So? aber kurz vorher hatte sie mich gefragt, ob ich einen gewissen Baron Hugo v. Silberglanz in der Residenz kenne, und als ich es bejahte und ihr versicherte, daß er zu meinen speciellen Freunden gehöre, wurde sie so roth, wie Blut nur machen kann.“

„In der That?“

„Und als ich fortging und uns ihr — M a n n einen Augenblick verlassen hatte, trug sie mir wohl keinen Gruß an Sie auf, heh? und hat mir wohl nicht dabei freundlich gesagt, ich möchte den Namen ihres stillen Aufenthaltes S c h i l d h e i m nicht vergessen?“

„Hat sie das in der That?“ sagte v. Silberglanz, und wie in Gedanken leerte er sein Glas Madeira und schlug mit dem Messer daran, es von dem herbeischnellenden Garçon wieder füllen zu lassen.

„Ich denke doch," sagte v. Zühbig, als der Kellner mit dem Glase durch eins der Fenster verschwunden war, „daß eine Dame eigentlich nicht gut mehr zu verstehen geben könnte."

Baron v. Silberglanz schüttelte lächelnd mit dem Kopfe. „Und doch haben Sie die Donna falsch verstanden," sagte er, „sie hat mich auf keinen Fall damit gemeint — wahrscheinlich den Grafen selber. Sie weiß, daß Sie mit ihm befreundet sind, und wünscht, allem Vermuthen nach, ihn auf eine feine Weise wissen zu lassen, daß sie — eben Langeweile hat."

„Lieber Freund!"

„Ich gebe Ihnen mein Wort, nicht anders. Und wenn wirklich anders wäre, was hälfe es mir. Jener Ort — Schildheim nannten Sie ihn?"

„Ja wohl."

„Nun ja, jener Ort liegt Gott weiß wie weit von hier entfernt — im Mecklenburgischen, nicht wahr?"

„Allerdings."

„Nun sehen Sie, und vielleicht weit von einer Eisenbahn?"

„Etwa sechs Stunden zu fahren."

„Entsetzlich — aber das ist ja kaum möglich. Da irren Sie sich, lieber Zühbig. In letzter Zeit sind mehrere Eisenbahnen dort gebaut, daß man wohl kaum sechs Stunden von einem Geleis zum andern hat. Sechs Stunden vielleicht zu gehen."

„Bitte um Verzeihung; zu fahren."

„Wie heißt denn die nächste Station?"

„Kolbendorf," erwiderte v. Zühbig, und mußte sich Mühe geben, das Lächeln zu verbergen, das ihm wider Willen um die Lippen zuckte. Er durfte natürlich nicht merken, daß v. Silberglanz alle nöthigen geographischen Kenntnisse unter der Hand zu sammeln wünsche.

„Lauter fremde Namen," sagte der Baron gleichgültig. „Ja, wenn der Ort auf meinem Wege nach Paris läge, machte ich vielleicht des Spaßes halber auf der Hin- oder Rückreise einen Abstecher da hinüber."

„Wollen Sie nach Paris, Baron?"

„Ich muß dahin — in Geschäften für meinen Papa, den alten Baron. Die Zeit ist aber noch nicht bestimmt und hängt eben von Umständen ab. Wahrscheinlich werde ich den Rest des Winters dort zubringen."

„Ach, da beneide ich Sie; wer da mit könnte!" seufzte v. Zühbig, indem er von seinem Sitze aufstand und an sein Glas schlug.

„Sie wollen schon fort?"

„Ja, ich werde nervös, wenn ich noch länger hier in dem einsamen Keller sitzen bleibe. Ich habe schon jetzt ein Gefühl, als ob wir durch irgend einen tückischen Zufall verschüttet wären und nun erst, nach einigen tausend Jahren, bei gelegentlicher Bohrung eines Brunnens, als getrocknete Ueberreste eines vorsündfluthlichen Menschengeschlechts wieder an die freie Luft gebracht würden. Hier, Garçon, für Ihren frischen Madeira und alten Caviar der Sündenlohn — das für Sie, für schlechte Behandlung — au revoir."

„Danke unterthänigst," lächelte der Kellner.

„Aber so warten Sie doch nur einen Moment!" rief v. Silberglanz, seinen Wein rasch einschenkend, „ich begleite Sie."

„Sehr wohl," sagte v. Zühbig, dem daran nicht einmal besonders viel lag; der Baron war aber bald an seiner Seite, und die beiden Männer stiegen zusammen die Kellertreppe hinauf, die sie wieder in Licht und Sonnenschein und an die frische, wenn auch kalte Luft führte.

Wie sie das Trottoir betraten, ritt ein Kürassier-Officier im Schritt vorüber, ohne sie jedoch zu sehen. Er hielt den Zügel locker in der Hand und sah ernst und schweigend, den Kopf weder rechts noch links drehend, vor sich nieder.

„Graf Geyerstein," flüsterte der Baron seinem Begleiter zu, und als ob der Graf seinen ausgesprochenen Namen *gefühlt* habe, denn die Klänge des gelispelten Wortes konnten sein Ohr nicht erreichen, drehte er langsam den Kopf nach ihnen um. Die beiden Herren lüfteten die Hüte; der Graf erwiderte den Gruß, indem er seinen Arm nur etwas hob, und ritt vorbei.

„Wetter auch," sagte v. Zühbig, „wie blaß und elend Geyerstein geworden ist, seit ich ihn nicht gesehen habe! Ich hätte ihn fast gar nicht wieder erkannt."

„Sehnsucht nach Urlaub vielleicht," schmunzelte Silberglanz. „Es geht doch nichts über eine freie, ungebundene Existenz." Und seinen Arm vertraulich in den v. Zühbig's legend, wollte er mit ihm die breite Hauptstraße hinaufschlendern. Daran lag aber diesem nichts.

„Sie wollen dort hinauf?" sagte er.

„Wohin Sie gehen; die Richtung ist mir vollkommen gleichgültig. Bis zum Diner habe ich weiter gar nichts vor."

„Aber ich desto mehr, bester Freund," erwiderte der Intendant. „Sie haben Recht; es geht nichts über eine freie, ungebundene Existenz, ich aber gehöre mit zu jenen armen, geknechteten Menschenkindern, die nicht einmal eine eigene Zeit besitzen. Ich muß noch einmal auf mein Bureau, um einige Briefe zu beantworten."

„Schön, dann begleite ich Sie wenigstens bis zur Thür," sagte der nicht so leicht abzuschüttelnde Silberglanz, und dagegen konnte Herr v. Zühbig nichts einwenden. Das Theater lag aber nur eine sehr kurze Strecke von dort entfernt, und hier verabschiedete sich denn wirklich der Baron, irgendwo auf der Promenade einen andern Bekannten aufzutreiben, dem er sich in Ermangelung Zühbig's anhängen konnte.

23.

Wir haben Georg verlassen, als damals der alte Tobias auf seinen Befehl aus dem Hofe gejagt wurde. Damit war er allerdings für den Augenblick den Burschen los; daß dieser aber, über die Behandlung wüthend und von Branntwein und Aerger aufgeregt, in's Dorf hinabgehen und dort sein Geheimniß ausschreien würde, ließ sich voraussehen — und was dann? Wie unangenehm mußte selbst hier auf dem Gute

Georg's Stellung werden, wenn die Bauern von Schildheim, ja seine eigenen Knechte erfuhren, daß er unter einem angenommenen Namen hierher gekommen wäre! und wie erst sollte sich sein Verhältniß zu den benachbarten Gutsbesitzern stellen, wenn aus dem Baron v. Geyseln der frühere Kunstreiter Monsieur Bertrand wurde? Er selber hätte sich vielleicht darüber hinweggesetzt, aber würde Georgine dieses einsame Leben ertragen, wenn sie von da an nur auf ihre eigene Familie angewiesen blieb?

Selbst der frühere Besuch von Zühbig's — wenn auch seit der Zeit Wochen vergangen waren — kam ihm wieder in's Gedächtniß und zeigte ihm mehr und mehr, daß sein Geheimniß bald kein Geheimniß mehr bleiben würde. Die Bosheit des alten Possenreißers und der Zufall hatten sich in die Hände gearbeitet, und er sah mit recht bitteren, sorgenden Gefühlen der Zukunft entgegen.

Vor Allem mußte er aber jetzt erfahren, was unten im Dorfe vorgefallen sei, oder noch geschehe, und er schickte deshalb den Verwalter mit einem gleichgültigen Auftrage zum Sternenwirth hinunter. Dort sollte er nebenbei erfragen, ob Mühler im Krug noch eingekehrt oder seinen Weg gleich weiter gezogen sei.

Das abgemacht, setzte er sich hin und schrieb einen ausführlichen Brief über die Erlebnisse der letzten Wochen, besonders über sein Begegnen mit Herrn v. Zühbig, an Wolf und sprach darin die Befürchtung aus, daß seine Stellung hier nicht lange mehr haltbar sein würde; denn zogen sich die benachbarten Gutsbesitzer von ihm zurück, so sah er voraus, wie unglücklich sich Georgine fühlen und ihm das Leben dann auf jede Art verbittern würde. In dem Briefe theilte er aber auch dem Bruder mit, daß ihn Karl, der Neffe des Alten, heimlich verlassen habe und er jetzt fest entschlossen sei, nach dem Vorhergegangenen, möge sich Georgine darüber geberden, wie sie wolle, den alten Mühler selbst nicht wieder bei sich aufzunehmen.

Den Brief sandte er durch einen besondern Boten auf die nächste Posterpedition, sagte aber Georginen noch nichts von dem Vorfalle mit ihrem Vater. Da der Alte, wie es nicht anders sein konnte, das Geheimniß Georg's ausgeplaudert hatte, so war es mehr als wahrscheinlich, daß er selber gar nicht beabsichtigte zurückzukehren,

und in dem Falle vermied Georg eine fatale Erörterung mit der überhaupt leicht reizbaren Frau. So lange das umgangen werden konnte, sollte es geschehen.

Ungelegen kam ihm in dieser Zeit gerade eine kleine Reise, die er in Geschäften machen mußte. Diese betraf aber seinen Getreideverkauf und ließ sich nicht länger aufschieben, und die Abreise war schon auf den nächsten Morgen angesetzt. Die Vorbereitungen dazu nahmen auch jetzt seine Zeit in Anspruch, und damit beschäftigt, suchte er das unangenehme Gefühl zu bewältigen, das ihn immer und immer wieder beschleichen wollte, wenn er an den letzten Auftritt mit dem alten Trunkenbold zurückdachte.

Der Verwalter war indessen in das Dorf hinabgegangen und erfuhr dort bald Mühler's letzte Erlebnisse in Schildheim. Ohne daß er eine Frage darnach that, erzählte ihm der Wirth, wie der „Schwiegervater vom Gute" heute Nachmittag bei ihm vier Flaschen Wein mit dem faulen Tobias getrunken und — nicht bezahlt habe, und dann mit einem Bündel in der Hand den Weg am See entlang marschirt sei. Er wollte dabei vom Verwalter wissen, ob der Schwiegervater wiederkomme oder nicht; der Verwalter beruhigte ihn indeß darüber, denn seines Wissens hatte Mühler allerdings nur eine kleine Reise vor, von der er vielleicht schon in zwei oder drei Tagen zurück wäre. Vom Krug aus ging der Verwalter, ehe er nach dem Gute zurückkehrte, am Bache hinauf. Er hatte dort in der letzten Woche Weiden schneiden lassen und wollte sehen, was da noch zu thun wäre. Der Bach war durch die letzte milde Witterung ziemlich angeschwollen. Das Wetter änderte sich aber; seit Mittag wurde die Luft auffällig kälter, und einzelne Flocken aus dem grauen Himmel verkündeten einen Schneefall für die Nacht. Der Verwalter schritt rasch am Bache entlang, ohne sich länger als irgend nöthig an den einzelnen Stellen aufzuhalten, und dort angelangt, wo das schmale Wasser eine scharfe Biegung nach Norden machte, wollte er sich eben wenden und in gerader Richtung wieder nach dem Gute hinaufschneiden, als seine Aufmerksamkeit auf einen in seinem Wege liegenden Gegenstand gelenkt wurde. Es war ein alter Hut, der dort,

unter einem Weidenbaume auf der Wiese, etwa drei oder vier Schritt vom Wasser entfernt, lag. Er blieb einen Augenblick dabei stehen und drehte ihn mit dem Fuße um; die fragliche Kopfbedeckung sah aber so schäbig und abgenutzt aus, daß er sich nicht zu wundern brauchte, wenn den der Eigenthümer in Ekel fortgeworfen hatte — eher war es ein Räthsel, daß er ihn noch so lange getragen. Die Schneeflocken wurden auch schärfer, der Wind setzte mit größerer Härte ein, und seine Hände in die Taschen schiebend, eilte er, so rasch er konnte, den schützenden Gebäuden des Gutes wieder zu.

In der Nacht fiel ein tüchtiger Schnee. Der Förster schickte allerdings einen Boten auf's Gut, daß er zwei Füchse stecken habe, und ob der Herr Baron nicht herauskommen wolle, diese zu schießen; Georg aber hatte seine Abreise auf neun Uhr festgestellt, und der Schlitten hielt zur bestimmten Zeit vor der Thür.

Georg hatte mit seiner Frau schon am vorigen Abend seine Reise und die Zeit seiner Abwesenheit besprochen. Als er an diesem Morgen von ihr Abschied nehmen wollte, war sie gerade mit Ankleiden beschäftigt und ließ sich nicht darin stören. Georg ging zu Josephinen hinüber, um ihr Adieu zu sagen. Die Kleine saß bei ihrer Erzieherin am Schreibtisch und arbeitete fleißig. Der Vater nickte ihr freundlich zu und trat dann, während Mademoiselle Adele aufstand, näher zum Tische.

„Es thut mir leid, daß ich Sie störe, Mademoiselle! bitte, behalten Sie Ihren Platz — aber ich werde drei oder vier Tage in Geschäften abwesend sein und wollte nur Josephinen Adieu sagen. Leider bin ich gerade in der letzten Zeit gar zu sehr beschäftigt gewesen, mich viel mit ihr abzugeben. Sind Sie noch zufrieden mit ihr?"

„Recht sehr zufrieden," antwortete das junge Mädchen aus vollem Herzen. „Josephine ist ein braves Kind und macht mir viel, viel Freude; ich darf das wohl in ihrem Beisein sagen."

„Sie glauben nicht, Mademoiselle, wie große Freude Sie mir mit dieser Nachricht machen, und Dir, Josephine, danke ich besonders dafür. Leid hat es mir bis jetzt auch immer

gethan, daß Du so allein, ohne Spielgefährtin, besonders den langen Winter hier verbringen mußtest, und ich will Dir jetzt zeigen, daß ich auch dankbar für Dein gutes Betragen sein kann. Sie werden bald noch einen Zögling bekommen, Mademoiselle. Der Geistliche in Sostheim ist gestorben. Sie wissen, er war schon ein Jahr Wittwer und hat ein Töchterchen in Josephinens Alter hinterlassen. Das arme kleine Wesen ist dort von der Gemeinde einer Familie zugetheilt worden, in der es sich nicht wohl fühlt, sich nicht wohl fühlen kann. Ich habe deshalb beschlossen es zu mir zu nehmen und mit meinem Kinde zu erziehen. Meine Frau ist allerdings noch nicht damit einverstanden und glaubt vielleicht, daß wir dadurch zu große Verantwortlichkeit auf uns nehmen. Sie wird sich aber leicht darein finden, wenn sie die liebe kleine Marie erst kennen lernt."

„Marie heißt sie?" rief Josephine rasch und erröthend.

„Ja, mein Kind."

„Und ich will ihr gern," sagte Adele herzlich, „die Mutter zu ersetzen suchen, so weit das in meinen Kräften steht. Ich glaube auch mit Ihnen, Herr Baron, daß solche Gesellschaft einen glücklichen und segensreichen Einfluß auf Ihre Tochter ausüben wird — nicht gerechnet das gute Werk, das Sie an der verlassenen Waise üben."

„Ich komme jetzt dort in die Nähe," fuhr Georg fort, „und werde das Kind wahrscheinlich gleich mitbringen. Haben Sie die Güte, Alles vorzubereiten, daß es hier eine freundliche Heimath findet. Und Du wirst gut mit Deiner neuen Schwester sein, Josephine?"

„Oh gewiß, Papa, gewiß," rief die Kleine, die Hände zusammenschlagend, „ich freue mich so sehr — so sehr auf die — Marie!"

„So bleibe denn hübsch brav, bis ich wiederkomme, und folge der Mademoiselle in allen Dingen. Sie meint es gut mit Dir. Ich selber," wandte er sich dann an die Erzieherin, „werde in drei, spätestens vier Tagen zurück sein — leben Sie wohl bis dahin." Und seiner Tochter freundlich zunickend, verließ er das Zimmer.

„Wird der Schlitten gehen?"

„Gewiß," sagte der Kutscher, „trotz dem Thauwetter ist doch noch alter Schnee genug liegen geblieben, und heute Nacht hat es eine tüchtige Partie frischen darauf geworfen. Jedenfalls geht es besser, als der Wagen."

Georg stieg ein und warf noch einen Blick nach den Fenstern hinauf. Die Georginens waren verhängt, und Fräulein Adele's Zimmer lag nach dem Garten hinaus, aber sie war mit der Kleinen in die dem Hofe zunächst liegende Stube gekommen, um den Vater abfahren zu sehen. Das Fenster wurde geöffnet, und Josephine bog sich heraus und winkte fröhlich herab. Der Vater grüßte hinauf, und der Schlitten klingelte lustig zum Thor hinaus der breiten, weiß gedeckten Straße folgend, und zwar in der entgegengesetzten Richtung von Schildheim fort.

Etwa eine Stunde vom Gute entfernt, begegnete der Schlitten einem leichten Reisewagen. Ein einzelner Herr saß darin, aber so bis unter die Augen in Pelz eingehüllt, daß man seine Züge nicht erkennen konnte. Georg achtete auch nicht auf ihn, denn andere Dinge gingen ihm im Kopfe herum, als sich um gleichgültige Reisende zu bekümmern. Der Fremde aber bog sich, als er an ihm vorüber war, rasch aus dem Wagen hinaus und sah ihm nach, so lange er den Schlitten noch erkennen konnte, dann sich zu seinem Kutscher wendend, sagte er: „Kanntest Du den Herrn, der da eben an uns vorüberfuhr?"

„Das war der Baron vom nächsten Gute Schildheim," erwiderte der Mann. „Vom Dorfe Schildheim, wohin ich Sie fahren soll, liegt es kaum zehn Minuten oder ein Viertelstündchen entfernt. Sie wollten wohl den Herrn Baron besuchen?"

„Nein," sagte der Fremde, „überdies bleibe ich einen Tag in Schildheim, und wenn ich ja noch hinübergehen wollte, ist er bis dahin jedenfalls zurück. Er wird wohl nur auf die Jagd gefahren sein."

Die Sache interessirte den Kutscher zu wenig, und er antwortete nichts darauf, hieb dagegen auf seine Thiere ein, um sobald wie möglich aus dem ihm immer schärfer entgegenwehenden Nordwinde und in die warme Stube zu kom-

men, wo er die Gewißheit eines Rasttages hatte. — Die Pferde griffen tüchtig aus, und bald konnten sie von Weitem die rothen Dächer des kleinen freundlichen Ortes und die weite Fläche des Sees durch die Bäume herüberschimmern sehen. Der Wagen rollte jetzt in dem flachen Thale hin, und der Kutscher, nach links hinauf deutend, sagte: „Da drüben liegt das Gut, das der Herr Baron gepachtet hat.“

„So? — das ist Schildheim?“ sagte der Fremde mit großem Interesse, „also sind wir jetzt auch gleich im Dorfe?“

„Wird nicht mehr lange dauern — da vorn liegt's schon,“ sagte der Kutscher, und während er mit leisem Schnalzen die Peitsche schwang, legten sich die Pferde von selber mehr in den Zug, als ob sie den ihrer wartenden Hafer und den warmen Stall schon witterten. Es dauerte auch nicht lange, so erreichten sie die ersten Außengebäude, und bald darauf hielt das leichte Fuhrwerk vor dem Stern, an dem sie der Wirth mit abgezogenem Käppchen bewillkommte und Gast wie Pferden vortreffliches Unterkommen versprach. In gleicher Zeit kam von der andern Seite die Briefpost durch das Dorf, hielt am Wirthshause, um die Briefe für Dorf und Gut abzugeben, und rasselte dann weiter. Ein Knecht aber, der um diese Zeit immer vom Gute herabgeschickt wurde, etwa eingetroffene Briefe und Zeitungen in Empfang zu nehmen, that die erhaltenen Papiere in einen hierzu bestimmten ledernen Beutel und wollte damit ungesäumt nach Hause zurückkehren, als er von Jemandem angerufen wurde. Er drehte sich nach der Stimme um und sah den Schulzen mit dem Müller und noch zwei anderen Bauern, die ihm winkten und dann zu ihm herankamen.

„Hör' einmal, Gottlieb,“ sagte der Erstere, als sie nahe genug waren, sich verständlich zu machen, „was habt Ihr denn gestern auf dem Gute mit dem Tobias angefangen?“

„Wir?“ lachte der Knecht, „an die Luft haben wir ihn gesetzt, wie es uns der gnädige Herr geheißen?“

„Wie so, an die Luft gesetzt?“

„Nun, vor's Thor gebracht und laufen lassen. Er war so betrunken, daß er kaum stehen konnte. Hat er uns verklagt?“

„Nein, das nicht," sagte der Schulze, „habt Ihr ihm weiter nichts zu Leide gethan?"

„Nicht das Geringste," erwiderte der Knecht. „Er schimpfte wohl und raisonnirte in einem fort; aber was ist mit einem besoffenen Menschen anzufangen?"

„Und was machte er, als Ihr ihn vor das Thor setztet?"

„Erst schimpfte er und wollte wieder zurück, dann aber, als wir ihm drohten, drehte er sich um und torkelte seiner Wege. Wir haben uns nicht weiter um ihn bekümmert."

„Und der Baron auch nicht?"

„Der Baron?"

„Hat der sich auch nicht weiter um ihn bekümmert?"

„Wird der sich mit dem betrunkenen Menschen einlassen!" lachte der Knecht. „Was ist denn aber los, daß Ihr Alle miteinander so lange Gesichter schneidet?"

„Weiter nichts," sagte der Müller, „als daß mein Schwiegervater, seit Ihr ihn oben aus dem Gute gejagt habt, nicht wieder, weder hier im Dorfe, noch irgendwo anders gesehen worden ist."

„Und er wäre die Nacht nicht nach Hause gekommen?"

„Mit keinem Schritt."

„Und im Wirthshause ist er auch nicht gewesen?"

„Nein."

„Dann ist er sicher unter irgend einem Baume umgefallen und eingeschlafen," meinte der Knecht, „aber jedenfalls hätte ihn doch heute Morgen die Kälte wecken müssen."

„Wenn ihn die Kälte die Nacht über nicht umgebracht hat," sagte der Schulze. „Weshalb habt Ihr ihn denn vom Hofe gejagt?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Gottlieb, „er ist wohl unverschämt gegen den gnädigen Herrn gewesen, denn er war oben bei ihm im Zimmer und hatte ein schrecklich großes Maul, wie uns der Baron hinaufrief; der war aber ganz ruhig und befahl uns nur, wir sollten den Besoffenen vor's Thor bringen und nicht wieder ins Gut lassen."

„Na, Müller," sagte der Schulze, „wenn ihm wirklich etwas Menschliches begegnet wäre, könntet Ihr Euch tröften —

und das Dorf auch. Freude hätten wir an dem Tobias nicht mehr erlebt."

„Das ist wohl wahr," sagte der Müller, „und die Haare würde ich mir deshalb nicht ausraufen. Es bleibt aber doch immer meiner Frau Vater, und daß mir die Leute später nachsagten — wenn's auch nicht wahr wäre — daß ich ihn draußen auf der Straße hätte liegen und umkommen lassen, das könnt Ihr ebenfalls glauben."

„Dann beruft Euch nur auf uns hier im Dorfe, Müller," beruhigte ihn der Schulze. „Ihr habt an dem faulen Strick gethan, was kein Anderer gethan hätte, und braucht Euch wahrhaftig keine Gewissensbisse darüber zu machen. Jetzt wollen wir indessen einmal die Gemeinde aufbieten und sehen, ob wir nicht herausbekommen können, was aus ihm geworden ist. Weit kann er auf keinen Fall gestern mehr gelaufen sein, und ist ihm ein Unglück passirt, so müssen wir ihn ganz in der Nähe finden."

Die Gemeinde wurde zusammengerufen; als Sammelplatz gab es natürlich keinen andern und passenderen Ort, als den Krug, und hier füllte sich indessen auch die Gaststube mehr und mehr mit eintreffenden und eifrig debattirenden Bauern. Sobald die Gemeinde vollzählig war, wollte man ausrücken. Der hatte aber noch dies, Jener das zu Hause zu thun; Andere waren auf dem Felde draußen und mußten erst hereingeholt werden, und die Leute im Wirthshause konnten indessen ihre Zeit nicht besser verwerthen, als daß sie Bier tranken und ihre Pfeifen in Brand hielten.

Das Gespräch drehte sich dabei natürlich ausschließlich um den „faulen Tobias", sein früheres und sein jetziges Leben, seine guten und seine bösen Seiten, und man kam, trotz allen seinen Fehlern, doch zu dem Resultat, daß man wünschte, es möchte ihm kein Unglück geschehen sein. — Im Stillen hoffte freilich doch ein Jeder, daß er nicht wieder zum Vorschein käme, denn er war in der letzten Zeit dem Dorfe eine Last geworden.

Eine volle Stunde war mit solchen Vorbereitungen vergangen, und noch immer fehlten Einige. Der Schulze aber erklärte, daß sie jetzt nicht länger warten könnten, rief die

Leute in der Stube zusammen und wollte sie eben eintheilen, wie sie nach verschiedenen Richtungen hin ausgehen und ihnen angewiesene Districte absuchen sollten, als der Verwalter in die Stube trat.

„Hört einmal, Ihr Leute," redete dieser die Bauern an, „wie mir eben der Gottlieb sagt, vermißt Ihr den Müllers-Tobias seit gestern. Ist dem so?"

„Ja, Herr Verwalter," sagte der Schulze, „wir wollen eben fort und ihn suchen."

„Dann geht vor allen Dingen einmal am Bache hinauf," sagte der Verwalter, „Ihr wißt, dort, wo das Wasser die scharfe Biegung macht und die beiden Steine stehen, auf denen früher einmal eine hölzerne Bank lag."

„Ist er dort?" riefen Einige durcheinander.

„Das weiß ich nicht," sagte der Verwalter, „aber wie ich gestern Abends dort hinaufging, um nach den Kopfweiden zu sehen, fand ich nicht weit vom Ufer einen alten Hut, der recht gut dem Tobias gehört haben kann. Ich habe allerdings weiter nichts von ihm gesehen und mich gestern Abend, an keinen Unfall denkend, auch nicht länger dort aufgehalten, denn das Wetter war mir zu schlecht; aber ich fürchte fast, wenn ihm irgend etwas zugestoßen ist, war's an der Stelle. Ist's Euch recht, gehe ich mit, und finden wir dort nichts, so könnt Ihr Euch ja nachher noch immer eintheilen und die Nachbarschaft ordentlich absuchen."

Gegen den Vorschlag ließ sich nichts einwenden; gab er ihnen doch auch ein bestimmtes Ziel, und die ganze Schaar brach lärmend auf, den bezeichneten und nicht sehr entfernten Platz, den sie Alle recht gut kannten, sobald als möglich zu erreichen. Wie sie vor das Wirthshaus kamen, sahen sie einen fremden Herrn, der allein den Weg zum Gute einschlug.

„Wer ist das, Verwalter?" fragte diesen der Schulze.

„Ich weiß es nicht," lautete die Antwort. „Jedenfalls ein Fremder, der den Baron zu sprechen wünscht — da kommt er aber zu spät, denn der ist heute Morgen verreist."

„Vielleicht ein Bekannter von der Herrschaft?"

„Möglich."

„Er ist vor etwa einer Stunde aus dem Lande unten heraufgekommen,“ sagte einer der Bauern, „muß auch wohl etwas hier im Orte zu thun haben, denn sein Kutscher sagt, daß er einen Tag hier bleiben wolle.“

„Dann müßte er aber ja unserem Herrn begegnet sein!“

„Vielleicht ein Getreidehändler — die reisen jetzt im ganzen Lande umher, das liebe Gut aufzukaufen, und wenn sie's uns um einen Spottpreis abgeschwatzt haben, machen sie nachher ihre eigenen Preise und treiben's in die Million 'nauf.“

Aber die Leute hatten jetzt andere Dinge im Kopfe, als sich diesen über den Fremden zu zerbrechen. Rechtsab bogen sie von der Straße, dem Wassercours aufwärts folgend, und während einige der jüngeren Burschen lange Stangen mit Haken trugen, den Bach damit auszufühlen, liefen andere voraus, um den Hut wieder zu finden und sich damit der genauen Stelle zu versichern, in deren Nachbarschaft sie den armen Teufel vielleicht doch noch auf trockenem Boden antreffen konnten.

Mit dem Hute hatte es indessen einige Schwierigkeit. Der in der letzten Nacht ziemlich dicht gefallene Schnee deckte Alles mit seiner weichen, ausgleichenden Masse, und so genau konnte der alte Verwalter die Stelle ebenfalls nicht angeben, denn er erinnerte sich nur ungefähr des Platzes. Während aber Einige am Ufer auf- und abliefen und jeden Baum untersuchten, klopften Andere auf jede kleine Erhöhung im Schnee und stocherten sie auf, bis sie endlich wirklich den alten Hut fanden. Er wurde von dem Müller augenblicklich als Tobias' Eigenthum anerkannt, und die Arbeiter begannen jetzt den Bach abwärts von dort mit den Stangen nachzusuchen. Leider bewährte sich hier, was der Müller gleich von Anfang an gefürchtet. Gleich wo sie begannen, und der Stelle genau gegenüber, an welcher der Hut gelegen, trafen die eingeworfenen Stangen auf die Leiche, die von einem Gegenstande unter Wasser festgehalten wurde. Man mußte sie mit einiger Gewalt an's Ufer ziehen, und dabei hob sich ein alter Weidenast mit aus dem Wasser, der sich fest in den Rock des Unglücklichen verwickelt hatte. Die Ursache seines Todes war deshalb auch Allen klar; er mußte, jedenfalls im Trunke,

hier den Weg verfehlt haben und in das Wasser hineingetaumelt sein, dessen Ufer er doch wohl wieder erreicht hätte, wenn ihn eben nicht der zähe, elastische Zweig daran verhinderte. Ueberdies seiner Sinne nicht mächtig und mit dem geschwächten Körper, ließ es sich leicht erklären, daß er selbst in dem schmalen und eben nicht tiefen Bache ertrinken konnte.

Die Männer hoben die Leiche schweigend auf's Trockene, und einige der mitgebrachten Seile quer zwischen die beiden Stangen bindend, machten sie eine Art von Bahre daraus, auf der sie den alten Tobias in's Dorf und in die Mühle hinabtrugen.

24.

Georgine war angekleidet und saß über einen Brief brütend in ihrer Stube, deren Riegel sie vorgeschoben hatte. Wieder und wieder las sie das Schreiben durch, und dann, als ob ihr der Inhalt keine Ruhe lasse, sprang sie auf und ging mit festverschränkten Armen und raschen Schritten in dem Gemache auf und ab.

„Und wer könnte mich tadeln, wenn ich meinem Willen folgte?" murmelte sie dabei leise vor sich hin. „Liebt das gefangene *Thier* nicht seine Freiheit und sucht sie wieder zu erlangen, wie viel mehr denn der Mensch, dem die Natur nicht umsonst den kühnen Geist gegeben! — Und bin ich weniger als eine Gefangene in diesem öden, abgelegenen Hause, das ich nur wie der an einen Faden gebundene Vogel verlassen darf, um hierher zurückzukehren, wenn es meinem *Herrn* gefällt, mich wieder an dem Faden einzuziehen? Gift und Tod!" zürnte sie, und die dunkeln Augen sprühten Feuer, die Lippen preßten sich zusammen, und der kleine Fuß stampfte ungeduldig, wild den Boden.

„Und jetzt gerade — *jetzt* kommt der Brief, wo Georg — — und ich *kann* nicht fort. Ohne Geld — ohne Paß, eine Frau allein mit ihrem Kinde. An den Stäben darf ich

rütteln, an den Stäben, die mich halten, und meinem Zorn darf ich Luft machen, heimlich — heimlich, daß es Niemand hört, und das ist Georgine — das ist die kühne Reiterin — das ist die Frau, die ihr Schicksal nur deshalb an diesen Georg Bertrand fesselte, weil er noch kühner war als sie, und die sich jetzt von ihm an den Pflug spannen läßt, den Acker für das tägliche Brod als Bäuerin zu lockern." Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach sie, und rasch den Kopf danach umdrehend, rief sie: „Wer ist da?"

„Ich bin's," sagte die Wirthschafterin, und zu gleicher Zeit versuchte eine Hand die Thür zu öffnen, was jedoch der noch vorgeschobene Riegel verhinderte.

„Was wollen Sie?"

„Ein fremder Herr ist da," lautete die Antwort, „der erst nach dem Herrn Baron gefragt hat und dann die Frau Baronin zu sprechen wünschte. Er hat mir seine Karte gegeben, und ich habe ihn so lange in das Besuchszimmer geführt, aber es ist dort nicht eingeheizt."

Georgine ging zur Thür, schob den Riegel zurück und nahm die Karte, die sie leise las: „Baron Hugo v. Silberglanz?"

„In des Herrn Barons Zimmer ist es noch warm," fuhr dabei die Wirthschafterin fort, „aber da hinein durfte ich ihn ja doch nicht bringen, denn da liegen immer so viele Papiere herum, und der Herr Baron hat's auch nicht gern."

„Nein — versteht sich," sagte Georgine, die Karte noch immer kopfschüttelnd in der Hand; „schicken Sie mir doch das Mädchen, daß es hier ein wenig aufräumt, und gehen Sie dann zu dem fremden Herrn hinüber und bitten ihn, ein wenig zu verziehen — nachher bringen — Sie ihn hier in mein Zimmer."

„Soll gleich besorgt werden, gnädige Frau," sagte die Wirthschafterin, indem sie geschäftig nach ihrem Schlüsselbund griff — „und doch wohl ein bischen Frühstück besorgen, wenn es ein alter Bekannter ist?"

„Frühstück? — ich weiß es nicht — warten Sie damit, bis ich klingeln und danach verlangen werde — ich kenne den Herrn gar nicht."

Die Wirthschafterin ging, und Georgine blieb in einem eigenen Zustande von Zweifel und Staunen zurück.

„Baron Silberglanz?“ sagte sie leise, „ist das nicht derselbe fade Mensch, der mich in *** mit seinem zudringlichen Wesen verfolgte, und was hätte den hierher zu uns geführt? Soviel ich weiß, kennt ihn Georg gar nicht — und sollte er mich suchen? aber woher wüßte er, daß ich hier bin? — Ha, vielleicht ist er ein Bekannter des Grafen Geyerstein und bringt Aufträge oder Briefe von ihm. — Geyerstein,“ sagte sie, sich auf ihr Sopha werfend und den Kopf in die Hand stützend, „dieser räthselhafte Mensch — ernst und kalt in seinem ganzen Aeußern, und doch so herzlich gegen Georg. Und sollten die Beiden wirklich — doch welchen Grund könnten sie haben, es mir zu verheimlichen — mir, der Frau des Einen — aber in welcher Verbindung stehen sie dann zusammen?“

Das Hausmädchen kam herein, räumte die Stube auf und verließ das Zimmer wieder, während Georgine ihren Gedanken nachhing, bis sie durch Stimmen auf dem Gange zu sich selber gebracht wurde. Es war der Fremde, den ihr die Haushälterin zuführte.

„Bitte, treten Sie nur hier ein, Herr Baron; die gnädige Frau erwarten Sie schon.“

„Danke, liebe Frau,“ sagte der Fremde, „ich finde mich jetzt schon zurecht.“ Und es klopfte leise an die Thür.

„Herein!“

Die Thür öffnete sich, eine elegant gekleidete, sehr schmächtige Gestalt, die den Paletot schon draußen abgelegt hatte, glitt herein und schloß sie augenblicklich wieder, und die feine, schwächliche Stimme des zierlichen Männchens sagte: „So habe ich mich nicht geirrt — Glück ist heute meinen Augen widerfahren, denn sie dürfen die holde Georgine, die Königin der Amazonen, wieder schauen. Gnädige Frau, ich lege mich nicht nur in der leeren Phrase Ihnen zu Füßen“ — und den Worten die That folgen lassend, hüpfte er auf Georgine zu, ergriff ihre Hand, die er an das zierliche Schnurrbärtchen drückte, und ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder.

„Herr v. Silberglanz!“ sagte Georgine, die ihn jedoch



Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Gesammelte Schriften

von

Friedrich Gerstäcker.

Volks- und Familien-Ausgabe.

110. Lieferung.

Jena,
Hermann Costenoble.
1874.

Preis für jede Lieferung 5 Sgr.

mit der noch immer gehaltenen Hand emporhob, „das ist in der That eine Ueberraschung — aber bitte — Sie vergessen, daß wir hier nicht in der Residenz, sondern auf dem Lande sind, und Sie es außerdem nicht mit der „holden Georgine", sondern mit der Pachtersfrau, Baronin v. Geyseln, zu thun haben. Ich bedaure übrigens, daß Sie meinen Mann nicht zu Hause treffen, dem doch jedenfalls Ihr Besuch gilt."

„Soll ich aufrichtig gegen Sie sein, schöne Frau," sagte Herr v. Silberglanz, indem er aufstand, sich sein rechtes Knie mit dem Hute abwischte und den angebotenen Stuhl neben Georginen einnahm, ohne jedoch ihre noch immer gefaßte Hand los zu lassen, „wollen Sie mein ganzes Herz offen, ohne ein Fünkchen Falschheit vor sich ausgelegt haben?"

„Ich bin kein Anatom, bester Baron," sagte Georgine, ihm ihre Hand langsam entziehend, „und doch wäre es vielleicht von Interesse," setzte sie lächelnd hinzu, „einmal das Herz eines so vollständig civilisirten Herrn genau studiren zu können, wenn man nur eben auch wüßte, daß man nicht angeführt würde."

„Göttliche Frau..."

„Ich bitte Sie ernstlich, keine dieser überschwänglichen Anreden mehr, wenn Sie wollen daß ich Ihnen länger zuhören soll. Sie wissen, daß ich jetzt in anderen Verhältnissen lebe — also, was wünschten Sie mir zu sagen?"

„Theuerste — gnädige Frau," sagte Herr v. Silberglanz bestürzt, „Sie werfen mich nicht allein aus der siebenten Etage aller meiner Himmel, nein, von einem ordentlichen Thurme hinunter. Ich kam mit so fröhlichem Herzen..."

„Das zu verlieren Sie bis jetzt noch keine Ursache gehabt haben."

„Sie geben mir neue Hoffnung!" rief v. Silberglanz belebt. „So hören Sie denn — aber verrathen Sie mich nicht — daß ich keineswegs Ihres Gatten wegen — den ich gar nicht die Ehre habe persönlich zu kennen, sondern nur allein *Ihretwegen* hierher gekommen bin."

„*Meinetwegen*?" rief Georgine, mit Recht erstaunt.

„Woher wußten Sie überhaupt, daß Sie mich hier treffen würden?“

„Durch Herrn v. Zühbig, den Sie hier gastlich aufgenommen.“

„Ich dachte mir, daß der Herr nicht würde schweigen können.“

„Er wäre mehr als grausam gewesen, hätte er es gethan. Aber er sagte uns mehr — er sagte uns, daß Sie sich, holde Frau, nicht glücklich in Ihren neuen Verhältnissen fühlen, und da — brach es mir das Herz; da konnte ich nicht widerstehen, ich mußte Sie aufsuchen, mußte das selber von Ihren Lippen hören, und Ihnen meine Hülfe anbieten — im Falle Sie dieselbe gebrauchen wollten.“

„Aber woher wußte Herr v. Zühbig etwas Derartiges?“ fragte Georgine erstaunt; „ich habe mit dem Herrn nur im Beisein meines Mannes gesprochen, und keine derartige Klage ist über meine Lippen gekommen.“

„Und muß dem Menschenkenner nur Alles mit dürren Worten gesagt werden?“ fuhr Herr v. Silberglanz fort, „genügt nicht oft ein unbewachter Blick, ein halb unterdrückter Seufzer, selbst eine verzögerte Antwort auf eine dahin zielende Frage?“

„Also aus reiner Theilnahme für mich sind Sie gekommen?“ lächelte Georgine. Und wäre Herr v. Silberglanz wirklich solch ein Menschenkenner gewesen, wie er eben beschrieb, er hätte das halb höhnische Lächeln, das um die Lippen der jungen Frau spielte, verstehen müssen und nicht zu seinen Gunsten deuten können. So aber fuhr er mit seiner süßesten Stimme fort:

„Nur Ihretwegen, holde Georgine, die ganze Reise; nur deshalb, um von Ihren Lippen die Bestätigung zu hören und Ihnen meine Hülfe anzubieten, oder das Gegentheil zu erfahren und — selig in dem Bewußtsein, Sie glücklich zu wissen — wieder heimzufahren.“

„Und wie glauben Sie, daß mein Mann eine solche Einmischung in seine Rechte aufnehmen möchte?“ sagte Georgine, die indessen aufgestanden war und die Thür geöffnet hatte, um sich zu überzeugen, daß die Wirthschafterin nicht mehr

draußen stehe — aber der Gang war leer, und sie nahm ihren Platz wieder ein.

„Er ist verreist — ich bin ihm unterwegs begegnet,“ erwiderte Herr v. Silberglanz rasch, „er wird sogar, wie ich unten im Dorfe hörte, vor drei, vier Tagen nicht wieder zurückkehren.“

„Das ist allerdings so und hat sich zufällig getroffen. Sie aber mußten doch darauf rechnen, ihn hier zu treffen.“

„Ich habe Glück, gnädige Frau,“ schmunzelte Herr v. Silberglanz, „wirklich ganz schmähliches Glück, bei Allem, was ich angreife, darauf verlass' ich mich stets, und es hat mich noch nie betrogen. Außerdem kennt mich Ihr Herr Gemahl gar nicht persönlich, denn wenn ich Sie in *** aufsuchte, wußte ich es immer so einzurichten, daß er abwesend war. Aber es hätte auch nichts gemacht, wenn ich ihn wirklich zu Hause fand. Um irgend eine Anrede wäre ich nicht verlegen gewesen; konnte ich mich doch den ganzen Weg hierher darauf vorbereiten, und einmal hätte sich schon die Gelegenheit geboten, Sie allein zu sprechen; ich wäre wenigstens nicht eher wieder fortgegangen. So aber half mir mein altes Glück, und Sie können mir ungestört Ihr Herz ausschütten.“

„Und wenn ich Ihnen nun einfach sage, daß sich jener Herr v. Zühbig vollständig geirrt?“

„Dann glaube ich es Ihnen nicht!“ rief v. Silberglanz schnell. „Ihr bleiches Antlitz, das sonst in Jugendfrische und Gesundheit geröthet war, sagt Nein. Ihre matten Augen, der wehmüthige, schmerzkündende Zug um den Mund, das Alles spricht lauter, als Sie es selbst bestätigen könnten, für meine Behauptung, und wollen Sie jetzt noch leugnen, daß ich Recht habe?“

„Und wenn Sie Recht hätten,“ sagte Georgine bitter, „was könnten Sie mir helfen?“

„Was ich Ihnen helfen könnte?“ rief Silberglanz erstaunt; ich liebe Sie — sehen Sie mich nicht so finster an, göttliches Weib — „ich bin rein toll vor Liebe, sage ich Ihnen — nicht ruhen und schlafen habe ich können, wie ich gehört habe, Sie wären unglücklich — keinen Frieden hat's mir gelassen, bis ich im Wagen saß und zu Ihnen durfte. Und

was ich Ihnen helfen kann? — ich habe Geld — ich bin reich — mit Geld ist Alles zu machen in der Welt. — Was wollen Sie mehr?"

Georgine wandte den Kopf von ihm ab und biß ihre Unterlippe; ihr Stolz empörte sich gegen die Liebesbewerbung dieses Menschen, und doch mußte gerade er — gerade jetzt, in diesem Augenblick ihr nahen, wo ihre Fesseln sie ärger drückten als je. Sie fühlte dabei, daß sie ihrer Bewegung nicht länger Meister war — sie mußte Zeit gewinnen, und aufstehend ging sie zur Thür und zog die Glocke.

„Was wollen Sie thun?" rief Herr v. Silberglanz erschreckt, denn ein ähnliches Glockenziehen in solchem Moment bildete eine von den Erinnerungen seines Lebens, bei denen er gerade nicht mit Vorliebe weilte.

„Sie sind so weit gefahren," antwortete Georgine ruhig, „ich kann Sie doch nicht ohne Frühstück lassen."

„Aber ich gebe Ihnen mein Wort..."

„Es ist Alles vorbereitet — ich danke Ihnen vor der Hand für Ihr freundliches Anerbieten — lassen Sie mir Zeit, darüber nachzudenken."

„Aber wenn Monsieur Bertrand zurückkehren sollte?"

„Sie meinen den Baron v. Geyfeln?"

„Ja — gewiß — versteht sich — wenn der Baron zurückkehren sollte?"

„Sie sind ja um keine Ausrede verlegen," lächelte Georgine. „Frühstück für den Herrn," sagte sie dann laut, als die Wirthschafterin die Zimmerthür öffnete — „aber was ist denn, Sibylle, Sie haben ja geweint?"

„Ach, denken Sie sich nur das Unglück, gnädige Frau," sagte die Alte, sich die Thränen trocknend, „den armen Tobias unten im Dorfe haben sie eben aus dem Bache gefischt, in den er gestern Abend gefallen und ertrunken ist."

„Den Tobias? Wer war das?"

„Ach, es war wohl ein leichtfertiger, alter Mensch, der sich den bösen Trunk angewöhnt hatte und nicht davon lassen wollte, und wenn man's recht bedenkt, ist es vielleicht ein Glück für ihn und uns Alle, daß ihn der liebe Herrgott zu sich genommen hat; wenn es nur nicht auf eine gar zu trau=

rige Weise geschehen wäre. Und dann waren wir doch mit einander Geschwisterkind, und gestern noch hat ihn der gnädige Herr aus dem Hofe schaffen lassen, weil er im Trunke heraufgekommen war und sich wohl unanständig oder unehrerbietig betragen hatte."

„Das thut mir recht leid, Sibylle," sagte Georgine, „jetzt aber seien Sie so gut und schicken Sie das Frühstück für den Herrn herauf — Sie haben doch das blaue Zimmer heizen lassen?"

„Ach du mein Himmel, das habe ich in dem Schreck ganz vergessen!"

„Dann müssen Sie es hier hereinschaffen. In die eiskalte Stube können wir den Herrn nicht führen."

„Soll gleich Alles besorgt werden!" rief Sibylle, die in dem Augenblicke selbst den armen Tobias über das Frühstück vergaß. Im nächsten schoß sie auch schon wieder den Gang entlang, und Herr v. Silberglanz athmete freier. Vergebens suchte er aber das Gespräch auf den früheren Gegenstand zurückzulenken; Georgine wich ihm entschieden aus, und bald wurden draußen wieder Schritte laut, denn die Hausmagd kam mit den bestellten Speisen, deckte den Tisch mit zwei Couverts und blieb, auf Georginens Befehl, im Zimmer, falls noch etwas gebraucht werden sollte, bis ihr Gast gegessen und getrunken hätte. Georgine selber nippte nur an einem Glase Wein, das Herr v. Silberglanz für sie eingeschenkt.

Erst wie er abgegessen, verließ die Magd das Zimmer wieder, um das Geschirr fortzutragen, und Georgine wandte sich jetzt an ihren Gast:

„Herr v. Silberglanz," sagte sie, und so kalt und ruhig sie dabei blieb, bebte doch ihre Stimme und verrieth die Aufregung, in der sie sich befand, „ich muß Sie jetzt bitten, mich zu verlassen und heute nicht zu mir zurückzukehren."

„Den ganzen Tag nicht — und wollen Sie meinen Tod?"

„Lassen Sie jetzt Ihre Uebertreibungen," unterbrach ihn die Frau, und ihre Brauen zogen sich finster zusammen. „Sollte ich noch in den Fall kommen, Ihren Beistand in Anspruch zu nehmen, so müssen Sie dabei wie ein Mann, nicht wie ein junger verliebter Geck handeln, und vor Allem

dürfen wir hier keinen Verdacht erregen. Sind Sie in eigener Equipage gekommen?"

„Nein, mit einem Lohnkutscher von der letzten Eisenbahnstation."

„Desto besser. Haben Sie irgend einen vernünftigen Vorwand, sich heute den Tag über hier im Orte aufzuhalten?"

„Vortrefflichen," lautete die rasche Antwort; „ich erkundige mich nach den Kornpreisen und sehe mir das Getreide an, kaufe auch, wenn ich es zu einem annehmbaren Preise bekommen kann, und adressire es an eine Firma in ***."

„Sehr gut. Auf wie lange haben Sie Ihren Kutscher gemiethet?"

„Auf unbestimmte Zeit; ich kann ihn gleich wieder fortschicken, oder ihn und seine Pferde so lange behalten, wie und wohin ich sie brauche. — Oh, wenn ich hoffen dürfte..."

„Meinen Sie es ehrlich und aufrichtig mit mir?"

„Können Sie zweifeln, Holdeste der Frauen?" rief Herr v. Silberglanz, und schien nicht übel Lust zu haben, sich wieder auf ein Knie vor ihr niederzulassen; Georginens Ernst aber hielt ihn zurück.

„Wollen Sie mir nur meiner selbst, nicht anderer eigennütziger Absichten wegen helfen?" fuhr die Frau fort.

„Aber, theuerste Georgine."

„Antworten Sie mir klar und deutlich auf die Frage."

„Ich beschwöre Sie."

„Ja oder nein!"

„Ja denn; können Sie etwas Anderes glauben?"

„Gut," erwiderte die junge Frau, indem ein tiefer Seufzer ihre Brust hob, „ich will es wagen."

„Befehlen Sie über mich."

„Jetzt nicht. Thun Sie, was ich Ihnen gesagt habe. Beschäftigen Sie sich heute ausschließlich mit dem Getreide in Schildheim. Morgen früh aber vor Tage schicken Sie Ihren Kutscher mit dem Gepäck nach Hottweil, der nächsten Eisenbahn-Station. Ich selber werde Ihnen heut Abend spät noch eine Kiste und einen Koffer hinuntersenden, die er mitnimmt."

„Sie machen mich zum Glücklichsten der Sterblichen!"

rief v. Silberglanz, der über diese rasche Wendung, wie den kaum geahnten, seine kühnsten Hoffnungen überschreitenden Erfolg selber so erstaunt war, daß er keine Worte fand, seine Bereitwilligkeit auszudrücken. „Und morgen?"

„Morgen früh um zehn Uhr kommen Sie wieder zu mir, das Weitere zu erfahren," erwiderte Georgine, die kalt und besonnen ihren Plan überdachte. „Ich weiß nicht, wie weit ich selber im Stande sein werde, bis dahin meine Vorkehrungen zu treffen. — Aber noch Eins: Nehmen Sie heute die Gelegenheit, einen Spaziergang in den Wald zu machen. Dort lassen Sie sich die Zaubereiche zeigen und merken sich genau den nächsten Weg dorthin. Einen Führer finden Sie überall."

„Schön, sehr schön; es soll Alles pünktlich ausgeführt werden; aber Ihre Pläne, gnädige Frau! Wollten Sie nur die Güte haben, mir in Etwas — in der größten Kleinigkeit Ihre Pläne mitzutheilen, daß ich meine eigenen Maßregeln …"

„Morgen," erklärte Georgine bestimmt. „Mein Kopf brennt mir; bitte, lassen Sie mich jetzt allein, daß ich Zeit habe mich zu sammeln, lieber Baron."

„Ihr Wille ist mir Befehl!" rief v. Silberglanz, der dem lieben Baron nicht widerstehen konnte. „Holde Georgine, Sie haben mich in Ihrer Hand — Sie können mich um den kleinen Finger wickeln — Sie können Alles, Alles mit mir machen — ich kenne Hugo v. Silberglanz nicht mehr — Hugo v. Silberglanz ist ein anderer Mensch geworden — er ist eigentlich gar kein Mensch mehr, er ist ein Gott — er geht nicht mehr auf der Erde, er fliegt — er schwimmt in einem ganzen Ocean voll Wonne."

Er hatte Georginens Hand ergriffen und bedeckte sie mit seinen Küssen; aber es war kein Liebesblick, der dabei aus ihren Augen auf ihn fiel. Wieder zuckte der schmerzlich-böse Zug um ihre Lippen, und ihm ihre Hand endlich entziehend, deutete sie mit einer bittenden Bewegung nach der Thür. v. Silberglanz vermochte jetzt auch nicht länger ihrem Wunsche zu widerstreben. Gern wäre er freilich noch kühner geworden, aber der Frau ernste Haltung entmuthigte ihn wieder —

er mußte ihr erst Zeit lassen. Morgen — morgen sollte er seinen Triumph feiern, und mit einem schmachtend süßen Blick auf das von ihren Gefühlen erregte, wirklich wunderschöne Weib griff er seinen Hut auf und verließ rasch das Zimmer und das Gut.

25.

Hugo v. Silberglanz befand sich, als er Georginen verließ, wirklich in einem außergewöhnlichen Grade von Aufregung, der nicht allein den Reizen des schönen Weibes, sondern auch noch seinen durch sie plötzlich überstürzten Plänen und Geschäften, wie all' den Verwickelungen galt, in die er dadurch gezogen werden konnte. Und was würde Baron Silberglanz' Vater dazu sagen, wenn er von diesem tollen Streiche des Barons Silberglanz Sohn unglücklicher Weise gehört hätte? Bah! das Unglück wäre zu ertragen gewesen; er war jetzt Cavalier und mußte cavaliermäßig handeln — wenn es ihm auch ein paar Thaler kostete — welchen Preis eroberte er außerdem nicht dabei für sich — einen Preis, um den ihn die halbe Residenz beneiden würde! — Aber der Mann — wenn Monsieur Bertrand...

„Zühbig hat Recht!" brummte er dabei leise vor sich hin, als er den Fahrweg entlang dem Dorfe zueilte; „sie sind keinesfalls zusammen getraut — nur eine wilde Ehe, wie es bei der Art Leuten ja so häufig vorkommen soll, und dieser hochnäsige Graf Geyerstein hat sich die wunderschöne Reiterin hier in's warme und bequeme Nest gesetzt. Dem aber gönn' ich den Aerger, wenn er erfährt, daß Hugo v. Silberglanz, der verachtete, „neugebackene Baron", mit seiner Beute durchgegangen ist. Nur allein die Genugthuung wäre das ganze Abenteuer werth. — Und diese Georgine, — ein göttliches Weib — ein wahrhaft göttliches Weib! Ob sie mich nicht rein verrückt gemacht hat mit ihren Reizen? Und wie apropos bin ich hier zur rechten Zeit gekommen — das ist aber

mein altes Glück! Glück muß der Mensch haben, sagt mein Papa, und der Mensch hat Glück. Hm — ja — aber wohin? — Und was zerbreche ich mir noch den Kopf? Nach Paris — wollte ich doch nach Paris, und habe den Umweg nur über hier gemacht — jetzt reis' ich in Gesellschaft, und was für Gesellschaft! Was liegt an den paar hundert Thalern — und wenn's tausend wären! Hugo v. Silberglanz ist nur einmal jung, und will auch sein Leben genießen wie andere Cavaliere. Ein Geschäft bringt die ganze Sache zehnmal wieder ein." Und mit dem Troste sich, theils der Kälte, theils seiner angenehmen Empfindungen wegen, die Hände reibend, eilte er in das Dorf hinein, dessen erste Gebäude er schon erreicht hatte.

Durch und durch Geschäftsmann, wurde es ihm hier nicht schwer, seine Rolle als Getreidehändler zu spielen; aber zu wirklichen Käufen traf er, woran ihm übrigens auch nicht viel lag, keine günstige Zeit, da Baron v. Geyfeln, wie ihm die Bauern sagten, eben deshalb verreist sei, um einen Handel für sein und ihr Getreide — wenn ihnen der Preis nämlich zusage — abzuschließen. Erst wollten sie deshalb einmal hören, was für Gebote er bekommen habe, ehe sie sich auf einen Handel einließen — den Fall natürlich ausgenommen, daß ihnen hier ein sehr annehmbares Gebot gemacht würde. v. Silberglanz war aber gar nicht geneigt, theuer einzukaufen, und unter diesen Umständen ließ er sich nur das noch vorhandene Getreide zeigen, wog es auf einer Wage, die er bei sich führte, und schrieb sich die verschiedenen Namen der Bauern auf, um vielleicht später doch einmal, wie er sagte, einen Handel mit ihnen abzuschließen.

Vorher schon hatte er seinem Kutscher die nöthigen Befehle gegeben, um Georginens Auftrag auszuführen. Das versprochene Gepäck kam auch gegen Abend an, und am nächsten Morgen, lange vor Tage, war der Wagen schon unterwegs nach seinem Bestimmungsorte, wobei der Kutscher freilich den Kopf schüttelte, daß er eine Kiste und ein paar Koffer spazieren fahren mußte.

Der Wirth im Stern wußte indeß nicht anders, als daß der fremde Herr — von dem der Kutscher nur sagen konnte, daß er ein Baron sei, und der sich als „Baron Solbern" in

das Fremdenbuch geschrieben — hier in der Gegend die Rückkunft des Herrn v. Geyfeln abwarten wollte.

So verging der Tag — die Nacht, und Hugo v. Silberglanz, während er das neue Sonnenlicht mit Jauchzen begrüßte, konnte die Zeit kaum erwarten, die ihm gestatten würde, wieder zu Georginen zu eilen und den Lohn für seine Aufopferung zu ernten. Punkt Zehn fand er sich oben im Gute ein, und Georgine kam ihm, heute ein ganz anderes Wesen als gestern, lächelnd entgegen.

„Nun?" fragte sie, „haben Sie Ihre Getreidekäufe glücklich beendet?"

„Holde Georgine," sagte Hugo, „reden Sie mir jetzt nicht von Getreide und Geschäften. Ich versichere Ihnen, ich kann das Wort nicht hören. Sprechen Sie mir von sich, gestatten Sie mir, daß ich Sie ansehe, daß ich Sie an mein Herz...'

„Halt, mein bester Baron!" sagte die Frau, ihn lächelnd abwehrend. „So weit sind wir noch nicht. Haben Sie Alles besorgt, was ich Ihnen aufgetragen?"

„Alles, bis auf's Letzte."

„Ist der Wagen fort?"

„Heute Morgen, zwei Stunden vor Tage."

„Kennen Sie den Weg zur Zaubereiche?"

„Wie meine Tasche — ich bin hin- und hergegangen und fürchte beinahe, ich habe mich dabei erkältet — der Schnee war so tief."

„Ist Ihr eigenes Gepäck mit fortgegangen?"

„Alles, bis auf ein Täschchen, das ich am kleinen Finger tragen kann."

„Vortrefflich! Sie sind ein Muster von Pünktlichkeit, Baron. Zur Belohnung sollen Sie auch heute eine Spazierfahrt mit mir machen. Haben Sie Lust dazu?"

„Bis an's Ende der Welt."

„Um Gottes willen, nein!" lachte Georgine. „So weit will ich Ihre Güte nicht in Anspruch nehmen."

„Aber wann brechen wir auf? — Jetzt?"

„Jetzt noch nicht. Ich muß einige Leute los werden, die mir hier im Wege sind. Um drei Uhr heute Nachmittag

wird der alte Mann, der gestern oder vorgestern verunglückt ist, unten im Dorfe beerdigt werden. Meine Wirthschafterin und der alte Verwalter werden mit zur Leiche gehen. Um drei Uhr fahre ich von hier fort. Seien Sie um diese Zeit, oder bald nachher, an der Zaubereiche."

„Aber warum ließen Sie mich meinen Wagen fortschicken?"

„Ich nehme mein eigenes Pferd mit, das ich nicht zurücklassen möchte, und komme in einem Schlitten, auf dem wir Beide Platz haben. Fürchten Sie sich, mit mir allein zu reisen?"

„Georgine!"

„Gut; jetzt ist alles Nöthige besprochen, und nun verlassen Sie mich. Wir dürfen keinen Verdacht erwecken."

„Jetzt wollen Sie mich schon wieder fortschicken?"

„Sie werden meiner Gesellschaft noch überdrüssig werden," lächelte die Frau. „Ich bitte Sie, jetzt zu gehen."

„Ich gehorche Ihnen," sagte v. Silberglanz resignirt; „also um drei Uhr an der Zaubereiche. Ich werde die Minuten bis dahin zählen."

„Dann sind Sie vollständig beschäftigt. Ist noch etwas?"

„Ja," sagte v. Silberglanz, entschlossen auf sie zugehend und ihre Hand ergreifend. „Sie haben mich zu Ihrem Beschützer erwählt, Georgine; ich bin bereit, Alles daran zu setzen, Ihnen zu willfahren — seien Sie nicht grausam!" Er legte seinen Arm um sie und wollte sie an sich ziehen.

„Wir sind keinen Augenblick hier sicher, überrascht zu werden," sagte Georgine, ihn von sich haltend; Herr v. Silberglanz war aber nicht so leicht abzuschütteln.

„Und soll ich so lange auch ohne den kleinsten Lohn bleiben?" drängte der Verliebte. „Georgine — holdes, göttliches Wesen, in wenig Stunden ketten Sie Ihr Geschick an das meine, und jetzt" — er drückte ihren Arm zurück und preßte, ehe sie es verhindern konnte, seine Lippen auf die ihrigen.

Georgine duldete den Kuß, dann aber sich von ihm losmachend, rief sie: „Seien Sie vernünftig, Baron! Sie setzen mich und sich der größten Gefahr aus, unsern ganzen Plan

scheitern zu machen. Gehen Sie jetzt, es ist genug; um drei Uhr an der Zaubereiche."

„Um drei Uhr," rief Hugo, der sie wie in einer Verzückung anstarrte, „um drei Uhr!" und mit Gewalt sich losreißend, eilte er, so rasch er konnte, in das Dorf zurück, um dort seine Rechnung zu bezahlen, seine kleine Tasche zu packen und zur bestimmten Zeit an der bezeichneten Stelle nicht zu fehlen.

Georgine blieb allein in ihrem Zimmer zurück und starrte, als Herr v. Silberglanz sie schon lange verlassen hatte, noch immer still und schweigend vor sich nieder; aber die Zeit für sie war auch zum Handeln gekommen, ein Rückschritt nicht mehr möglich, und das kühne, selbstständige Weib gewann mit diesem Bewußtsein auch ihre ganze Energie und Entschlossenheit wieder.

„Frei — frei — frei!" flüsterte sie wie eine Beschwörungsformel leise vor sich hin, „frei bin ich wieder, wie der Vogel in der Luft, wie das wilde Roß, das die Steppe durchfliegt und der Verfolger lacht. Den Zwang habe ich abgeschüttelt, der mir die Seele wund gedrückt und Geist und Körper niedergebeugt hat, und schon fühle ich den beweglichen Boden wieder unter meinen Füßen, fühle, wie der wehende Luftzug mir die Locken um den Nacken peitscht — sehe die dichtgedrängte Schaar der Zuschauer, höre ihr Jauchzen, höre ihr Jubeln und fliege im Triumph die alte Bahn dahin. — Georg wird wüthen, wenn er zurückkehrt und mich — wenn er sein Kind nicht mehr findet, obgleich es ihm die deutschen Gesetze zusprechen. Weder Josephine noch ich werden jemals wieder deutschen Boden betreten. Und will er im Schweiße seines Angesichts, in ruhmloser Beschäftigung und Arbeit sein Brod hier verdienen, will er, kann er vergessen, was er einst gewesen, als ich ihn liebte, dann verdient er auch nicht, daß ich je mit einem Athemzuge an ihn gedacht. Und nun an's Werk, denn nur noch wenige Stunden sind mein!" Und mit den Worten, als ob sie damit Alles abgeworfen habe, was sie bis jetzt noch gedrückt, ging sie rasch und fröhlich daran, den einmal festbeschlossenen und eingeleiteten Plan zur Flucht auszuführen.

Vorbereitet war er insofern schon lange, als Georgine ihre Künstlergarderobe gepackt in *** stehen und dort die Weisung hinterlassen hatte, sie ihr später dorthin zu schicken, wohin man eben die Weisung bekommen würde. Gestern hatte sie diese ertheilt, und in wenigen Tagen konnte ihr Auftrag vollzogen sein. Ihre, wie Josephinens nöthigste Kleider waren heute Morgen mit dem Wagen des Barons abgegangen, und was sie unterwegs brauchten, konnten sie recht leicht und unbemerkt mit in den Schlitten nehmen.

Allerdings war die Tour für ihr eigenes Pferd etwas stark, aber es mochte sich nachher lieber wieder ordentlich ausruhen, und auf andere Weise konnte sie es doch nicht mit sich fortführen. Josephine wußte freilich noch kein Wort von der beabsichtigten Flucht aus ihrer neuen Heimath; sie hätte vielleicht gegen ihre Gouvernante nicht geschwiegen, und diese jedenfalls versucht, die Ausführung des Planes zu hintertreiben. War Josephine nicht mehr da, so sah sie sich natürlich auch ohne Stellung — ohne Brod; und wer verliert das gern so leicht? Daß Josephine selber mit Freuden das alte fröhliche Leben begrüßen, daß sie den Vater bald vergessen würde, davon glaubte Georgine fest überzeugt zu sein. Ueberdies hatte das Kind keinen eigenen Willen und mußte der Mutter dahin folgen, wo diese für ihr Glück und ihre Wohlfahrt sorgen wollte.

Nur etwas mußte sie noch besorgen, dann war sie mit Allem fertig, und zwar von des Kindes Leibwäsche genügend für die erste Zeit bei Seite bringen, ohne daß es Mademoiselle Adele bemerkte. Ein Vorwand, diese zu entfernen, war aber bald gefunden. Georg hatte in seiner Stube einige alte Kupferwerke, die dem Grafen Geyerstein gehörten, und die er deshalb sorgfältig hütete. Josephine durfte die Bilder nicht besehen, wenn er nicht selber dabei war. Heute erlaubte Georgine dem Kinde, hinüberzugehen und sich die Kupferstiche zu betrachten, bat aber die Gouvernante, dabei zu bleiben, daß ja nichts mit den Büchern geschehe und die Erlaubniß nicht mißbraucht werde. Adele wandte allerdings ein, der Herr Baron würde es vielleicht nicht gern sehen und böse werden, wenn er es erführe; Madame dagegen erklärte, die

Verantwortung allein auf sich nehmen zu wollen, und die Erzieherin konnte sich natürlich nicht länger weigern, dem Befehl zu gehorchen.

Die Zeit, die Beide dort verbrachten, genügte vollkommen. Georgine packte alles Nöthige in zwei große Fußsäcke und schrieb dann die letzten Zeilen an Georg. Der Brief war kurz und inhaltschwer; aber mit sich im Reinen, grübelte sie nicht lange über die Fassung. Die Zeilen flogen auf das Papier, dann faltete sie das Blatt zusammen, überschrieb und siegelte es, und legte es, als Adele und Josephine Georg's Zimmer wieder verlassen hatten, auf ihres Mannes Schreibtisch.

Nach dem Mittagessen ging sie noch mit der Wirthschafterin durch die Gebäude und ordnete Einiges an, dann zu der Erzieherin auf die Stube und bat diese, Josephinen warm anzuziehen, da sie ein Stündchen mit ihr im Schlitten fahren wolle. Das war den Winter schon einige Male geschehen und konnte deshalb keinen Verdacht erregen. Josephine selber freute sich auch darauf, und mit dem Schlage drei Uhr hielt der eine Knecht, der den Auftrag dazu bekommen, mit dem kleinen leichten, mit Georginens eigenem Pferd bespannten Schlitten vor der Thür. Georgine trug selber den einen Fußsack hinunter und ließ den andern dann, während sie das Pferd hielt, von dem Knechte nachholen. Adele war noch beschäftigt, Josephinen recht warm einzuhüllen, und wenige Minuten später klingelte das muntere Thier mit seiner leichten Last lustig zum Thore hinaus und auf der glatten Straße hin, dem Walde zu.

Unten im Dorfe läutete die Glocke zu dem Begräbniß des alten Tobias, dem die Wirthschafterin und der alte Verwalter pflichtschuldigst beiwohnten, und nach dem Begräbniß gingen die Leute in's Wirthshaus, tranken noch ihr Glas und sprachen über den Verunglückten und die Art seines Todes.

Von Schildheim aus schritt Herr v. Silberglanz, fest in seinen Paletot eingepackt, und ein Paar Pelzstiefel, wie sein kleines Täschchen unter dem einen, seinen großen Pelz über dem andern Arm, einen schmalen Fußpfad entlang gerade dem

Walde zu, das ihm bestimmte Rendezvous richtig und pünktlich einzuhalten.

Es war ein wundervoller Tag, der Schnee glitzerte und funkelte in dem kalten Sonnenlicht, und der hellblaue Himmel war von einem leisen Dunsthauche nur eben matt überzogen. Das muntere Pferd, mit dem leichten Schlitten hinter sich, das überdies jetzt lange im Stalle gestanden hatte, griff auch tüchtig aus, und die Kufen glitten blitzesschnell über den hartgefrorenen, knisternden Schnee.

„Freut es Dich, Josephine," fragte Georgine, als sie den Waldessaum errreichten, „so mit mir durch die Welt zu fahren?"

„Ach sehr, Mama, sehr," rief das Kind, „es ist gar so wunderhübsch. Wäre nur Mademoiselle Adele bei uns!"

„Und möchtest Du lange, recht lange so mit mir fahren? weit, weit hinweg von hier?"

„Wenn Papa und Mademoiselle Adele mitführen, gewiß — und wenn wir wieder hierher zurückkämen."

„Und wenn wir nun wieder hinausführen in die Welt?" sagte die Frau, der diese Worte einen Stich durch das Herz gaben, „wenn wir nun wieder draußen lustig unsere Pferde bestiegen und in Glanz und Lichterpracht dahinflögen?"

Josephine schüttelte das Köpfchen. „Zu Hause ist's hübscher," sagte sie, „und ich habe schon beinahe vergessen, wie es früher war."

„Zu Hause ist's hübscher?" wiederholte Georgine; „ei, ei, Josephine, hast Du ganz vergessen, wie stolz wir früher auf Dich waren, wie reizend Du auf dem Pferde aussahst, und wie geschickt Du Deine Sachen machtest?"

„Ja — aber ich muß jetzt lernen, viel lernen, daß ich einmal eine wackere, brave Frau werden kann," sagte das Kind, „ich muß auch dem lieben Gott dankbar sein, daß er mir eine Heimath und Eltern gegeben hat, die für meine Erziehung sorgen. Die armen kleinen Mädchen, die da draußen auf den Pferden tanzen und springen müssen, haben es doch lange nicht so gut wie ich."

„Wer, um Gottes willen," rief Georgine erstaunt, „hat Dir die albernen Dinge in den Kopf gesetzt?"

„Alberne Dinge, Mama?“ sagte Josephine erschreckt, „ich habe eine hübsche Geschichte von einer armen Marie gelesen, und Mademoiselle Adele hat sie mir erklärt, und jetzt freue ich mich s o darauf, daß mir Papa eine andere liebe Marie mitbringen will, mit der ich spielen und tüchtig lernen kann.“

„Und so sehnst Du Dich gar nicht wieder zu dem früheren Leben zurück, und wenn Du auch ein eigenes kleines Pferd bekämest?“

„Nein, Mama,“ sagte Josephine rasch, „ich will bei Dir, bei Papa und Mademoiselle Adele bleiben, und mit Marie recht, recht fleißig lernen. Du sollst sehen, ich werde einmal ein recht gutes, braves Mädchen.“

Georgine erwiderte nichts, aber sie preßte die Lippen fest zusammen, und ihr Gaul fühlte die Peitsche, daß er in toller Flucht den Weg entlang stob.

Georgine kannte die Waldwege genau, und links abbiegend wußte sie, daß sie das Forsthaus umfahren konnte, um die bezeichnete Eiche zu erreichen. Außerdem glaubte sie kaum Jemanden heut im Walde zu treffen, denn bei dem Begräbniß einer so allbekannten Persönlichkeit, wie der „faule Tobias“, von dem ihr die alte Wirthschafterin gestern Abend noch viel erzählt hatte, litt schon die Neugierde die Leute nicht zu Hause. Begegnete sie aber auch wirklich einem oder dem andern der Forstleute oder Holzmacher, so rechtfertigte das schöne Wetter vollständig eine Spazierfahrt, und Niemand hätte an etwas Anderes denken können.

Georgine bog auf's Neue in die vom Forsthaus nach der sogenannten „Zaubereiche“ führende Straße ein. Hier war wieder Bahn, da einzelne Holzschlitten hin und her gefahren sein mußten. Dort vor ihr lag der ziemlich freie, lichte Platz, an dem die alte, ehrwürdige Eiche stand. Dort sah sie auch die dunkle Gestalt eines Mannes, und kaum eine Minute später zügelte sie ihr schnaubendes Thier neben der Stelle ein — aber Herr v. Silberglanz war n i c h t da.

Neben der Eiche, auf einer hölzernen Bank, von der er den Schnee hinweggekehrt, neben ein paar roh behauenen, mächtigen Steinblöcken, die der Volksmund als den Opferaltar der hier früher hausenden Heiden bezeichnete, saß der

alte Forstwart Barthold, und stand ehrerbietig grüßend auf, als er die „Frau Baronin“ erkannte.

„Guten Tag, Forstwart,“ sagte die Dame und nickte ihm zu, während ihr Blick ungeduldig den schmalen Pfad hinabflog, auf dem sie den hierher bestellten Herrn v. Silberglanz erwarten mußte. „Wie geht's? — was habt Ihr da?“

„Einen Fuchs, gnädige Frau,“ sagte der alte Mann, indem er seinen Ranzen öffnete, aus dem die Lunte des überlisteten Raubthieres heraushing. „Ich habe ihn heute Morgen ausgegraben, denn das ist böses, nichtsnutziges Raubzeug, das im Winter wie im Sommer nur in einem fort zusieht, wo es was zu stehlen findet. Wir haben unter den Menschen auch solch Gesindel, nur daß man sie nicht immer gleich am Pelz draußen so gut erkennen kann, wie die da.“

„Seid Ihr schon lange hier, Forstwart?“

„Nein, gnädige Frau — etwa eine Viertelstunde.“

„Ihr seid nicht vom Dorfe heraufgekommen?“

„Nein — gerade von der andern Seite aus dem Walde. Nur wie ich die Glocke unten hörte, die dem alten Tobias das Geleite zur letzten Ruhestätte giebt, da setzte ich mich hier auf die Bank und horchte den Tönen. Es klingt ja so heilig und erhebend, wenn man die Glocken kann im Walde anschlagen hören, noch dazu von einem solchen Platze aus, wie dieser, wo sie in früheren Jahrhunderten ihren Götzen Opfer schlachteten und von dem lieben Herrgott da oben nichts wissen wollten. Sonntag Morgens bin ich fast immer hier, besonders im Sommer, und mit dem Geläute unten, dem Singen der Vögel und dem Rauschen des Waldes müßte das ein verstockter Mensch sein, der da nicht von Herzen beten könnte.“

Georgine hörte kaum, daß er sprach. Ihr Blick schweifte unruhig über ihn hin und an den Stämmen der Bäume vorüber. Wenn er sein Wort nicht hielte! dachte sie mehr, als daß sie es durch die halb geöffneten Lippen murmelte, und fast unwillkürlich ballte sich die Rechte zornig um die gehaltenen Zügel. Das Pferd scharrte indessen ungeduldig den Schnee und blies den Dampf aus seinen feinen Nüstern in die klare Luft hinein.

„Aber, Mama," sagte Josephine, „Du hältst so lange still. Wird es Deinem Fingal nicht schaden?"

Der alte Forstwart, der seinen Blick schon lange ernst und aufmerksam auf der Kleinen hatte haften lassen, lächelte, als er die Worte hörte.

„Sieh, wie besorgt das kleine gnädige Fräulein schon um das arme Thier ist! Das ist recht; das zeigt ein gutes Herz, und was wir an dem geringsten Seiner Geschöpfe thun, wird uns der Herr da oben auch wieder zu Gute halten."

„Fahren wir jetzt wieder nach Hause zurück, Mama?" fragte die Kleine, als Georgine den Schlitten langsam um die Eiche lenkte, das in der That warm gewordene Thier etwas in Bewegung zu halten.

„Nein," sagte die Frau, „wir besuchen vielleicht einmal den Storchhof oder Kleinmarkstetten."

„So weit?"

Der Schlitten hielt wieder neben dem Forstwart — Georgine zerbrach sich den Kopf, wie sie den lästigen Menschen entfernen könnte.

„Thätet Ihr mir einen Gefallen, Forstwart?"

„Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau."

„Ginget Ihr wohl einmal jetzt — oder schicktet gleich, wenn Ihr nicht selber gehen könnt, irgend einen der Holzmacher auf das Gut hinüber, dort zu bestellen, daß ich möglicher Weise mit meiner Tochter nach Kleinmarkstetten hinüber gefahren wäre und in dem Falle die Nacht nicht nach Hause käme, denn die Tour wäre für mein Pferd hin und zurück zu groß. Sie möchten sich also nicht ängstigen."

„Sehr wohl, gnädige Frau — soll pünktlich besorgt werden," sagte der Forstwart, ohne sich jedoch von der Stelle zu rühren.

„Nun? — ist noch etwas?"

„Hm — gnädige Frau — Sie lachen mich vielleicht aus, und — ich bin auch wohl ein alter Thor — aber — ich hätte auch eine Bitte an Sie — oder vielmehr an das kleine gnädige Fräulein."

„An mich?" sagte Josephine erstaunt.

„Ja," sagte der alte Mann, und sein gutmüthiges, fal=

tiges Gesicht röthete sich leicht, „es ist nicht viel,“ setzte er aber rasch hinzu, „nur bitten möchte ich Sie, mir ein einzig kleines Mal — die Hand zu geben.“

„Gern!“ rief das fröhliche Mädchen, indem sie ihre Hand aus dem Muff zog und dem Alten reichte.

Der alte Forstwart nahm sie, sah dabei dem Kinde recht treuherzig in die Augen, und das kleine Händchen dann an die Lippen drückend, sagte er freundlich: „Dank, mein kleines gnädiges Fräulein, Dank, tausend Dank, aber Sie glauben gar nicht, gnädige Frau, wie wohl der Anblick dieses jugendfrischen Gesichtchens mit den großen, hellen Augen meinem alten Herzen thut. Es erinnert mich an die Zeit, wo die beiden jungen Herren Grafen hier bei uns wohnten, und aus den Augen da ist es mir immer, als ob der jüngste der beiden, das liebe, herzige Kind, herausschauen wollte. Ich habe den kleinen Burschen damals zu lieb gewonnen, ihn je wieder vergessen zu können.“

„Welcher beider junger Grafen?“ sagte Georgine, die damit das Gespräch abzubrechen wünschte.

„Der jungen Grafen Geyerstein.“

„Der beiden jungen Grafen? hat Geyerstein noch einen Bruder?“ fragte Georgine in dem Interesse, das sie plötzlich an der Sache nahm.

„Allerdings,“ erwiderte der alte Mann, einen jüngeren Bruder, und die beiden jungen gnädigen Herren waren als Kinder hier. Der jüngste von ihnen aber …“

„Wie hieß der?“

„Georg.“

„Georg?“

„Ja, gnädige Frau — der jüngste von ihnen kam aber nie wieder zurück — er soll draußen in der Fremde gestorben sein,“ setzte er mit einem schmerzlichen Seufzer hinzu, „und das Kind da, wie es mich so lieb und mitleidig ansieht, gemahnt mich immer, als ob ich den jungen, lieben gnädigen Herrn wieder vor mir sähe. Es ist freilich eine lange Zeit her, und ich bin alt — recht alt seither geworden. — Aber ich schwatze hier und schwatze, wo ich den Befehl Ew. Gnaden ausführen sollte. Gott schütze das liebe, kleine Haupt und

streue ihm nur Blumen auf den Weg, gebe ihm Gesundheit, ein langes Leben und ein glückliches Alter mit Seinem besten Segen! Und eine tiefe Verbeugung machend, trat der alte Mann von dem Schlitten zurück, nahm dann seinen Ranzen wieder auf sowie sein Gewehr, und schritt langsam der Richtung nach dem Gute zu.

„Sein Bruder!" flüsterte Georgine leise und erschreckt vor sich hin, „sein Bruder — und das mir ein Geheimniß, mir, der Gattin — hätte ich das ahnen können — und wenn ich nun — zu spät!" stöhnte sie dann, ihr umherschweifender Blick fiel in dem Moment auf die Gestalt des Herrn v. Silberglanz, der, unter seiner Pelzlast keuchend, im Schnee herangewatet kam. Er schaute aber nicht nach ihr hin, sondern den Weg zurück, und als sie den Kopf dahin wandte, bemerkte sie noch den alten Forstwart, der den Fremden gesehen hatte und jedenfalls abwarten wollte, was er hier suche, so lange die gnädige Frau noch da hielt.

„Meine beste gnädige Frau!" rief das zierliche, im Schnee watende Männchen endlich, als er näher kam, „ich muß unendlich bedauern, wenn Sie auch nur eine Secunde auf mich gewartet haben, aber der Schnee war" — sein Blick fiel auf Josephine, und er blieb mitten in seiner Rede stecken — „Ihre — Ihre Fräulein Tochter?"

„Nun?" sagte Georgine kalt.

„Diese — diese Ueberraschung ..."

„Wünschen Sie noch uns zu begleiten?"

„Aber, gnädige Frau, welche Frage!" rief Herr v. Silberglanz erschreckt.

„Sie werden dann hintenaufstehen müssen."

„Erlauben Sie mir nur, daß ich meine Pelzstiefel geschwind anziehe. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, das war ein Schnee hier herauf, daß ich beinahe stecken geblieben wäre."

„Im Pfad?"

„Ich — verfehlte den Weg. Glücklicher Weise fand ich einen biedern Holzfäller oder Köhler, oder was er sonst ist, der mich wieder zurechtwies," sagte der Baron, der sich an der Holzbank den Schnee von dem dünnen Schuhwerk schlug

und in aller Hast seine Pelzstiefel anzulegen suchte; „an dem Pelz hier habe ich mich beinahe todt geschleppt," fuhr er dabei fort, „ich bin durch und durch echauffirt!"

„Sie werden Zeit haben sich abzukühlen."

„Das fürch — ja — ja, gewiß — aber der Pelz hier hält mich warm. Wer ist übrigens jener alte Förster? — Der scheint an dieser Stelle permanent Schildwache zu stehen, denn gestern fand ich ihn ebenfalls hier."

„Der Forstwart," sagte Georgine und drehte den Kopf nach ihm um. Der alte Barthold aber, der jetzt gesehen hatte, daß der Herr ein Bekannter der gnädigen Frau war, wandte sich langsam wieder und verfolgte seinen Weg. Herr v. Silberglanz fuhr in seinen Pelz.

„Sind Sie fertig?"

„Vollständig — aber wollen Sie mir nicht gestatten, die Zügel zu nehmen?"

„Ich fahre selber — geben Sie mir Ihre Tasche in den Schlitten."

„Geht der Herr mit uns, Mama?" fragte Josephine.

„Ja, mein Kind!" Sie drehte halb den Kopf, der Baron war auf die Pritsche gestiegen und setzte sich zurecht. „Komm, Fingal!" Sie schnalzte leise mit der Zunge, und das Pferd, das ungeduldig diesen Augenblick erwartet hatte, flog, aufwiehernd, die schmale, glatte Bahn dahin durch den Wald.

26.

Der Abend kam, und Mademoiselle Adele hatte die Botschaft Georginens durch einen der Holzmacher erhalten, den der Forstwart an sie abgeschickt. Sie war allein in ihrem Zimmer, aber sie las weder, noch arbeitete sie, wie sie es sonst an solchen Abenden that, an denen sie sich ungestört wußte. Unruhig ging sie in dem kleinen Gemache auf und ab, trat an's Fenster, um hinauszusehen, und kehrte dann

wieder zum Sopha zurück — nur, um im nächsten Augenblicke aufzuspringen und ihre kaum unterbrochene Wanderung von Neuem zu beginnen. Sie sprach kein Wort dabei; still und schweigend ging sie mit dem Lichte hinüber in Georginens Zimmer und schien dort etwas Außergewöhnliches zu suchen, so ängstlich leuchtete sie überall umher. Der Secretär aber wie alle Schränke waren fest verschlossen, und die Schlüssel dazu trug Georgine stets selber bei sich.

Sie kehrte in ihr eigenes Zimmer zurück und begann von Neuem, was sie schon am Nachmittag gethan, die Kinderwäsche zu zählen und nachzusehen, und hier hatte sie sich vorher nicht geirrt. Die verschiedenen Stücke fehlten dutzendweise, und wie sie fest überzeugt war, sich darin nicht zu täuschen, überkam sie eine unsagbare Angst, der sie nur noch immer keine Form, keinen Namen geben konnte.

Einmal drängte es sie, die alte Wirthschafterin zu rufen und ihr den dunkeln Verdacht mitzutheilen, der sich ihrer bemächtigt hatte; aber was konnte die ihr helfen oder rathen! — Und doch noch war es möglich, daß sie sich irrte. Georgine konnte den Nachmittag, obgleich sie sich sonst nie um die Wäsche des Kindes kümmerte, doch vielleicht nachgesehen und den fehlenden Stücken einen andern Platz angewiesen haben, und war es überhaupt denkbar, daß sie so, ohne Abschied von dem Gatten...? Von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, griff das junge Mädchen ein Licht auf und eilte in des Barons Zimmer, denn sämmtliche Schlüssel hatte sie in Georginens Abwesenheit in Verwahrung. — Sie brauchte dort nicht lange zu suchen; auf dem Schreibtische des Barons lag ein gesiegelter Brief, dessen Adresse in Georginens Handschrift an ihren Gatten, den Baron v. Geyfeln, lautete, und viele Minuten lang stand sie schweigend, zitternd über den verhängnißvollen Brief gebeugt, und wagte nicht einmal ihn zu berühren. Aber bald siegte ihr eigener klarer Verstand über das Gefühl. Hier durfte sie den Brief nicht liegen lassen; der Baron fand ihn vielleicht, während fremde Menschen ihn umstanden, und verrieth im ersten Augenblicke der Ueberraschung das Geheimniß Anderen. Noch war es auch wohl möglich, den Schritt der unglücklichen verblendeten Frau ungeschehen

zu machen, so lange Niemand darum wußte, als sie und der Baron — kam es erst auf die Zungen der Nachbarschaft, so blieb der Friede des Hauses gestört für immer.

Rasch entschlossen nahm sie deshalb den Brief an sich — er brannte wie Feuer in ihrer Hand —, schloß die Thür wieder und eilte auf ihr eigenes Zimmer zurück, um dort zu überlegen, was jetzt zu thun sei, wie sie handeln solle. Aber so viel sie hin und her dachte, Pläne aufbaute und wieder verwarf, sie konnte nichts ersinnen. Eine genaue Adresse, wo er sich in diesen Tagen aufhalten würde, hatte Baron v. Geyfeln gar nicht hinterlassen, und wohin also jetzt selbst einen Boten senden, um ihn, so rasch ihn die Pferde bringen konnten, herbeizurufen? Sie mußte warten — es blieb kein anderer Ausweg für sie, und länger war ihr noch nie eine Nacht — länger noch nie ein Tag geworden, wie der folgende.

Unzählige Male hatte sie dabei nach dem alten Forstwart schicken wollen, von diesem vielleicht etwas Näheres zu erfahren; aber sie fürchtete auch, damit das Geheimniß, das nicht das ihre war, einem Dritten zu verrathen. — Und konnte nicht doch vielleicht die Frau noch zurückkehren — welchen Grund hatte sie gehabt, ihrer stillen, glücklichen Häuslichkeit zu entfliehen? Unfrieden mit ihrem Gatten? — Nie war, so viel sie wußte, ein hartes, unfreundliches Wort zwischen den Beiden gewechselt worden, so lange sie sich in dem Hause befand, und alles Andere, was ihr das Leben bei nicht zu übermäßigen Ansprüchen bieten konnte, besaß sie ja doch hier. Und das Kind — ihre liebe, liebe Josephine — war sie freiwillig mit der Mutter gegangen? — Nein, nein und zehnmal nein; sie hatte keinen Abschied weiter von ihr genommen, als mit einem flüchtigen Kusse; das Kind hatte keine Ahnung gehabt, daß die Fahrt mehr, als ihr gesagt worden, mehr als eine einfache Spazierfahrt bezwecke, und jetzt, dem Vater entrissen, wie unglücklich, wie elend würde sich dieser fühlen!

Noch immer hoffte sie — hundertmal den Tag ging sie in die andere Stube, in den Hof hinab zu horchen und den Weg nach dem Walde zu, den sie von ihrem Zimmer aus

übersehen konnte, ließ sie nicht aus den Augen — umsonst. Der Abend dämmerte, jener blaue, die Nacht verkündende Lichtschein legte sich auf die schneebedeckten Felder, die Umrisse des Waldes verschwammen mit dem düstern Horizont, und nichts verkündete die Rückkehr der Entflohenen.

Die Wirthschafterin war indessen wieder und wieder zu der Erzieherin gekommen, Aufschluß über das räthselhafte Ausbleiben der „Gnädigen“ zu erhalten. Adele aber hütete sich wohl, sie auch nur im Entferntesten den wahren Thatbestand ahnen zu lassen. Ihrer Aussage nach hatte Frau v. Geyfeln gleich von vornherein die Absicht gehabt, über Nacht auszubleiben, und ihr sogar gesagt, daß sie sich nicht ängstigen solle, wenn sie den Besuch noch ausdehne, da sie überdies so lange nicht bei den alten Bekannten und Freunden vorgesprochen wäre. Josephine besonders wäre gewiß nicht gern wieder so rasch von den dortigen Spielkameraden weggegangen. Aber das verdorbene Mittagsbrod — und wie sollte sie es jetzt mit dem Abendessen halten? — Kam die Gnädige noch nach Hause oder nicht, und wenn sie kam, mußte sie doch etwas Warmes zu essen finden! Mademoiselle Adele rieth ihr, Thee bereit zu halten, was ohne große Umstände geschehen konnte, und das Zimmer der gnädigen Frau heizen zu lassen — bliebe sie dann noch aus, so schadete es weiter nichts. Das geschah, aber die Frau kehrte nicht zurück.

Es schlug acht Uhr drüben an der kleinen Glocke, die sich über der Verwalterstube befand. Die Gouvernante, die keine Ruhe in ihrer Stube hatte, war wieder in das dunkle Zimmer getreten, von dem aus sie den Hof übersehen konnte. — Da klingelte ein Schellengeläute in den Hof, und ihre zitternden Kniee versagten ihr fast den Dienst, sie aufrecht zu halten. Wer es war, konnte sie freilich nicht mehr erkennen, aber der Schlitten hielt unten am Portal, und gleich darauf hörte sie Schritte auf der Treppe und eine Kinderstimme.

Hatte sie sich geirrt? — war Georgine zurückgekehrt? — das Herz schlug ihr, daß es die Brust zu sprengen drohte, und sie wußte kaum, wie sie hinaus auf den Vorsaal kam.

Die Haushälterin leuchtete mit dem Lichte den Heraufkommenden voran.

„Na, das ist schön, Herr Baron, daß Sie heut Abend gekommen sind,“ sagte sie dabei, „aber Ihr Zimmer habe ich nicht heizen lassen. Wir erwarteten Sie ja erst morgen — aber das von der gnädigen Frau ist warm — und die gnädige Frau wird wohl erst morgen wiederkommen.“

„Meine Frau ist nicht zu Hause?“ sagte ruhig, aber erstaunt die tiefe Stimme Georg's.

„Nein — zum Besuche nach Kleinmarkstetten, mit dem gnädigen Fräulein.“

„Mit Josephinen?“

Mademoiselle Adele trat in den Schein des Lichtes. Es war der Baron selber, der zurückgekehrt, und während sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust entrang, trat sie auf den Baron zu. Sie hatte ihre ganze Ruhe und Festigkeit wiedererlangt.

„Ah, Mademoiselle, guten Abend!“ rief Georg ihr entgegen, „meine Frau ist mit Josephinen ausgeflogen, wie ich höre, und hier bringe ich Ihnen die kleine versprochene Gespielin für Josephine — ich werde sie so lange unter Ihren Schutz stellen müssen.“

Die Kleine drückte sich schüchtern an ihren Begleiter an, Adele aber, freundlich auf sie zugehend und sie küssend, sagte: „Sei uns willkommen, mein liebes Herz, in Deiner neuen Heimath. Deine kleine Spielgefährtin ist freilich nicht da, aber sie wird bald wiederkommen, und Du wirst dann ein liebes, braves Schwesterchen an ihr finden, und sollst Dich recht bald wohl und zufrieden bei uns fühlen.“

„Komm, Marie,“ ermunterte sie auch Georg, „fürchte Dich nicht vor der Dame, sie wird Dir eine zweite Mutter werden und Dich lieb haben. — Das Kind hat im Schlitten geschlafen,“ entschuldigte er es dann gegen die Erzieherin — „und eben erst erwacht, erschrecken es die fremden Gesichter.“

„Das wird sich bald geben,“ erwiderte das junge Mädchen freundlich; „ich dürfte Sie auch wohl bitten, Herr Baron, es selber in mein Zimmer zu führen, daß es die Scheu erst ein ganz klein wenig ablegt. Wir wollen dann schon

bald recht gute Freunde werden. Ach, Mamsell, nicht wahr, Sie sorgen gleich dafür, daß der Herr Baron seinen Thee und die Kleine ein warmes Süppchen bekommt, nach der langen kalten Fahrt? — Wir brauchen kein Licht weiter — meine Thür ist offen."

„Ja wohl — ei gewiß — du meine Güte, daran hatte ich gar nicht gedacht!" rief die alte gute Mamsell geschäftig, „das soll gleich besorgt werden, und ein delicates Süppchen will ich selber gleich dem armen kleinen Würmchen kochen. Lieber Gott, das herzige Dingelchen muß ja ganz erfroren sein im Schlitten!" Und ihr Licht noch emporhaltend, daß Georg und Adele mit dem Kinde durch das dunkle Zimmer ihren Weg finden könnten, eilte sie rasch wieder über den Gang hinüber, der Küche zu, alles Nöthige selber anzuordnen.

Georg überlief es dabei wie mit Fieberfrost — ein bittender Blick der Gouvernante hatte ihn getroffen — und er fühlte, es war etwas Außergewöhnliches vorgefallen. Rasch trat er in das Zimmer, und wie nur die Wirthschafterin weit genug entfernt war, sie nicht mehr hören zu können, sagte er leise und dringend in französischer Sprache: „Was ist geschehen, Mademoiselle? verhehlen Sie mir nichts."

„Sie müssen Alles wissen, aber — lassen Sie das Kind nichts merken," bat die Gouvernante zurück. — „Seit gestern ist Ihre Gattin mit Josephinen fort — diesen Brief hat sie für Sie zurückgelassen. Gehen Sie in das Zimmer Ihrer Gemahlin und lesen Sie dort die Zeilen — wenn ich Marien zu Bett gebracht habe, werde ich hinüberkommen, um mich zu erkundigen, was morgen mit ihr werden soll."

Mit diesen Worten gab sie ihm den Brief, und Georg mußte sich gewaltsam zwingen, seiner Sinne bei der Schreckensbotschaft Meister zu bleiben. Aber die Gouvernante hatte Recht. Das Kind durfte von dem Ungeheuren, was hier vorgefallen, nichts erfahren — nicht bei seinem Eintritt in dieses Haus, wo sich dem kleinen Kopfe jedes gehörte Wort nur so viel schärfer und unvergeßlicher eingeprägt hätte. Ruhig nahm er den Brief, den er, ohne ihn auch nur anzusehen, in die Brusttasche schob, sagte dann der Kleinen freundlich gute

Nacht und verließ das Gemach. Wie er aber in das Zimmer seiner Frau kam, wußte er selber kaum. Dort warf er sich in einen Stuhl, erbrach den Brief, auf dem die Adresse: „An Herrn Baron v. Geyfeln" stand, und las die wenigen Zeilen, die er enthielt. Sie lauteten:

An Herrn Baron v. Geyfeln!

Schon diese Ueberschrift nimmt meiner Handlung jedes Bittere, das sie sonst für mich haben könnte. — An Herrn Baron v. Geyfeln — der Name ist mir so fremd, wie der Mann es mir geworden, der ihn trägt. Seit Du die Bahn verlassen, Georg, in der ich Dich bewundern und lieben lernte, seitdem mußte ich mich zwingen, in Deiner Nähe auszuharren — und that es nur des Kindes wegen, dem ich Mutter bin und bleiben werde. Deine Gesetze begünstigen Dich, daß ich nicht meinem Willen gleich von Anfang an folgen konnte. Ich habe jetzt Sorge getragen, daß sie nicht mehr im Stande sein sollen, mich zu erreichen. Folge mir, wenn Du kannst, als Baron v. Geyfeln, und reclamire das Kind, das mein ist im vollen Sinne des Wortes. Doch Du wirst klug sein und nicht einmal den Versuch machen, von dem Du von vornherein wüßtest, daß er erfolglos bleiben würde. — Kehre zu Deiner früheren Kunst zurück, und ich will mit Freuden in Deine Arme fliegen; verharre bei Deinem thatenlosen Leben und wir sind für immer geschieden.

Suche nicht meinen jetzigen Aufenthalt zu erforschen; wenn Du ihn selbst fändest, ich bin und bleibe für Dich verloren. Mein Kind aber werde ich einem Glück entgegenführen, das es unter Deiner Führung nimmer hätte erreichen können.

Lebe wohl!

Georgine.

Georg, der den Brief wieder und wieder durchgelesen hatte, hielt ihn noch in der Hand und starrte darauf nieder, als die Haushälterin mit der Magd in's Zimmer kam und das bestellte Abendbrod brachte. Georg faltete den Brief zusammen und steckte ihn in die Tasche, und die geschwätzige Alte

hätte gern ein Gespräch mit ihm angeknüpft, er wehrte sie aber unter dem Vorgeben ab, müde zu sein, verzehrte sein Abendbrod schweigend und fragte nur dann und wann die Wirthschafterin, die sich indessen im Zimmer zu schaffen machte, nach verschiedenen, höchst gleichgültigen Sachen. Die Mamsell erzählte ihm dabei natürlich, daß, gleich nachdem er fort gewesen, auch Besuch gekommen wäre: ein fremder Herr, der ihn hätte sprechen wollen.

„So? — in der That?“ sagte Georg ruhig, „wie hieß er?“

„Ja, das weiß ich wahrhaftig nicht. Er gab mir seine Karte, aber der Name stand mit so winziger Schrift darauf, daß ihn meine alten Augen nicht mehr lesen konnten. Es war aber ein Baron.“

„So? — und wie sah er aus?“

„Ein kleiner, sehr zierlicher Herr war es, sehr hübsch und sauber angezogen, mit einem kleinen schwarzen Schnurrbärtchen und *solchen* schwarzen Locken. Er war am nächsten Morgen noch einmal da, hat aber dann wohl nicht länger warten können, und da wir an dem Nachmittage — ach, das wissen der gnädige Herr ja auch noch nicht, daß der alte arme Tobias ertrunken ist!“

„Tobias? — wer ist Tobias?“

„Ih, der alte arme Teufel unten aus dem Dorfe — er war noch am Abend vor Ihrer Abreise hier oben und hatte wohl ein Glas zu viel getrunken, denn sonst habe ich ihn nie frech oder unverschämt gesehen, und Ew. Gnaden ließen ihn dann vom Hofe jagen.“

„Der ist ertrunken?“

„Er ist von hier aus nicht wieder in's Dorf gekommen. Ob er den Weg verfehlt hat, oder was sonst die Ursache war, Gott allein weiß es, aber am nächsten Morgen fischten sie ihn aus dem Bache unten auf, und gestern Nachmittag haben wir ihn begraben — und solch' eine schöne Leiche, wie der arme alte Mensch noch gehabt hat!“

„Der — ist — todt?“ sagte langsam und sinnend Georg, „wunderbar!“

„Ach Du lieber Gott!“ meinte die Haushälterin, „ab=

kommen konnte er ja schon; zu 'was nütze war er doch nicht mehr auf der Welt, und Hunger und Kummer hätte ihn so vielleicht bald untergebracht; aber es thut Einem doch immer in der Seele weh, wenn ein Christenmensch auf solche Art, eigentlich wie ein ander Stück Vieh auch, seinen Tod findet, wenn es auch nicht einmal ein Verwandter gewesen wäre."

Georg hörte schon gar nicht mehr, was sie sprach. — „Sind noch Briefe oder Zeitungen für mich gekommen?"

„Briefe — ja, ich weiß es wirklich nicht. Der Postbote war da, die werden aber dann wohl bei Ew. Gnaden im Zimmer liegen."

„Haben Sie den Schlüssel?"

„Den hat das Fräulein."

„Dann bitten Sie das Fräulein, mir Alles, was etwa für mich angekommen wäre — und auch meinen Schlüssel mit herüber zu bringen."

„Ja wohl, Herr Baron. — Ist der Thee etwa nicht heiß genug?"

„Oh, vortrefflich — ich bin nur abgespannt heut Abend und kann nicht viel genießen — ich werde mich ein wenig auf das Sopha legen."

Die Wirthschafterin hatte Tact genug, dies als ein Zeichen zu nehmen, daß sie sich entfernen könne, und sie verließ das Zimmer, in dem Georg allein mit seinen Gedanken, und vor Ungeduld sich bald verzehrend, zurückblieb. — Und die Gouvernante kam noch immer nicht — aber sie hatte das Kind zu besorgen, und eine volle Stunde mochte vergangen sein, ehe er ihren Schritt hörte. Gleich darauf trat sie ein und legte einige Briefe und Zeitungen auf den Tisch. Georg war aufgestanden und ging ihr entgegen.

„Mademoiselle," sagte er, die Hand nach ihr ausstreckend, „nehmen Sie vor allen Dingen meinen herzlichsten Dank für die zarte Weise, in der Sie in dieser Sache gehandelt haben, und nun, bitte, setzen Sie sich und erzählen mir mit kurzen Worten Alles, was Sie wissen."

Während die Gouvernante der Einladung folgte, blieb Georg erwartungsvoll am Tische stehen.

„Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan," sagte das

junge Mädchen, leicht dabei erröthend, „werde Ihnen selber, Herr Baron, aber wenig Auskunft geben können — ich durfte nicht nachforschen, denn ohne etwas damit gut machen zu können, hätte ich die Aufmerksamkeit der Leute nur unnöthiger Weise und vor der Zeit darauf gelenkt.“

„Sie hatten Recht — vollkommen Recht.“

„Der erste Verdacht stieg in mir auf, als ich eine bedeutende Lücke in der Kinderwäsche bemerkte, nachdem die gnädige Frau mit Josephinen eine angebliche Spazierfahrt unternommen hatte. Auch eine Anzahl ihrer Kleider fehlte — dann fand ich den Brief in Ihrer Stube — denn Angst und Ungewißheit ließen mich danach suchen, und ich nahm ihn an mich.“

„Ich bin Ihnen dankbar dafür — aber wer glauben Sie, der mir weitere Auskunft geben könnte — oder haben Sie selber einen Verdacht? Es war ein Fremder hier. — Wie sah er aus?“

„Ich habe ihn gar nicht gesehen; aber gleich nach Ihrer Abreise kam er, und obgleich er nur zweimal hier oben im Gute war, fürchte ich fast, daß er der Sache nicht fern steht. Unser Hausmädchen hat ihn wenigstens zu der Zeit, als Madame fortfuhr, zu Fuß, mit seinem Pelz auf dem Arm, in den Wald gehen sehen.“

„Und welchen Weg nahm er?“

„Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben. Der alte Forstwart aber hat die letzte Botschaft der gnädigen Frau — daß sie am vorigen Abend nicht nach Hause kommen würde, hereingeschickt. Möglich, daß er sie im Walde getroffen hat und etwas Näheres weiß.“

„Der Forstwart — Gott sei Dank, da ist ein Faden, an den ich anknüpfen kann. Georgine fuhr im Schlitten?“

„Ja, mit ihrem eigenen Pferde bespannt.“

„Es ist gut — ich danke Ihnen; gehen Sie jetzt wieder zu Ihrer kleinen Schutzbefohlenen und seien Sie ihr Mutter — stehen Sie überhaupt meinem ganzen Hause vor, bis — ich selber wieder zurückkomme.“

„Sie wollen doch nicht heut Abend noch...“

„Nein,“ unterbrach sie Georg ruhig; „erstlich wäre es nicht

möglich, im Dunkeln einer Spur zu folgen, und dann würde das auch Aufsehen erregen. Morgen früh reite ich fort — meine Frau in Kleinmarkstetten abzuholen — das genügt den Leuten. Sobald ich kann, schreibe ich Ihnen meine Adresse — wenn ich nicht selber indessen wiederkomme. Lange bleibe ich auf keinen Fall aus, es müßten mich denn ganz unvorhergesehene Hindernisse zurückhalten. Schlafen Sie wohl, Mademoiselle, und seien Sie versichert, daß ich Ihnen nie vergessen werde, wie wacker Sie mir in dieser schweren Zeit beigestanden haben."

„Schlafen Sie wohl," sagte das junge Mädchen schüchtern, und im nächsten Augenblick schloß sich die Thür wieder hinter ihr, während Georg noch wohl eine Stunde im Zimmer auf- und abschritt, ehe er sein eigenes Lager suchte.

Am nächsten Morgen war Georg wieder mit Tagesgrauen auf und ging selber in den Stall hinunter, um zu sehen, daß sein Reitpferd ordentlich gefüttert und dann ihm vorgeführt würde. Das geordnet, schickte er einen Boten in das Forsthaus, dem alten Forstwart zu sagen, er möge auf ihn warten, bis er hinauskäme, und ging wieder in seine eigene Stube hinauf. Dort sah er flüchtig die eingegangenen Briefe durch, wozu er sich gestern Abend keine Zeit genommen, trank den ihm gebrachten Kaffee und blätterte noch, bis das Pferd ausgefressen hatte, in den neben ihm liegenden Zeitungen. Er las wohl, aber er wußte nicht, was er las, seine Gedanken waren fern von da, und den Kopf in die Hand gestützt, ließ er das Blatt wieder sinken und starrte finster vor sich nieder. Endlich sprang er ungeduldig auf und sah nach der Uhr — es war noch zu früh — eine halbe Stunde *mußte* er dem Pferde noch Zeit gönnen, denn es hatte vielleicht einen langen Ritt vor sich. Er ordnete indessen seine Briefschaften, versah sich mit Geld und warf sich dann noch einen Augenblick auf's Sopha. Die vor ihm liegende Zeitung hatte er dabei bewußtlos mit der Hand zusammengeballt, und leise murmelte er: „Josephine — meine arme Josephine" — da fiel sein Blick plötzlich auf den Namen, der, größer gedruckt als die übrige Schrift, schon mit dem Zusatz „Circus" sein

Auge fesselte und alle weiteren Gedanken in sich verzehrte. Die Worte lauteten:

Circus Royazet.

Noch nie hat der Circus in Altona in solchem Flor gestanden, wie in der gegenwärtigen Saison. Es haben einzelne Directionen vortreffliche Gesellschaften gehabt, mit ausgezeichneten Mitgliedern, deren einzelne zu den besten zählten; aber noch nie, wir wiederholen es, war ein Director im Stande, solche Kräfte an einem einzigen Abende zu vereinigen, wie der jetzige. Royazet hat den Circus zu einer Art Pantheon der Reitkunst erhoben, in welchem er selbst auf der obersten Stufe thront, rings umgeben von den glänzendsten Koryphäen seiner Kunst. Ein Abend im Circus heißt jetzt so viel, als ein Abend des Vollgenusses, ja, fast des Uebermaßes. Künstler, welche sonst die Zierden der Reitbahn ausmachen, rangiren hier in zweiter Reihe und gewähren dem Zuschauer die merkwürdige Gelegenheit, den Unterschied zwischen Meisterschaft und Vollkommenheit wahrzunehmen. Ein Kranz reizender, kunstgewandter Damen reiht sich an die männlichen Größen an, und der unübertreffliche Clown Mühler, die Perle des früheren berühmten und jetzt aufgelösten Circus Bertrand, ist, um das Maß vollzumachen, dieser Walhalla ausgezeichneter Künstler gewonnen worden — ja, andere Kräfte sind ihm noch versprochen, die, wenn möglich, diesen Kranz von Genüssen noch gipfeln und erhöhen sollen. Royazet selber bildet aber stets den Glanzpunkt des Abends, und gleichviel, welche Künste der Equilibristik neben und um ihn sich entfalten — er ist und bleibt stets der oberste Meister, und wir glauben das Publikum um so mehr auf diesen, sich ihm jetzt noch bietenden Genuß aufmerksam machen zu müssen, da der Circus nur noch wenige Tage in unserer Stadt verweilen wird, um einem ehrenvollen Rufe nach Petersburg zu folgen. Ganz enorme Garantien sollen dem Künstler dort geleistet sein!

Georg hatte mit immer wachsender Spannung die prahlerische Anzeige wieder und wieder gelesen. Royazet — sein

alter Rival in mehr als einer Hinsicht, in Altona — der alte Mühler dort wieder engagirt, wohin ihm Karl jedenfalls vorangegangen. Sollte Georgine — Altona lag unter dänischer Gerichtsbarkeit außerhalb der deutschen Gesetze, und Petersburg — wenn sie ihm sein Kind nach Rußland entführte! — Er barg das Antlitz einen Augenblick in die Hand, aber es war auch wirklich nur ein Moment, in dem ihn die Sorge um die Tochter überwältigte. Schon im nächsten war er wieder er selbst, und Hut, Handschuhe und Reitpeitsche aufgreifend, verließ er das Zimmer gerade, als der Verwalter zu ihm die Treppe heraufwollte, ihm anzuzeigen, daß sein Pferd gesattelt wäre.

„Lieber Schönle," sagte Georg, „ich will jetzt nach Kleinmarkstetten hinüber, habe aber auch noch andere Geschäfte in der Nachbarschaft dort, und es ist möglich, daß ich mit meiner Frau erst in einigen Tagen zurückkomme. Einen erhaltenen Brief zu beantworten, muß ich aber einen Boten fortschicken, und da wir unsere Leute jetzt nothwendig brauchen, werde ich einen Burschen aus der Försterei, den Forstwart oder wen sonst, schicken. — Lassen Sie den alten Braunen herausführen, den Sattel auflegen und das Pferd dann, sobald Sie können, zum Forsthause hinaufschicken. Verstanden?"

„Sehr wohl, Herr Baron!" sagte der alte Verwalter, „ich dächte aber, denen im Forsthause schadete es auch nichts, wenn sie ihre Beine auf Gottes Erdboden setzten, statt sie über einen Sattel hinüber zu hängen."

„Das dauert mir dann zu lange," erwiderte Georg. „Thun Sie nur, wie ich gesagt habe. Sonst ist nichts Besonderes vorgefallen?"

„Nicht das Geringste, Herr Baron. Wir haben wacker gedroschen in der Zeit; Dünger ist gefahren, die Umzäunung am Garten ausgebessert, und jetzt sind nur noch die Holzfuhren zu machen, zu denen der Förster ein wenig drängt."

„Er hat Recht. Es ist auch die höchste Zeit, daß das Holz von dem Schlag fortkommt — also auf Wiedersehen, Schönle. Besorgt mir das Alles gut; in einigen Tagen spätestens bin ich wieder da."

Mit diesen Worten war er die letzten Stufen der Treppe

hinunter gegangen, legte seine Satteltasche auf, schnallte den Plaid daran fest, griff seinen Zügel auf, schwang sich in den Sattel und trabte aus dem Hofe, die Straße nach dem Walde einschlagend.

So hart den trefflichen Reiter aber auch der Schlag im ersten Augenblicke getroffen, daß ihm sein Kind, sein liebes Kind geraubt worden, so fest, ruhig und sicher fühlte er sich wieder, als er erst einmal im Sattel saß. Mit gutem Muth, durch eigene Kraft die List der Frau noch ausgleichen zu können und zu Schanden zu machen, trabte er den Weg entlang, und wenn es ihn auch manchmal drängte, das Pferd, den wackern Rappen, der ihn trug, zu rascherem Tempo anzuhalten, versagte er es sich doch, weil er eben nicht wußte, ein wie weiter Ritt noch heute vor ihm lag, und er sein treues Thier zu schonen dachte. So erreichte er das Forsthaus und fand hier den Forstwart Barthold schon seiner harrend, mit der Flinte auf dem Rücken, vor der Thür. Wie er den Herrn anreiten sah, kam er grüßend auf ihn zu, Georg aber aus dem Sattel springend, warf seinem Pferde den Zügel über den Nacken und sagte zu dem Alten:

„Guten Morgen, Barthold; kommt nur mit, ich begleite Euch ein Stück — ich habe etwas mit Euch zu reden."

„Gern, gnädiger Herr," erwiderte der Alte, „der Förster ist auch nicht zu Hause. Er ist auf den rothen Schlag hinaus, um den Fuhren das Holz anzuweisen."

„Ich weiß schon — ich will auch nicht zum Förster," sagte Georg und schritt langsam den Waldweg entlang, bis sie aus Sicht des Forsthauses waren. Hier blieb er stehen, und sich gegen Barthold wendend, fuhr er fort: „Ihr seid neulich meiner Frau hier begegnet, als sie im Schlitten die Straße nach Kleinmarkstetten fuhr, nicht wahr?"

„Ja, Ew. Gnaden."

„Kennt Ihr den Herrn, der mit ihr im Schlitten saß?"

„Sie war allein — das heißt, mit dem Fräulein Tochter"

„Allein?" rief Georg überrascht.

„Allein, meine ich, als sie vom Gute an die große Eiche kam,“ bestätigte der Alte, „und von dort schickte sie mich mit einem Auftrage nach dem Gute zurück.“

„So habt Ihr Niemanden gesehen, der bei ihr war?“ fragte Georg enttäuscht, denn auf den Forstwart hatte er seine ganze — seine letzte Hoffnung gesetzt.

„Oh doch,“ erwiderte der alte Mann. „Wie ich schon ein Stück fort war, kam ein Herr unten vom Dorfe den Weg herauf und stieg hinten auf den Schlitten, und dann fuhren sie zusammen fort. Ich blieb noch eine Weile stehen, weil ich glaubte, es wäre der gnädigen Frau vielleicht nicht angenehm, hier im Holze allein mit einem fremden Herrn zusammen zu treffen. Als ich aber sah, daß es ein Bekannter war, ging ich meiner Wege.“

„Und so kennt Ihr den Herrn gar nicht?“

„Nein, Ew. Gnaden — ich weiß nicht, wie er hieß,“ sagte der Alte etwas erstaunt, denn das unruhige Wesen des Barons fiel ihm auf.

„Der Name thut nichts zur Sache,“ rief Georg ungeduldig, „ich meine nur, ob Ihr nicht wißt, wie er aussah — ob Ihr ihn wieder kennen würdet.“

„Gewiß — an dem Tage habe ich ihn freilich nur von Weitem und ganz flüchtig gesehen; den Tag vorher aber kam er schon einmal zur Eiche, die er sich wohl neugierig betrachten wollte, obgleich er ihr kaum einen flüchtigen Blick zugeworfen und von meiner Erklärung gar nichts wissen mochte. Es fror ihn ein wenig an den Füßen.“

„Wie sah er aus?“

„Ein zierliches, geschniegeltes Männchen, städtisch und ein bischen fremdländisch angezogen, mit einem kleinen schwarzen Schnurrbärtchen und einer Brille auf, obgleich er noch gar nicht alt sein kann, um schwache Augen zu haben.“

„Und Ihr kennt ihn genau genug, ihn mir zu bezeichnen, wenn Ihr ihn wieder sehen würdet?“

„Ich kenne ein Stück Wild wieder, wenn es mir nur einmal flüchtig über den Weg gesprungen ist, wie viel mehr denn solch' ein wunderliches Menschenkind, dem ich Auge in Auge gegenüber gestanden habe!“

„Gut — habt Ihr Lust, Barthold, mich auf einer Tour zu begleiten?"

„Ich, gnädiger Herr? gewiß! — aber wohin?"

„Gleichviel — rüstet Euch, auf ein paar Tage auszubleiben. Für Lebensunterhalt braucht Ihr nicht zu sorgen; nehmt nur etwas reine Wäsche mit."

„Ein Hemd und ein paar Socken stecke ich in den Jagdranzen."

„Nein — den laßt zu Hause; auch Eure Flinte, die wir nicht brauchen werden, denn das Wild, das wir suchen, fangen wir lebendig."

„Soll ich denn vielleicht einen Schwanenhals oder ein Tellereisen mitnehmen?"

„Nein," lachte Georg, „auch das ist nicht nöthig, es geht auf keine Witterung. Ich werde jetzt mit Euch zum Forsthause zurückkehren. Apropos, könnt Ihr reiten?"

„Reiten? ja — es soll gerade nicht hübsch aussehen, wenn ich auf einem Pferde sitze," setzte er gutmüthig hinzu, „und sie haben mich schon ein paar Mal deshalb ausgelacht, aber ich hänge fest, Trapp oder Galopp, und herunter bringt mich keins."

„Desto besser — es wird vom Gute aus ein Pferd für Euch heraufgebracht werden. Aber eine Bedingung habe ich zu stellen — könnt Ihr schweigen?"

„Sehe ich etwa aus wie eine Plaudertasche?" sagte der alte Mann ernst.

„Gut — ich glaube es Euch. Kein Mensch erfährt später, wo wir gewesen — hört Ihr? —, was wir dort gethan — auch nicht, was ich vorhin über den Fremden mit Euch besprochen."

„Kein Wort, Ew. Gnaden," sagte der Alte, der zu ahnen begann, um was es sich hier handle. „Das bischen Wäsche stecke ich denn einfach in die Tasche."

„Ihr könnt es mir nachher in meine Satteltasche geben."

„Ew. Gnaden wollen dem Schlitten folgen?"

„Ja — wißt Ihr genau, welchen Cours er genommen?"

„Die gnädige Frau sagte, sie wolle nach Kleinmarkstetten,

der Herr aber hat an dem Morgen seinen Wagen leer mit seinem Gepäck nach Hottweil geschickt."

„Wißt Ihr das gewiß?"

„Unten im Krug haben sie so gesagt, und der Kutscher soll gestern Abend spät wieder leer durch's Dorf gefahren sein, wie mir einer der Holzmacher heute Morgen erzählte."

„War es ein herrschaftliches Geschirr?"

„Wohl nur ein Lohnkutscher von Haidedorf."

„Gut — wir dürfen aber trotzdem keine Zeit verlieren. Bestätigt sich das, so können wir vielleicht, wenn wir scharf zureiten, die Station noch erreichen, ehe der Schnellzug eintrifft. Das Pferd muß oben sein; jedenfalls ist es da, ehe Ihr Eure Sachen zusammen habt." Und ohne weiter eine Antwort abzuwarten, schritt Georg rasch zum Forsthause zurück, wenn auch der Förster nicht da war, doch dessen Frau davon in Kenntniß zu setzen, daß er den Forstwart auf einen oder zwei Tage in Geschäften mit sich nehme.

Barthold hatte indessen in wenigen Minuten seine geringen Vorbereitungen getroffen; bald darauf kam auch das Pferd, auf dem einer der Knechte heraufgeritten war, und sehr zum Erstaunen der Frau Försterin, die sich den ganzen Tag vergebens den Kopf darüber zerbrach, trabte Barthold hinter dem Herrn v. Geyfeln in den stillen Wald hinein. Bis sie die Stelle erreichten, wo sich die verschiedenen Wege theilten, sprach auch Georg kein Wort, und kehrte sich nur manchmal nach seinem Begleiter um, zu sehen, wie er im Sattel saß. Der alte Mann hing allerdings in etwas wunderlicher Art auf dem Pferde, aber er hatte nicht zu viel von sich gerühmt, als er behauptete, daß er wenigstens festsäße. Georg fühlte sich darüber auch bald beruhigt und ließ sein eigenes Thier etwas schärfer austraben, bis er es an dem dreiarmigen Wegweiser zum ersten Mal einzügelte.

Hier schieden sich die Wege; eine gewisse Spur war aber nur schwer noch zu erkennen, da Holz- und andere Fuhren die frische Schneebahn schon mit ihren verschiedenen Geleisen durchzogen und durchkreuzt hatten. Eine kurze Strecke indeß langsam auf dem Wege nach Hottweil fortreitend, fand Georg bald die zarten, feingeschnittenen Hufe von Georginens

Pferde seitwärts von der Bahn im Schnee abgedrückt, wo der Schlitten wahrscheinlich einer ihm begegnenden schweren Fuhre ausgewichen war, und die Zügel, ohne ein Wort weiter zu reden, wieder aufgreifend, schlug er den früheren scharfen Trab wieder ein, dem das alte und steifere Arbeitspferd kaum zu folgen vermochte. Die Station erreichten sie auch in der That bei guter Zeit, und wohl noch eine Stunde vor Ankunft des Zuges. Kurze Nachfrage genügte, Georg zu überzeugen, daß er sich auf der richtigen Spur befände. Das Pferd, das Barthold geritten, übergab er dann Einem der Leute dort, es im Dorfe einzustellen, bis er zurückkehre; sein eigenes, in zwei dazu geborgte Decken eingehüllt, wurde in einen der glücklicher Weise vorhandenen Pferdekasten geführt, und als der Zug heranbrauste, nahm er die Reisenden und das schon bereit gehaltene Pferd auf, und schnob davon, auf seiner schmalen eisernen Bahn, den heißen Athem in die frostige Winterluft ingrimmig hinausblasend.

27.

In Altona herrschte ein reges Leben, und der alte Forstwart Barthold schritt staunend an Georg's Seite durch die menschengedrängten Straßen. Das war eine Stadt — das war ein Treiben und Schieben durcheinander, und was für kostbare Waaren überall — der Alte wäre am liebsten vor jedem Schaufenster stehen geblieben, immer Neues anzustaunen und zu bewundern. — Und aus diesem Gewimmel von Menschen, wo es, wie bei einem Bienenschwarm, herüber und hinüberfuhr, sollte er den einzelnen Fremden heraussuchen, den er draußen im Walde gesehen? Der Kopf schwindelte ihm, und er ging die ersten Stunden wie in einem Traume umher.

Georg, der ihn begleitete, befand sich ebenfalls in furchtbarer Aufregung — freilich aus einem andern Grunde — und mußte sich Mühe geben, wenigstens die äußere Fassung

zu bewahren. Hatte er doch sein nächstes Ziel, den wahrscheinlichen Aufenthalt seines Kindes, seiner Josephine, jetzt erreicht — aber wo sie finden in der großen Stadt — und wenn gefunden, wie sie dann sich retten?

Gestern Abend war er, aber zu spät, um noch irgend welche Nachforschungen anzustellen, mit seinem Begleiter in Hamburg eingetroffen, und heute Morgen hatte er vergebens auf der Polizei in Altona angefragt, ob zwei Damen, eine Frau v. Geyfeln und eine Frau Georgine Bertrand, angemeldet wären — man wußte dort noch nichts von ihnen. Den Namen des Entführers kannte er ja nicht.

In der Nähe des Circus durfte er auch nicht wagen, sich — wenigstens am Tage — blicken zu lassen, denn er blieb dort zu sehr der Gefahr ausgesetzt, von Einem seiner früheren Leute, vielleicht gar von dem alten Mühler oder Karl, erkannt und verrathen zu werden. Georgine wäre in dem Fall augenblicklich gewarnt worden und sein ganzer Plan vernichtet, jede Aussicht auf Erfolg zerstört gewesen. Da wurde, als er eben nach Hamburg hinüber wollte, um dort den Abend abzuwarten, seine Aufmerksamkeit auf große Zettel gelenkt, die ein junger Bursche an den Ecken anklebte. Ein Holzschnitt oben darüber — einen Reiter zeigend, der mit sieben Pferden dahinflog — ließ keinen Zweifel, zu welcher Vorstellung, und Georg trat, zitternd vor Angst und Erwartung hinan, den gesuchten und doch gefürchteten Namen seines Weibes — seines Kindes darunter zu finden — und er hatte sich nicht geirrt. Der Name Georgine Bertrand stand allerdings nicht auf dem Zettel, aber die pomphafte Ankündigung eines neuen Gastes, einer Madame Georgette mit ihrer Tochter Mademoiselle Georgette, ließ ihm fast keinen Zweifel, daß Frau und Kind schon an diesem Abend, wenn auch unter anderem Namen, im Circus wieder auftreten würden.

Vorsichtig suchte er jetzt Georgettens Wohnung zu erfragen, aber die Auskunft, die er darüber erhielt, machte ihn wieder irre, denn diese lautete dahin, daß Madame Georgette, die neue berühmte Kunstreiterin, in Royazet's eigener Wohnung abgestiegen sei und ein Quartier bezogen habe, und der Mann, der ihm diese Auskunft gab, setzte aus freien

Stücken hinzu, es hieße in der Stadt, Monsieur Royazet habe selber geäußert, die Dame sei seine ihm bestimmte Braut. Wer dann hatte Georginen entführt? Royazet selber? Die Beschreibung des alten Mannes, die der alte Forstwart gab, paßte nicht dazu, auch sollte Royazet, wie er hier leicht erfragen konnte, Altona die letzte ganze Woche mit keinem Schritte verlassen haben.

Die Unruhe, hierüber Gewißheit zu erhalten, peinigte ihn zuletzt so, daß er beschloß, über Tag auf gut Glück hin die Stadt zu durchstreifen, vielleicht hier zufällig dem Entführer zu begegnen und ihn dann zu zwingen, ihm Rechenschaft zu geben.

Einmal schoß ihm der Gedanke durch's Hirn, Royazet selber aufzusuchen und von ihm sein Kind, wenn nicht im Guten, mit Gewalt zurückzufordern; aber standen sie hier nicht unter dänischem Gesetz, und war Frau wie Kind nicht mit Leichtigkeit außer seinem Bereich gebracht, wenn er den langsamen Gang der Gesetze hätte zu Hülfe rufen wollen? Royazet war außerdem sein Feind, noch von früherer Zeit her, und auf einen Beistand von seiner Seite nicht zu rechnen — und doch blieb das seine letzte Hoffnung, wenn alles Andere fehlschlug.

Heute Abend wollte er selber den Circus besuchen — unkenntlich machte er sich leicht auf nicht auffällige Weise durch einen breiträndigen Hut, eine Brille und einen um das Kinn gelegten Shawl, und dort konnte er mit eigenen Augen sehen, wie weit seine Befürchtungen gerechtfertigt seien. Bis dahin litt es ihn aber nicht, die Zeit ruhig und geduldig abzuwarten, sein Blut kochte und wallte in den Adern, und Straße auf und ab — nur die unmittelbare Nähe des Circus ängstlich meidend — zog er mit seinem auf dem ungewohnten Steinpflaster schon lange müde gewordenen alten Begleiter her und hin, sich selber nicht einmal ganz klar dabei, was er mit dem Entführer anfangen solle, wenn er ihn wirklich träfe.

Aber auch diese Suche mußte er endlich als durchaus hoffnungslos aufgeben, denn Barthold leistete ihm darin nicht einmal die Dienste, die er von ihm erwartet hatte. Durch die ganz ähnliche Kleidung so vieler Tausende nämlich fort-

während getäuscht, hielt er bald Den, bald Jenen für den Gesuchten, und brachte Georg dadurch ein paar Mal so in Verlegenheit, daß er froh war, durch irgend eine Entschuldigung von fälschlich angeredeten Personen wegzukommen.

Sein Quartier hatte er in Hamburg bezogen und dort sein Pferd eingestellt, und dahin begab er sich endlich wieder mit dem Forstwart, den einbrechenden Abend und die Stunde der angekündigten Vorstellung abzuwarten.

Der Abend kam, und Georg, in einen alten Mantel gehüllt, nahm für sich und den Forstwart zwei Sitze auf dem dritten Platz, um dort keinerlei Gefahr ausgesetzt zu sein, erkannt zu werden. Und mit welchen Gefühlen wohnte er dem Beginn dieser Vorstellung bei — mit welcher furchtbaren Pein war er Zeuge ihres weiteren Verfolges!

Barthold hatte im Anfang die Zuschauer genau mustern müssen, ob er den Fremden aus dem Walde hier wieder erkenne, aber ohne Erfolg. So sicher er geglaubt, sich auf sein Auge verlassen zu können, so verwirrt sah er sich hier in dieser neuen, ihm völlig fremden Welt, mit tausend Gesichtern um sich her, die, alle in einer Kleidung steckend, auch für ihn alle den einen Stempel in Ausdruck und Form zu tragen schienen. Er konnte Den, den er suchte, nirgends finden. So wie aber die Vorstellung begann, wurde Georg's Aufmerksamkeit vollständig auf diese gelenkt — er hatte alles Andere in dem einen Gefühl vergessen, sein Kind wiederzusehen — seine Josephine, und eine unsagbare Pein schoß ihm durch's Herz, als er sich dachte, wie.

Und die Musik begann. Der Possenreißer erschien, mit seinen eklen Gliederverrenkungen die Zuschauer zu belustigen, und Barthold hätte ein Jahr dasitzen können, ehe er in der buntbemalten, aus lauter Gelenken bestehenden Gestalt mit ihren widernatürlichen Bewegungen den sonst so steifen, ernsten „Schwiegervater vom Gute" wiedererkannt hätte. Georg wandte sich in Ekel von ihm ab. Jetzt schmetterten die Trompeten, jetzt wichen die Menschen in dem schmalen Eingange zurück — einige dänische Officiere und andere Cavaliere, die sich dorthin, der Damen des Circus wegen, postirt hatten — und herein auf ihrem eigenen Pferde, in Licht und

Glanz strahlend, das Antlitz ordentlich in Freude und Triumph, in wilder, ungebändigter Siegeslust leuchtend, flog — Georgine.

Und sie war schön, diese Königin der Amazonen, schön wie das flammende Meteor, das seinen Gluthenstreifen pfeilschnell durch den dunkeln Himmel zieht; schön wie das zuckende Nordlicht, das mit seinen Feuerstrahlen die kalte Winternacht erhellt. Ihre Augen flammten, ihre ganze Gestalt hob sich, und wie das Publikum erst in staunender Bewunderung diese plötzlich auftauchende, leuchtende Erscheinung angestarrt, so brach plötzlich das Eis, das es bis dahin wie gebannt gehalten, und donnernder, nicht endender Applaus grüßte sie beim ersten Betreten ihrer neuen Laufbahn wieder.

Dieser Beifallssturm schien den Körper des wirklich wunderschönen Weibes ordentlich zu durchzucken, schien ihn emporzutragen mit sich selbst. Kaum berührten ihre Fußspitzen den Sattel, über dem sie mehr schwebte, als daß sie auf ihm stand, und während höhere, fast glühende Röthe ihr Antlitz färbte und ihre Augen leuchteten, während die Locken im scharfen Luftzuge flatterten, und das Pferd selber, das sie trug, einen Theil der Begeisterung mit zu fühlen schien, brach sich der stürmische Applaus, wie das regelmäßige Branden einer See, immer wieder und wieder Bahn, und übertäubte selbst die schmetternde Musik. Barthold hatte sie erkannt — gleich auf den ersten Blick, denn *diese* Züge, einmal gesehen, waren nicht so leicht wieder vergessen. Er blickte auch Georg schüchtern und erstaunt von der Seite an. Dessen todtenbleiches Antlitz verrieth aber nur zu deutlich, was in ihm vorging, und er wagte nicht, ihn auch nur mit einem Laut, mit einer Bewegung zu stören.

Die Tour war vorüber — wieder und wieder mit tobendem Beifallsjauchzen gerufen, zog sich die schöne Reiterin zurück, und ein paar der Clowns zeigten jetzt ihre Künste.

„Mademoiselle Georgette!" verkündete der Mann in hohen Reiterstiefeln und mit einer langen Peitsche in der Hand, der mitten in der Arena stand, den neuen Namen, indem er seine Waffe demonstrirend und mit einer Verbeugung gegen den Eingang neigte.

Georg's Blut stockte; die Lichter flimmerten ihm vor den Augen, der ganze Circus drehte sich mit ihm, und krampfhaft faßte er seines Nachbars Arm, sich an diesen zu halten. Aber diese Schwäche, die ihn überkam, dauerte kaum länger, als sie gebraucht hatte, ihn zu bewältigen. Er war wieder er selbst, und sah jetzt, wie sein Kind geschmückt und aufgeputzt auf einem kleinen muntern Pony in die Arena sprengte und den Rundlauf begann. Wenn es aber auch das Publikum täuschte, dem Vaterauge konnte die stark aufgetragene Schminke das veränderte Aussehen des Kindes nicht verbergen.

Josephine sah leidend aus; ihre Augen lagen tief in den Höhlen, und statt des fröhlichen Lächelns, das sonst in solchen Augenblicken ihre Züge belebte, trugen sie das deutlich auffallende Gepräge von Angst und Zaghaftigkeit. Ihr Blick flog nicht frei umher, sondern haftete an der Mähne des Pferdes, und sie schien sich erst in etwas zu sammeln, als sie den Circus einige Male umritten hatte.

Das Publikum verhielt sich dabei still. Die kurz vorher bewunderte glänzende Erscheinung der Mutter hatte es zum Theil verwöhnt, zum Theil empfand es aber auch wohl die unverkennbare Angst des Kindes mit und fühlte sich unbehaglich dabei. Die Musik wurde lebendiger, der Tact schneller, das Pferd, gewohnt, den Lauten zu gehorchen, flog rascher mit seiner kleinen Reiterin dahin, und während Josephine die früheren Stellungen und Bewegungen auf dem dahinschnaubenden Thiere auszuführen versuchte, erkannte Georg mit peinlichem Schmerz die Angst und Unsicherheit, in der sie sich befand.

Da trat neben Royazet Georgine in den Gang, zwischen die Schaar der dort eingedrängten Zuschauer, und wie das Kind vorbeipassirte, rief sie ihm einige Worte der Ermunterung zu. Die Aufmerksamkeit der Kleinen wurde aber dadurch von ihrem Pferde abgelenkt, und gerade als sie Georg wieder gegenüberkam, verlor sie das Gleichgewicht und mußte, um nicht zu stürzen, vom Pferde springen.

Im Publikum herrschte eine Todtenstille, nur auf dem dritten Range lachte eine Anzahl trunkener Matrosen, und einer schrie in seinem Plattdeutsch: „Nehmt doch die Deeren

weg, die kann ja nicht hopsen! Einer von den Hanswursten soll hereinkommen!"

Ein Theil lachte; Josephine aber hatte im Nu wieder das Pferd am Zügel; der Bereiter sprang hinzu, ihr zu helfen, das geduldige Thier stand, und von Neuem umflog sie den Circus. Da wurden Reifen und Guirlanden herbeigebracht, über und durch die sie springen sollte. Georgine stand noch immer im Eingange, mit keiner Ahnung, wie nah ihr Gatte sei — Josephine machte, als sie an ihr vorüberflog, eine bittende Bewegung und zeigte auf die Reifen, daß diese entfernt werden sollten. Wie sie vorüberkam, schüttelte Georgine mit dem Kopfe und lächelte dazu.

Einige der Clowns sprangen jetzt mit anderen dazu angestellten Dienern auf den Rand der vordern Gallerie, um die Reifen auszuhalten und dem Kinde das Springen durch Auf- und Niederheben soviel als möglich zu erleichtern. Josephine aber gab, obgleich das Pferd schon drei- oder viermal die Runde darunter durchgemacht hatte, noch immer nicht das Zeichen, daß sie bereit zum Voltigiren sei. Da endlich wurde das Publikum ungeduldig; es wünschte diesen „Schulübungen", wie Einige meinten, ein Ende gemacht zu sehen, und Georgine, dadurch gereizt, gab den Leuten einen Wink, die Reifen auszuhalten.

„Spring!" rief sie dabei der Tochter zu, „Du hast es ja tausendmal gethan!"

Der Clown, der den ersten Reif hielt, zog ihn nochmals zurück, denn er sah, daß Josephine nicht fertig wurde — den zweiten mußte sie aber beachten und kam glücklich hindurch, ebenso durch den dritten. Das Publikum applaudirte, froh, dem jungen Mädchen einigen Muth machen zu können. — Wieder wurden einige Reifen aus ihrem Bereich gehoben, denn das Kind hatte auf's Neue einen Fehltritt auf dem Sattel gemacht; aber sie gewann das Gleichgewicht wieder, stand fest, bog sich zum Sprunge wieder und flog hindurch.

War es nun Ungeschicklichkeit des Haltenden oder ihre eigene Schuld, es ließ sich das nicht in der Schnelle, mit der das Ganze vorwärts ging, bestimmen. Josephine blieb aber mit dem Fuße an dem Reifen hangen — der Clown ließ ihn los

um sie nicht vom Pferde zu reißen; doch ehe sie wieder festen Fuß fassen konnte, schnellte der elastische Reifen zwischen sie und den Sattel, und seitwärts abgedrückt, stürzte sie nach außen auf den Rand der Balustrade.

Wohl streckten sich eine Menge Arme nach ihr aus, ihren Fall zu brechen. Josephine selber war aber auch gewandt genug, die größte Gefahr schon selber zu vermeiden. Den fremden Armen dabei scheu entgleitend, sprang sie in die Arena zurück, neigte sich beschämt gegen die lautlos zu ihr niederschauenden Menschen, und verschwand dann, an ihrer Mutter vorüber, in den Gang.

Unmöglich wäre es, die Gefühle zu schildern, die bei dieser Scene Georg's Herz zerschnitten, und einmal drängte es ihn schon, durch die Zuschauer hin in den Circus zu springen, sein Kind aufzugreifen und mit ihm zu entfliehen. Er mochte auch eine Bewegung dahin gemacht haben, denn Barthold hielt ihn plötzlich erschreckt am Arme fest. Er selber fühlte auch das Wahnsinnige eines solchen Unternehmens, hier in dem fremden Lande aus der Mitte der in Royazet's Diensten stehenden Leute, in Gegenwart Georginens, die ihn augenblicklich erkannt hätte, etwas Derartiges zu versuchen. Es hätte seine letzte Hoffnung vernichten müssen. Aber er vermochte auch nicht länger diesen Anblick zu ertragen, und Barthold's Arm fassend, zog er ihn mit sich fort, hinaus in's Freie.

Der alte Forstwart folgte willenlos, obgleich das Alles so viel Reiz und Zauber für ihn hatte, daß er wohl noch gern eine Weile länger dageblieben wäre. So verdutzt war er aber auch zugleich über das prachtvolle Erscheinen seiner früheren Herrin und ihrer Tochter — der gnädigen Frau Baronin mit der kleinen Josephine — und so wenig konnte er sich in seinem schlichten Verstand das Ganze zusammenreimen, daß ihm selber vom vielen Denken wirr im Kopfe wurde. Er legte das freilich der furchtbar lärmenden Musik zur Last, von der sie gar nicht weit gestanden hatten, und seine Ohren gellten ihm noch, als sie schon eine Strecke die dunkle Straße entlang geschritten waren.

Unterwegs wurde kein Wort zwischen ihnen gewechselt.

Stumm und schweigend schritten die beiden Männer neben einander her, drängten sich durch das Gewühl am Hamburger Berge, kreuzten die stillere Promenade, die Hamburg und Altona von einander scheidet, und wanderten dann noch eine Strecke durch enge Straßen mit „baumhohen" Häusern, wie der Forstwart bei sich dachte.

Barthold, so gut er im Walde draußen zu Hause war, so völlig aus seiner Sphäre fühlte er sich hier, und wenn er sich dort etwas auf seine Ortskenntnisse zu Gute that, mußte er sich hier gestehen, daß er wie ein Kind von der Führung seines Begleiters abhängig sei. Eine Straße glich ihm vollständig der andern, und bogen sie jetzt rechts und dann links ab, so hätte er Zehn gegen Eins wetten wollen, daß sie genau denselben Weg zurückmachten, den sie gekommen wären. Sehnsüchtig bemerkte er indessen auf ihrem Wege eine Menge hell erleuchteter Fleischläden und Bäckerstände, und drehte ein paar Mal verlangend den Kopf danach um. Es war auch kein Wunder; Georg in seiner Aufregung hatte den Tag noch keinen Bissen über seine Lippen gebracht, und dabei ganz vergessen, daß der Alte keineswegs geistig so bewegt sei, um seinen Hunger ebenfalls darüber zu vergessen.

So vertieft Georg aber auch in seine eigenen schmerzlichen Gedanken sein mochte, so entging ihm doch nicht das zeitweilige Zögern des Alten an solchen Stellen, und er sagte endlich, als sie wieder einmal einen ähnlichen Ort passirt waren, ohne anzuhalten: „Ihr seid wohl hungrig, Barthold?"

„Hm — da einmal gerade die Rede davon ist," meinte der Alte, „so hätte ich allerdings nichts dagegen, wenn ich mir ein Stück Brod und Fleisch kaufen könnte. In der Eile aber, in der wir daheim fortgingen, habe ich ganz vergessen, auch nur einen einzelnen Schilling einzustecken."

„Armer Barthold!" sagte Georg gerührt, „habe ich Euch doch ganz vergessen! Aber wartet nur noch wenige Minuten; wir haben gleich unser Ziel erreicht, und dort wollen wir alle Beide ordentlich essen. Wir haben es alle Beide nöthig, denn wir brauchen Kräfte für den morgenden Tag."

„Oh, ich kann's schon eine Weile aushalten, wenn's sein

muß — nur — da wir hier so bequem vorübergingen, dachte ich..."

„Wir haben es dort noch bequemer. Seht Ihr den von vielen Laternen beleuchteten Platz, auf den wir zugehen? Dort sind wir jetzt zu Hause. Hättet Ihr selber dahin den Weg gefunden?"

„Im Leben nicht — ich weiß auch nicht — hier zwischen den hohen Häusern wird es mir so schwül und eng. Ich komme mir vor wie ein Vogel im Bauer, und wenn ich hier bleiben müßte — ich glaube, ich stürbe in der ersten Woche vor Sehnsucht nach einem Baume."

„Aber wir haben heute Bäume genug gesehen."

„Ja, leider Gottes," seufzte der alte Mann, „und die armen Dinger haben mich auch genug gedauert. In Reihen aufgepflanzt, stehen sie wie die Soldaten, dürfen keinen Zweig über die Linie hinausstrecken, wenn ihnen nicht das widerspenstige Glied weggeschnitten werden soll, und statt der freien Himmelsluft, die gern von oben zu ihnen möchte, aber nicht kann, bekommen sie Steinkohlenqualm und allen möglichen andern Dunst und Stank zu athmen. Und nun erst so ein armer Baum mit einer flammenden Laterne neben sich, wie muß dem zu Muthe sein! wie elend, wie gedrückt muß er sich fühlen! Die Bäume verlangen in der Nacht so gut ihre Ruhe, wie der Mensch und das Thier, und kann so ein Baum schlafen, wenn ihm die neugierigen Flammen fortwährend zwischen die Aeste hineinleuchten und Wagengerassel und Menschenstimmen ununterbrochen das Rauschen seiner Wipfel übertäuben? — Es ist nichts mit den Bäumen in einer Stadt, und wie ein Reh kein Reh mehr bleibt, wenn man's in einen Kasten mit Gitterstäben steckt und nothdürftig füttert, um das arme Ding am Leben zu erhalten, so sind meiner Meinung nach das hier, was wir heute gesehen haben, auch keine Bäume mehr, sondern nur grüne Verzierungen, die sich das Menschenvolk da aufgestellt. Ich kann mir auch nicht denken, daß ein solcher Baum im Stande ist zu wachsen — es ist gegen die Natur, und sein Laub wird im Sommer auch dürftig und staubbedeckt genug sein. Was ist da solch' eine ganze Allee

gegen einen einzigen Baum im freien, schönen Walde? — gegen meine alte Eiche?"

Der Alte hätte noch ruhig eine Weile so fortgeschwatzt, obgleich Georg, mit seinen Gedanken schon wieder weit zurück, nicht einmal die Worte hörte, die er sprach; aber sie erreichten jetzt den freien Platz, auf dem ihr Hotel lag, und Georg bog links danach ein und betrat gleich darauf mit dem Forstwart die unten gelegene Restauration. Fühlte er doch selber das Bedürfniß, den abgespannten Körper auszuruhen und zu stärken, und Barthold war ordentlich heißhungrig nach irgend etwas Genießbarem geworden.

Der große Saal war noch schwach besetzt, füllte sich aber bald mit nach und nach eintreffenden Gästen, und Georg nahm an einem kleinen Tische Platz, bestellte bei einem rasch herbeispringenden Kellner ein compactes Abendbrod für sie Beide und hing indessen seinen eigenen trüben Gedanken nach.

Barthold wußte sich besser zu beschäftigen und nahm einstweilen das vor ihn hingelegte Rundstück oder Brod in Angriff, dem knurrenden Magen nur wenigstens etwas zu bieten. Dann betrachtete er staunend das geräumige, prachtvoll eingerichtete Local, das seinem Begriff von einer „Stube" auch nicht im Entferntesten entsprach. Das ganze Forsthaus daheim war nicht einmal so groß und geräumig, und auf dem Gute selber nicht die Hälfte der Pracht an Hausgeräth, Tapeten und Beleuchtung. Was für ein schmähliches Geld mußte das Alles kosten, und wie reich, wie steinreich mußte der Mann sein, dem das gehörte! Dann interessirten ihn auch die fremden Holzarten, die er hier sah, und er würde diese näher untersucht haben, wäre nicht in dem Augenblick das Essen gekommen. Oh wie süß das duftete! und der alte Forstwart hatte im Nu alles Andere darüber vergessen.

Der Saal füllte sich indessen mehr und mehr, und dem alten Forstwart wollte nur das nicht dabei gefallen, daß Keiner den Andern grüßte und Leute sich manchmal dicht neben andere hinsetzten, ohne auch nur so viel wie „guten Abend" zu sagen. Georg hatte eine Flasche Wein bringen lassen und schenkte dem Alten ein — und wie vortrefflich schmeckte das! — er trank ein Glas nach dem andern. Mehr und

mehr Menschen kamen und besetzten die ihnen nächsten Tische. Barthold unterließ dann nie zu grüßen, erhielt aber kaum ein Kopfnicken als Antwort — nicht einmal die Hüte setzten die groben Menschen ab! Das Essen schmeckte ihm aber trotzdem, und Georg war lange damit fertig, als er noch immer fleißig Messer und Gabel handhabte. — Mehr und mehr Gäste kamen herein; an dem nämlichen Tische, an dem Georg und der alte Forstwart saßen, hatten schon neben ihnen vier oder fünf andere Gäste Platz genommen; Georg sah sie gar nicht; vor seinen Augen schwebte nur die unglückliche bleiche Gestalt des Kindes, das, seiner Heimath entrissen, mit einer *solchen* Mutter in das wilde Leben hinausgeschleudert worden war, und Plan nach Plan baute er auf, wie er sich ihm nahen, wie er es retten solle.

Der alte Forstwart trat ihn auf den Fuß; er litt es, bis es ihn schmerzte, dann zog er den Fuß zurück, ohne weiter darauf zu achten. Barthold aber fühlte unter dem Tische vorsichtig weiter nach dem ihm entzogenen Gliede, und wieder fühlte Georg die schwere Sohle des Alten auf seinen Zehen. Erstaunt sah er zu ihm auf und bemerkte jetzt erst, daß der Alte, über seinen Teller gebeugt und auf der Gabel ein großes Stück Beefsteak, ihm einen bedeutungsvollen Blick zuwarf und dann seitwärts nach einem jungen Manne schielte, der, den Hut auf dem Kopfe, eine viereckige Lorgnette in's Auge gekniffen, im Stuhle zurückgebeugt, dicht neben Barthold saß und die Weinkarte musterte. Georg wußte im ersten Augenblick nicht, was der Alte wollte; daß dieser aber irgend eine überraschende Entdeckung gemacht haben mußte, ließ sich nicht verkennen. Dem Blick folgend, den er noch immer von ihm selber auf den Fremden fallen ließ, schoß da plötzlich der Verdacht in ihm auf, ob *das* vielleicht der Fremde sei, den er den ganzen Tag gesucht und der ihm also zufällig hier in den Weg gelaufen. Eine Verständigung mit Barthold war aber an dem Tische selbst nicht möglich; er stand deshalb auf, gab dem Forstwart ein leises Zeichen, ihm zu folgen, und ging nach der andern Seite des Saales hinüber. Barthold verstand im Augenblick, was er wollte — blieb noch eine kurze Zeit sitzen, und stand dann ebenfalls auf.

Der Fremde sah ihn über die Weinkarte an und rückte seine Lorgnette schärfer in's Auge; der Alte aber drehte sich langsam von ihm ab und stand wenige Secunden später neben Georg.

„Was habt Ihr, Barthold?“

„Das ist er!“ flüsterte der Forstwart rasch zurück.

„Wer? — der Fremde von Schildheim?“

„Derselbe, den ich an der Eiche getroffen habe, und der dann am nächsten Tage mit in den Schlitten gestiegen ist.“

„Seid Ihr dessen ganz gewiß? — Ihr habt Euch heute so oft geirrt.“

„Alles, was ich gegessen habe, soll mir zu Gift werden, wenn das nicht der Rechte ist,“ versicherte Barthold. „In dem irre ich mich aber nicht; das Gesicht ist nicht zu vergessen, und überdies hat er mich auch wieder erkannt.“

„Ihr glaubt wirklich?“

„Wenigstens ist ihm mein Gesicht bekannt vorgekommen, denn er hat mich ein paar Mal durch sein viereckiges Glas, das er sich vor's Auge klebte, betrachtet. Sehen Sie, Herr Baron, er dreht auch jetzt den Kopf wieder nach mir um. Das ist der Bursche, und ein schlechtes Gewissen hat er obendrein.“

Der alte Barthold hatte sich dieses Mal nicht geirrt; es war in der That Baron v. Silberglanz, der, in der verdrießlichsten Laune von der Welt, dort am Tische saß und die Weinkarte musterte. Daß er allerdings Dem, welchem er von Allen am letzten zu begegnen wünschte, so unverhofft in's Garn gelaufen war, ahnte er noch nicht; des alten Forstwarts Gesicht und Kleidung war ihm aber in der That aufgefallen. Er mußte das Gesicht in letzterer Zeit irgendwo gesehen haben; das weiße Haar besonders machte ihn stutzig — doch wo? Er besann sich darauf, konnte aber nicht gleich die richtige Umgebung für ihn finden. Jetzt stand der andere Fremde auf, der mit am Tische saß — auch dessen Gesicht war ihm bekannt — jetzt folgte ihm der alte Jäger, und die Beiden sprachen da hinten mit einander — er sah sich nach ihnen um und begegnete ihren auf ihm haftenden Blicken. Sie sprachen von ihm, und im Nu, während ihm das Lorgnon

aus dem Auge fiel und sein Blut zum Herzen zurückfloh, kam ihm die Erinnerung an alle Beide — kam ihm das Bewußtsein der Gefahr, in der er sich befand.

Das war der alte Jäger aus dem Walde bei Schildheim — der Andere Monsieur Bertrand — der Baron v. Geyfeln — wo um Gottes willen hatte er seine Augen gehabt, daß er ihn nicht gleich erkannte? Und rasch die Weinkarte hinlegend, dachte er jetzt nur daran, sich so rasch als irgend möglich zu entfernen, etwaigen unangenehmen Erörterungen am liebsten aus dem Wege zu gehen. Ein flüchtiger Blick dort hinüber überzeugte ihn auch rasch, daß er sich keineswegs geirrt. Georg, als er sah, daß er aufstand, bewegte sich durch die, dort für ihn glücklicher Weise gedrängt sitzenden, Gäste der Thür zu, jedenfalls in der Absicht, ihm den Weg abzuschneiden. Wenn er diese vorher erreichen konnte — sein Paletot hing dicht daneben — so war er sicher. Baron v. Silberglanz dachte in der That in dem Augenblick gar nicht daran, daß er „Cavalier" sei, was er sonst selten vergaß. Sein einziger Gedanke war „Flucht", und während er sich so wenig auffällig als möglich Bahn durch Kellner und Gäste machte, murmelte er leise und ängstlich vor sich hin: „Oh ja — weiter fehlte jetzt gar nichts mehr, um der ganzen Geschichte noch die Krone aufzusetzen — weiter gar nichts! Daß mich auch der Teufel plagen muß, gerade noch heute, den letzten Abend, diesem verzweifelten Menschen in den Weg..." Er streckte den Arm nach dem neben ihm hangenden Paletot aus; mit der Linken hatte er schon die Thürklinke gefaßt, als er eine Hand auf seinem Arm fühlte und eine ruhige, tiefe Stimme an seiner Seite sagte:

„Auf ein Wort, mein Herr."

„Ja — bitte recht sehr — guten Abend," erwiderte Herr v. Silberglanz rasch und verlegen.

„Bitte, Barthold, holt mir doch einmal meinen Hut dort — vom Tische da drüben. Ich stehe gleich zu Ihren Diensten."

„Ich muß um Verzeihung bitten — ich bin in großer Eile."

„Sie haben Zeit," erwiderte Georg ruhig, „überhaupt ist

es besser, daß das, was wir mit einander abzumachen haben, mit so wenig Aufsehen als möglich geschieht."

„Ich begreife nicht, mein mein Herr — Sie irren sich wahrscheinlich in der Person. Ich bin Baron v. Seltendorf."

„Ich kenne Ihren Namen gar nicht," erwiderte vollkommen kaltbütig Georg. Der Name thut auch hier nichts zur Sache, wo wir uns blos an die Person zu halten haben. — Ich danke, Barthold. Wartet hier, bis ich wieder zurückkomme."

„Aber was wünschen Sie?"

„Da Sie so in Eile sind, werde ich Sie ein Stück begleiten. Was wir mit einander zu sprechen haben, bedarf überdies keiner Zeugen. Herr Baron, ich stehe zu Diensten."

„Schön — sehr schön," sagte v. Silberglanz verlegen, indem er seinen Paletot anzog und sich in diesem Augenblicke nach Paris oder London oder in irgend eine andere, sehr entfernte Gegend wünschte. „Wenn es Ihnen denn gefällig ist..."

Georg machte eine auffordernde Bewegung für ihn, voranzugehen; v. Silberglanz, sich jetzt mit einem tiefen Seufzer der Nothwendigkeit fügend, gehorchte, und wenige Minuten später schritten die beiden Männer draußen am Bassin des Jungfernstieges, von Niemandem weiter gestört, dahin.

„Herr Baron," bruch Georg endlich das, für Jenen schon drückend werdende Schweigen, „es ist zwischen uns beiden nicht weiter nöthig, große Umschweife zu machen, und das Beste wird sein, einfach und rasch zur Sache zu kommen. Ich weiß nicht, ob Sie mich kennen, obgleich ich es fast vermuthe."

„Ich habe in der That nicht die Ehre..."

„Nun gut denn — ich bin derselbe Mann, den Sie früher unter dem Namen Georg Bertrand kennen lernten, und Madame Georgine, die Sie aus Schildheim mit ihrem Kinde *entführten*, ist *meine Frau*."

„Mein Herr — ich gebe Ihnen mein Wort..."

„Halt! — Sie sind Cavalier," unterbrach ihn Georg

rasch, „bedenken Sie, was Sie sprechen, und verpfänden Sie Ihr Wort nicht an eine — Lüge.“

„Herr Baron...“

„Davon mehr nachher,“ erwiderte Georg kalt. „Jetzt verlange ich Antwort — aufrichtige, unumwundene Antwort: Wo haben Sie mein Weib gelassen? — Wo befindet sie sich jetzt und — was war Ihre weitere Absicht mit ihr? — Glauben Sie dabei nicht, mich durch leere Ausflüchte, durch irgend ein Märchen zu täuschen. Ich will die Wahrheit von Ihnen, und wenn ich — doch genug,“ brach er, sich gewaltsam fassend, in seiner Drohung kurz ab, „wir stehen hier nicht allein auf deutschem Boden, sondern Sie sind auch gezwungen, mir Genugthuung zu geben, und daß ich mir diese verschaffen werde, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Also beantworten Sie mir einfach und ehrlich meine Frage. Sie können Ihre Sache dadurch nicht verschlimmern, sondern nur verbessern. Wo ist Georgine und ihr Kind jetzt — in wessen Schutze?“

„Herr Baron,“ sagte v. Silberglanz, in dem Gedanken an ein Duell mit wirklich geladenen Pistolen innerlich erbebend, indem er zugleich einsah, daß alles weitere Leugnen fruchtlos sei, „ich — sehe vollkommen ein, daß Ihr Zorn gerechtfertigt ist — ich gestehe, daß ich gefehlt habe, und werde...“

„Davon später — bitte, kommen Sie zur Sache,“ unterbrach ihn Georg kurz. „Wo wohnt Georgine — wo — wohnen Sie?“

„Lassen Sie mich ausreden,“ bat v. Silberglanz, der sich überdies zwingen mußte, seine Gedanken zusammen zu halten. „Sie haben das Recht, eine Erklärung zu fordern, und so weit, als ich sie Ihnen leisten kann, soll sie Ihnen werden. Für alles Uebrige muß ich Sie aber in der That bitten, sich an — Ihre Frau Gemahlin und — Herrn Royazet zu halten.“

„Royazet?“ sagte Georg schnell, „so haben Sie für ihn...“

„Bitte, mißverstehen Sie mich nicht,“ erwiderte v. Silber=

glanz, schon bedeutend beruhigt, als ihm Georg weit kaltblütiger zu sein schien, wie er ihn gefürchtet haben mochte. „Wollen Sie mich die ganze Sache einfach erzählen lassen, wie sie ist? Vielleicht finden Sie auch dann, daß ich weit weniger schuldig bin, als Sie jetzt zu glauben scheinen."

„Reden Sie," sagte Georg ruhig, „aber hoffen Sie nicht, mich zu täuschen."

„Ich denke nicht daran," erwiderte v. Silberglanz; „um Ihnen aber einen klareren Ueberblick über Alles zu geben, muß ich etwas weiter ausholen. Wollen Sie mich geduldig anhören?"

„Ja."

„Ich wohne in ***. Ein Freund von mir hatte eine Reise in dieses Land gemacht, kam zurück und erzählte mir, daß er Sie und — Ihre Frau Gemahlin dort in stiller Einsamkeit gefunden."

„Herr v. Zühbig," sagte Georg, während ein verächtliches Lächeln um seine festgeschlossenen Lippen zuckte.

„Erlauben Sie mir, daß ich nur dann Namen nenne, wenn es dringend nöthig ist. Er sagte mir — jener Freund nämlich —, daß sich Madame Ver — daß sich Frau Baronin v. Geyfeln entsetzlich unglücklich fühle, und gab mir dabei deutlich zu verstehen, daß — daß ich — daß sie geäußert habe — ich — ich sei ein alter Freund von ihr — oder sie hege Zutrauen zu mir," setzte er rascher hinzu, als er bemerkte, daß ihn Georg erstaunt ansah.

„Woher kennen Sie meine Frau?" fragte er ruhig.

„Ich — ich hatte das Vergnügen, sie in *** einige Male zu sehen."

„Und Georgine hätte ihrem *Freunde* zu verstehen gegeben, daß Sie ihr helfen sollten, aus ihrer unglücklichen Lage zu kommen?"

„Das war der Sinn."

„Sonderbar! meine Frau hat mit Herrn v. Zühbig keine drei Worte gesprochen, die ich nicht gehört hätte. Sie war nur beim Abendbrod gegenwärtig, und ich habe in der Zeit das Zimmer nicht verlassen. Ueberhaupt drehte sich das Ge-

spräch, so viel ich mich erinnere, nur um ganz gleichgültige Dinge."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Cavalier, daß ich nur unter dieser Voraussetzung gewagt habe, der Dame meine Dienste anzubieten."

„Gut — fahren Sie fort; die Sache ist überhaupt unwesentlich und wir verlieren Zeit."

„Ich konnte nicht denken," fuhr Herr v. Silberglanz fort, „daß mir Herr v. — daß mir mein Freund eine Unwahrheit gesagt habe, denn als ich nach Schildheim kam und Sie zufällig verreist fand..."

„War das in der That zufällig?"

„Ich kann den höchsten Eid darauf ablegen — Sie zufällig verreist fand, bestätigte mir die Frau Baronin durch ihr ganzes Benehmen nicht allein, nein, auch deutlich mit Worten, daß ich mich nicht geirrt, und bat mich, sie zu begleiten."

„In der That?" flüsterte Georg leise zwischen den fest zusammengehaltenen Zähnen durch.

„Es änderte allerdings meinen ganzen Plan. Ich war auf einer Reise nach Paris begriffen."

„Von *** über Schildheim?"

„Geschäfte hatten mich genöthigt, den Umweg zu machen," log v. Silberglanz, „aber den Bitten einer Dame konnte ich keine Weigerung entgegenstellen."

„Und Sie entführten sie?"

„Will ich aufrichtig sein, Herr Baron," versicherte der kleine Mann verlegen, „so — wurde ich von ihr entführt, denn die — gnädige Frau ordnete Alles selber an, bestimmte Zeit und Ort, sorgte für Geschirr und Alles, und ich — hatte eigentlich weiter nichts zu thun, als mitzufahren — ja, wenn ich Alles zusammenrechne, so habe ich bis zu diesem Augenblick auch in Wirklichkeit nichts weiter gethan, als daß ich eben mitgefahren bin, wobei mir die gnädige Frau als einzige Vergünstigung gestattete — die Passage zu zahlen."

„Und das Kind?"

„Baron, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," rief Herr v. Silberglanz rasch, „ich hatte keine Ahnung davon, daß

uns das gnädige Fräulein begleiten sollte. Ja, ich war im höchsten Grade überrascht und be— und erstaunt darüber. Im Schlitten saß ich dabei hinten auf der Pritsche bei neun Grad Kälte; auf der Eisenbahn setzte sich Frau v. Geyfeln mit ihrer Tochter in ein Damen-Coupé, wohin ich ihr nicht folgen durfte, und endlich in Altona angekommen..."

„Nun? fahren Sie fort."

„In Altona angekommen," sagte Herr v. Silberglanz, und es war augenscheinlich, daß er über diesen Theil seiner Erzählung nicht gern mit der Sprache herausrückte, denn wenn es ihn auch in den Augen des Gatten entschuldigen mußte, so schien er sich doch „als Cavalier" der Rolle etwas zu schämen, die er dabei gespielt — aber er durfte nicht schweigen, und fuhr deshab etwas verlegen fort: „in Altona angekommen, entließ mich Frau v. Geyfeln mit freundlichem Dank und — quartirte sich ohne Weiteres bei Monsieur Royazet ein, den sie jedenfalls schon von früher her kennen mußte."

„Sie täuschen mich nicht?"

„Ich habe nicht den geringsten Grund dafür, irgend welche Rücksicht auf die Dame zu nehmen, da sie nicht die geringste auf mich genommen hat. Nach Allem, was ich gesehen und erlebt, war ich ihr nur ein Werkzeug, das sie benutzte, so lange sie es brauchte, und es dann — bei Seite warf. Sie werden es daher erklärt finden, mein bester Herr Baron, wenn ich es nicht für gerechtfertigt halten würde, daß Sie nach Allem, was Sie jetzt gehört, und was, wie Sie mir fest glauben mögen, die reine, lautere Wahrheit ist, noch von mir Satisfaction verlangen sollten. Ich würde dabei wahrhaftig auf das Unschuldigste von doppelten Ruthen gepeitscht. Es ist mir außerdem schon sehr unangenehm, Ihnen das Alles erzählen zu müssen, und ich thue es allein in der Ueberzeugung, Ihnen es einmal schuldig zu sein — und dann auch auf Ihre Discretion rechnen zu können."

Baron v. Silberglanz würde sich noch weit mehr, als es schon der Fall war, gedemüthigt gefühlt haben, hätte er den Ausdruck von Verachtung sehen können, den Georg's Züge annahmen. Schweigend schritt dieser eine Zeit lang neben

ihm her, endlich sagte er, ohne auf die letzte Anrede ein Wort zu erwidern:

„Folgte das Kind der Mutter willig?"

„Im Anfange, ja," antwortete v. Silberglanz rasch, denn er fand eine große Beruhigung darin, daß sein Begleiter auf etwas Anderes übersprang; in der Frage lag überhaupt für ihn das geringste Compromittirende, — „das junge Fräulein schien zu glauben, daß die Reise nur eine gewöhnliche kurze Spazierfahrt sei."

„Und nachher, als sie erfuhr, um was es sich handle?"

„Ich konnte nicht deutlich verstehen, was ihr die gnädige Frau sagte. Es war kurze Zeit vorher, ehe wir die Eisenbahn-Station erreichten, und Sie werden sich erinnern, daß ich auf der Pritsche saß. Aber die Kleine weinte dann und bat die Mama, sie nicht mitzunehmen."

„Das that sie?"

„Ja, wahrhaftig! Ich erbot mich auch, als ich das bemerkte, die junge Dame sicher wieder nach Hause zurückbegleiten zu lassen, die gnädige Frau antwortete mir aber gar nicht auf den Vorschlag."

„Und sind Sie später nicht mehr mit ihr zusammengetroffen? — Haben Sie verstanden, was ich Sie fragte?"

„Ich? — ja — vollkommen, sehr werther Herr. Ich — muß gestehen, ich suchte noch einige — wenigstens einmal wollte ich suchen ihr zu nahen, was aber in ihrer Wohnung nicht möglich war. Die Leute dieses Monsieur Royazet sind ein außerordentlich rohes und ungebildetes Volk. Ich wußte mir dann heute Morgen Zutritt zu einer der Proben zu verschaffen; aber auch ohne den geringsten glücklichen Erfolg. Frau v. Geyseln behandelte mich wie einen vollständig fremden Menschen."

„Und Josephine?"

„Ihre Fräulein Tochter — ja — sie war auch in der Probe. Das arme Kind wollte erst nicht reiten — sie fürchtete sich jedenfalls und weinte, aber die gnädige Frau waren sehr böse, und es ging nachher recht gut, ja, ich kann wohl sagen, vortrefflich."

„Und Ihre Absicht jetzt?"

„Meine Absicht? — Hamburg morgen früh mit dem Schnellzug wieder zu verlassen, um nach Paris zu gehen. Ich habe dort so dringende Geschäfte, daß ein versäumter Zug den Verlust eines Vermögens nach sich ziehen könnte," rief v. Silberglanz sehr rasch.

„Ich will Sie nicht aufhalten," sagte Georg kalt. „Nach Allem, was ich von Ihnen gehört habe — und ich glaube, daß Sie die Wahrheit sprechen, denn Ihr Hiersein bestätigt es schon, sind Sie genug mit der traurigen Rolle bestraft, die Sie gespielt haben. Aber, bitte, geben Sie mir Ihre Karte."

„Meine Karte?" sagte v. Silberglanz, der bei dem Anfang der Rede neue Hoffnung geschöpft hatte, erschreckt, „ich — ich bedaure sehr, ich habe gar keine bei mir."

„Ich bitte Sie um Ihre Karte," wiederholte Georg kalt und ruhig. „Sie werden mich nicht glauben machen wollen, daß eine Persönlichkeit wie Sie auch nur einen Schritt aus dem Hause ohne Karte gehe. Ich werde Sie dieser Sache wegen, wenn sich in der That Alles so verhält, wie Sie sagen — nicht weiter belästigen. Verhält es sich aber nicht so, dann müßte ich doch suchen, näher mit Ihnen bekannt zu werden. Ich bitte um Ihre Karte, oder ich begleite Sie bis in Ihre Wohnung."

„Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich mein Etui eingesteckt habe," sagte v. Silberglanz in äußerster Verlegenheit. „Sie können sich fest darauf verlassen, daß ich Ihnen kein falsches Wort gesagt habe."

„Bitte, sehen Sie nach..."

Der Baron fand, daß er den Mann nicht los wurde, ohne ihm zu willfahren. Flucht war unmöglich — der gewandte Kunstreiter hätte ihn in wenigen Sätzen eingeholt. Er blieb stehen und suchte erst eine Zeit lang in allen den Taschen, in denen er genau wußte, daß das Etui nicht stak.

„Wenn ich Ihnen nun vielleicht meinen Namen aufschriebe," bemerkte er dabei, als letzte Hoffnung auf Ausflucht.

„Ich muß und will Ihre Karte haben," lautete die unerbittliche Antwort, und v. Silberglanz brachte endlich das verlangte Etui zum Vorschein.

„Ah, wahrhaftig — da ist es doch — ich werde Ihnen gleich..."

„Bitte, erlauben Sie es mir," sagte Georg ruhig, nahm ihm das Etui aus der Hand, und wählte sich selber eine Karte aus, von der er überzeugt war, daß es keine fremde, erhaltene sei. Sie standen gerade unter einer der zahlreichen, hell brennenden Gasflammen, und er las den Namen laut:

„Baron Hugo v. Silberglanz",

„sagten Sie mir nicht vorhin, daß Sie Seltendorf hießen?"

„Ich?" erwiderte verlegen v. Silberglanz, — „wohl kaum — die Namen klingen so ähnlich — Sie haben sich vielleicht verhört."

„Möglich — noch Eins. Kann man leicht in Royazet's Wohnung gelangen?"

„Es ist ganz unmöglich," versicherte der Baron schnell. „Sie müßten denn vorher durch einen ganzen Saal seiner Bereiter und — und Tänzer hindurch. Ihre Frau Gemahlin ist mit Fräulein Tochter in dem hintersten Theile der Wohnung einquartiert, und zwar drei Etagen hoch."

„Es ist gut. — Herr Baron, wie Sie mir jetzt gegenüberstehen, fühlen Sie jedenfalls selbst am besten; es bedarf keiner weiteren Worte. Ich hatte Anfangs im Sinne, Sie nicht so leicht zu entlassen, aber ich sehe, daß ich von Ihnen keine weitere Satisfaction verlangen kann. Gehen Sie; das aber schwöre ich Ihnen zu, begegne ich Ihnen noch morgen, nach Abgang des ersten Zuges, hier in Hamburg oder Altona, so befehlen Sie Ihre Seele Gott."

„Wenn ich den Zug versäumte, würde ich einen Extrazug nehmen, von hier fortzukommen," rief v. Silberglanz rasch. „Ich bedaure unendlich, Ihnen in dieser bösen Sache..."

Georg drehte sich kalt von ihm ab und schritt die Straße wieder zurück, dem Hotel zu, den Baron sich selbst und seinen eigenen, nichts weniger als angenehmen Gefühlen überlassend.

28.

Am nächsten Morgen erhob sich Georg früh von seinem Lager, auf dem ihn der Schlaf die ganze lange Nacht geflohen hatte. Unzählige Pläne entwarf er dabei, aber nur um immer wieder zu fühlen, daß sie unausführbar wären, und keine Ruhe im Zimmer findend, kleidete er sich an, nach Altona zurückzugehen. Dort wollte er einen dänischen Advocaten als letzte Zuflucht aufsuchen, ihm den ganzen Fall erzählen und sehen, was er von ihm für Hülfe erhoffen durfte. Konnte der ihm nicht helfen, dann beschloß er, Gewalt zu brauchen. Wie das geschehen könne, wußte er freilich nicht, aber er vertraute auf sich und seine Kraft; für das Uebrige ließ er den Himmel sorgen. Den alten Forstwart konnte er jetzt natürlich nicht mehr gebrauchen. Er ließ ihn im Hotel zurück, schrieb ihm dessen Adresse genau auf und rieth ihm dann, an den Hafen hinunter zu gehen und sich die Stadt anzusehen, bat ihn aber, um Mittag jedenfalls wieder zurück zu sein, da er nicht wüßte, was bis dahin vorfallen möchte. Dann ging er aus alter Gewohnheit zu dem Stalle, in dem er sein Pferd stehen hatte, nach diesem zu sehen, ob es ordentliche Pflege habe, und darüber beruhigt, schritt er langsam und recht schweren Herzens nach Altona hinüber.

Es war noch früh, und obgleich er in Hamburg selber schon den besten und geschicktesten Advocaten Altonas erfragt, konnte er diesen doch noch nicht sehen. Der Herr hatte seine Sprechstunde von zehn bis zwölf Uhr — vorher nahm er Niemanden an. Der Advocat wohnte ganz in der Nähe des Circus, und obgleich Georg nicht zu fürchten brauchte, zu so früher Stunde Irgendwelchem von den Leuten zu begegnen, vermied er doch die allernächsten Restaurationen und ging in eine andere Straße, um in einem dortigen Café sein Frühstück zu nehmen und Zeitungen zu lesen, bis die anberaumte Stunde schlug. — Zeitungen zu *lesen* — lieber Gott! er überflog die Blätter; die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen, die Zeilen schwammen durcheinander, und er vergaß den Platz selbst, wo er saß. Nur *eine* Ankündigung fesselte

wieder und wieder seinen Blick — die von Royazet, in der er dem Publikum verkündete, daß er nur noch drei Tage in Altona verweilen und unabänderlich am nächsten Montag die Stadt verlassen würde, um mit seiner Gesellschaft nach Petersburg zu gehen. — Nach Petersburg! — das Wort schon gab ihm einen Stich durch's Herz, und unruhig sprang er auf und trat an's Fenster. Aber dort gingen viele Menschen vorbei, von denen manche hereinsahen; fast unwillkürlich trat er wieder zurück und verbrachte die Zeit in einer Unruhe, die an fieberhafte Qual grenzte.

Und oh, wie langsam rückte der Zeiger vor — noch keine Zeit war ihm so lang geworden, wie diese wenigen Stunden, die er in dem Café verbrachte! Endlich war es Zehn — noch fehlten Minuten daran, aber auch diese mußten ja endlich vergehen — und würde ihm der Rechtsgelehrte Trost und Hülfe geben? — Wenn nicht, so hilf Dir selbst, flüsterte da der alte Trotz in ihm, und mit dem festen Entschlusse knöpfte er seinen Paletot bis oben hin zu, drückte seinen Hut in die Stirn und wollte eben, als die große Wanduhr die ersten Schläge der zehnten Stunde that, das Zimmer verlassen, als draußen auf der Straße lustig schmetternde Musik erschallte und die Leute vor den Fenstern zusammenliefen.

„Was ist das?" fragte er, stehen bleibend, den Kellner, dem er eben seine Zeche bezahlt hatte und der ihm beim Anziehen seines Paletots behülflich gewesen war.

„Oh, blos die Kunstreiter," antwortete der junge Bursche, „sie halten ihren Umzug, weil heute wieder große Vorstellung ist."

Georg schlug das Herz, als ob es ihm die Brust zersprengen wollte, aber er besaß Gewalt genug über sich, das den Fremden nicht merken zu lassen.

„So?" sagte er, während der Kellner die Augen schon draußen auf der Straße hatte, um nichts von dem Schauspiel zu versäumen; „dann werde ich mir das erst von hier mit ansehen. Ziehen sie lange herum?"

„Eine oder zwei Stunden manchmal, bis sie durch die ganze Stadt sind."

„Und kommen sie nachher hier noch einmal vorbei?"

„Nein, zurück kommen sie durch die andere Straße da drüben, damit sie sich soviel wie möglich überall zeigen. Sehen Sie, das da vorn ist die neue Dame, die gestern zum ersten Mal geritten ist — die kann's! Royazet wird sie heirathen. Sie soll ihrem Manne davongelaufen sein, nur um hierher zu kommen."

Georg fühlte, wie alles Blut sein Angesicht verlassen hatte; die Aufmerksamkeit des Kellners wie aller im Zimmer befindlichen Gäste war aber in diesem Augenblick einzig und allein auf die Straße gerichtet, und Georg trat zu einem der Seitenfenster. Vor diesem stand ein grünes Drahtgitter, so daß man wohl hinaussehen konnte, aber von draußen völlig unbemerkt blieb, und vor ihm vorbei, kaum zwanzig Schritt entfernt, bewegte sich der ganze Zug. Voran ritt die Musik, wie immer aufgeputzt in grellen Uniformen mit buntgefärbten Federbüschen und riesigen Epauletten; hinter dieser, die einen lustigen Reitermarsch spielte, kam der Herr des Zuges, der berühmte Royazet, und an seiner Seite, siegesstrahlend und Glück und Triumph in den hellen Zügen — ritt sein Weib. — Aber er sah sie kaum — nur einen flüchtigen Blick warf er auf die Treulose, von der er sein Herz schon lange losgerissen. Sein Blick suchte das Kind, sein armes, geraubtes Kind, und als er es nicht mit unter den Ersten des Zuges fand, durchzuckte ihn ein plötzlicher Strahl von Hoffnung. War sie zu Hause geblieben — befand sie sich nicht beim Zuge, dann war es möglich, in dieser Zeit unbemerkt, wenigstens ungehindert, zu ihr zu gelangen, und während der Zug... Auch dieser Plan fiel, kaum aufgebaut, zu Trümmern — dort ritt sie — seine liebe, liebe Josephine, sein Kind, an dem sein Herz mit allen Fasern blutend hing — dort, aufgeputzt mit buntem Flittertand, der ihm nie so schal, so entsetzlich vorgekommen war, wie eben jetzt — die bleichen Wangen geschminkt, die Augen niedergeschlagen — eine gebrochene, halbwelke Blume, mit Farbe übermalt. Das andere kleine Mädchen an ihrer Seite lachte und sprach mit ihr, aber sie antwortete ihm nicht; ihr Auge hing an der Mähne des Ponys, den sie ritt — ihre Gedanken waren weit, weit fort von hier.

Mit Georg war plötzlich eine wunderbare Veränderung vorgegangen. Sein Auge haftete wohl noch auf dem Zuge, aber er sah ihn nicht mehr; sah nicht die faden Späße, die der wie früher dahinterher reitende Clown — der alte Mühler — mit der Stadtjugend trieb, sah nicht das Volk, das lärmend, schreiend, vorbeidrängte. Er blieb still und regungslos am Fenster stehen, bis die letzten Reiter vorüber waren und sich die Zuschauer wieder dahinter schlossen. Dann drehte er sich langsam um, verließ das Local und schritt auf die Straße hinaus, wo er stehen blieb und sich umsah. Eine zweispännige Droschke kam eben den Weg langsam daher gefahren. Er winkte, und der Kutscher hielt neben ihm.

„Nach Hamburg — Hotel de l'Europe."

„Sehr wohl."

„Du bekommst doppeltes Fahrgeld, wenn Du mich so rasch dahin bringst, wie Deine Pferde laufen können."

„Soll ein Wort sein," sagte der Mann vergnügt. Georg stieg ein, und fort rasselte der Wagen über das Pflaster. Die Pferde liefen vortrefflich, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit hatten sie den bestimmten Platz erreicht.

Georg, der schon vorher dem Kutscher das Fahrgeld gegeben, sprang aus dem Wagen und stand wenige Secunden später im Stalle neben seinem Rappen.

„Den Sattel — den Zaum!" war Alles, was er sagte, als Einer der Stallleute dienstfertig herbeisprang, ihm zu helfen. Er nahm das Geschirr aber nur aus seiner Hand und legte es selber dem Pferde an. — Er selber schnallte auch den Gurt und befahl dann, als er Alles in Ordnung wußte, dem Knechte, das Pferd vor das Haus zu führen.

„Wollen Herr Baron ausreiten?" sagte einer der geschäftig herbeieilenden Kellner.

„Ja, bitte, lassen Sie mir aus meinem Zimmer die Reitpeitsche und den Plaid herunterholen, die zusammen auf dem Fauteuil liegen."

„Sehr wohl; Charles, Reitpeitsche und Plaid für den Herrn Baron — auf dem Fauteuil Nr. 21."

Der junge Bursche flog die Treppe hinauf und war wenige Minuten später mit den verlangten Sachen wieder unten.

Georg festigte den zusammengeschnallten Plaid an seinem Sattel, nahm die Reitpeitsche mit ihrem schweren, bleigefüllten Griff, faßte den Zügel und flog im nächsten Augenblick die Straße hinunter. Sein wackeres Thier brauchte er auch nicht anzutreiben, denn durch den vollen Tag, den es im Stalle gestanden, war es schon ungeduldig und rastlos geworden. Aber er wollte es auch nicht vor der Zeit anstrengen, um seine Kräfte zu schonen. Ueberdies durfte er, sobald er in die engen Straßen einbog, nicht so rasch reiten, und sein Thier deshalb einzügelnd, trabte er, so schnell er hier noch vorwärts rücken konnte, seinem Ziel entgegen.

Bald hatte er Altona erreicht, und um ja den günstigen Moment nicht zu versäumen, ritt er augenblicklich dem Circus zu, dem Zuge dort, wenn er etwa schon auf dem Rückwege wäre, zu begegnen — aber noch war Alles still. Ein Briefträger, den er anredete und nach der Cavalcade fragte, sagte ihm, daß er die Kunstreiter vor kaum zehn Minuten dort irgendwo rechts hinunter gehört hätte. Wo sie jetzt wären, wüßte er nicht, aber jedenfalls müßten sie hier wieder vorbei. Georg wartete nicht darauf; er hielt der bezeichneten Richtung zu und heftete seine ganze Aufmerksamkeit dabei nur auf die abzweigenden Straßen, um nicht in diesen irre zu werden und seinen Weg im entscheidenden Augenblick zu verfehlen. Sein Plan war gefaßt; ernst und ruhig ritt er im Schritt die Straße nieder, dann und wann haltend, ob er die laute Blechmusik durch das Gerassel der Wagen und das Gelärm der lebendigen Stadt nicht hören könne. Noch ließ sich kein derartiger Laut unterscheiden; als er aber wieder eine Straße entlang geritten war, kalt und umsichtig dabei jedes mögliche Hinderniß erspähend, und eben wieder um eine Ecke bog, schlugen die fernen Klänge der Trompeten deutlich an sein Ohr. Fast unwillkürlich zügelte er sein Thier ein, den willkommenen Tönen zu lauschen — deutlich unterschied er die Richtung, näher und lauter wurde der Lärm — es war kein Zweifel mehr, sie kamen gerade auf ihn zu. Das aber lag nicht in seinem Plane, mit dem er fest mit sich im Reinen war; aber er dachte auch nicht daran, sich zu übereilen. Ruhig erwartete er das Näherkommen des Zuges, sein Herz klopfte

dabei fast hörbar in der Brust, sein Gesicht war aschenfahl geworden, aber keine Muskel regte sich, und erst als er die voranreitenden Trompeter nach sich einbiegen sah, lenkte er sein Pferd in eine kleine Gasse hinein, die hier schräg abbog und ihn vollständig verdeckt hielt. Dort ließ er den Zug, der wieder dem Circusplatze zuhielt und jedenfalls seinen Rundritt vollendet hatte, vorüber, und schon klangen die Trompeten, da der Schall durch eine neue Biegung der Straße gebrochen wurde, wie aus weiter Ferne, als das Pferd den leichten Schenkeldruck des Reiters fühlte.

Der Zeitpunkt war gekommen, in dem er handeln mußte, und ein trotziges Lächeln zuckte zum ersten Mal wieder seit langer Zeit um die fest zusammengepreßten Lippen des Mannes. Das Pferd bog in einem leichten Trab in die Hauptstraße ein, und eben konnte er noch die Letzten des Zuges, die Clowns, erkennen, die mit dem Volke ihre Späße trieben. Mühler war der Tollste von Allen. Aber nicht diesen fürchtete er mehr, denn wenn er ihn auch erkannte, was that's? Ehe er die vorn im Zug Reitenden warnen konnte, war sein Plan schon gelungen — oder mißglückt, und mit der Gefahr, der er sich aussetzte, wuchs ihm auch der Muth. So kaltblütig hielt er jetzt in scharfem Trabe auf die voranziehende Cavalcade zu, als ob es sich nur um einen Spazierritt handle, und mit raschem Blick sich dabei orientirend, war er auch sicher, keinen Zoll breit seiner Bahn zu vergeben.

Der Zug war gerade in eine der Hauptstraßen der Stadt eingebogen, die direct auf den breit und hoch aufgeführten Circus des Monsieur Royazet zuführte; von Weitem ließ sich schon das aus neuen Brettern aufgestellte Gebäude mit seinem schräg zulaufenden spitzen Dache erkennen. Georg übersah das Alles; er hatte sein Terrain an diesem Morgen genau recognoscirt. Fest hielt er sein Thier im Zügel und lenkte jetzt um den Menschenschwarm herum, der die Hanswurste lachend und jauchzend umtobte. Allerdings hatten sich schon einige Reiter dem Zuge heute Morgen angeschlossen — meist Neugierige, die ihn eine kurze Strecke begleiteten und dann wieder, durch das Schauspiel ermüdet, davon abbogen. Die

zu den Kunstreitern gehörenden Personen interessiren sich aber natürlich für jedes Pferd, das sie sehen, besonders wenn es von edler Race ist, und der alte Mühler machte keine Ausnahme davon. Mitten in seinen Sprüngen und Neckereien, bei denen er rechts und links mit seiner klappernden Holzpritsche Schläge austheilte, haftete sein Auge an dem Pferde und fuhr erschreckt von ihm empor zum Reiter. Den Rappen konnte er nicht verkennen, und der leise Schreckensruf entfuhr seinen Lippen: „Beim Teufel — Georg!"

So geschickt Mühler auch bisher gewußt hatte, trotz allen ausgetheilten Hieben, Angriffen auf ihn selber zu entgehen und die Lacher auf seiner Seite zu behalten, so ganz aus aller Fassung brachte ihn die plötzliche Erscheinung des Mannes, den er von allen auf Erden in diesem Augenblick am meisten fürchtete. Er hatte in der That alles Andere um sich her in dem einen Angstgedanken vergessen, was der Mann jetzt mit Georginen beginnen würde. Die mußte er warnen, und er sprang nach seinem Pony, fühlte sich aber auch in demselben Augenblick wieder zurückgerissen, denn drei oder vier Jungen hingen an seinen Schößen und hielten ihn jauchzend fest. Wie der Blitz fuhr er freilich mit seiner Pritsche herum, aber die Jungen waren durch die früher erhaltenen Hiebe schon gewitzigt worden, und sich fest an ihn drängend und ihn mit ihren Armen umfassend, gaben sie ihm keinen Raum, sie ordentlich zu treffen. Das half ihnen indeß nicht viel, denn die anderen Clowns ließen ihren Kameraden nicht im Stiche. Von beiden Seiten sprangen sie zu, und so derb hagelten diesmal die Prügel auf die ihnen verlockend genug zugedrehten Rücktheile, daß die Bande, sehr zum Ergötzen des übrigen Publikums, heulend und schreiend auseinanderstob. Mühler war aber dadurch in seinen Bewegungen gehemmt worden, und Minuten vergingen, ehe er seinen Pony wieder erreichte. In zitternder Hast warf er sich auf dessen Rücken, und seine Flanken mit den Hacken bearbeitend, sprengte er den Zug entlang, Royazet die gefährliche Nähe seines Nebenbuhlers zu melden und Georginen zu warnen.

Lange vorher aber hatte Georg's wackerer Rappe seinen Herrn am Zuge hinaufgetragen. Die Blicke des Vaters such-

ten dabei und fanden das Kind, und wenige Secunden später war er an dessen Seite.

Josephine hatte an dem Morgen vergebens ihre Mutter gebeten, sie nicht mit auf die Straße zu nehmen. Bitten wie Thränen blieben gleich erfolglos: sie mußte, denn sie sollte sich wieder an das lustige Reiterleben gewöhnen und nicht allein daheimsitzen, zu denken und zu grübeln und zu weinen. Natürlich gehorchte sie, — wie sie ihr kleines munteres Thier aber bestiegen hatte, so saß sie noch, die Blicke an der Mähne desselben haftend, das Antlitz bleich, der ganze kleine Körper zitternd, und die Gedanken waren weit von da. Nicht an den glänzenden Umzug dachte sie, an die schmetternde Musik und das gaffende Volk, sondern an die freundliche Heimath im Walde dort — weit von hier — an den Vater, dem sie entrissen worden und an dem ihre ganze Seele hing, an ihre liebe, freundliche Erzieherin, die sich jetzt ihretwegen sorgen und um sie weinen würde. Und konnten sie je erfahren, wo sie sei? — und wenn das, würde die Mutter sie je wieder freilassen aus diesem Leben, dessen ganze Qual sie erst am gestrigen Abend durchgekostet? Rasche Hufschläge neben ihr weckten sie aus ihren Träumen, und eine hohe, dunkle Gestalt warf ihren Schatten über sie hin.

„Josephine!" flüsterte eine so wohlbekannte Stimme an ihrer Seite. Staunend, erschreckt sah sie auf, und wie ihre Hand fast unwillkürlich, und mehr um sich zu halten, als aus einem andern Grunde, den Zügel faßte, rief sie: „Vater — Du — Du hier?"

„Willst Du mit mir gehen?"

„Wohin Du mich führst!"

„So komm — rasch — spring herüber!" rief der Mann, vor innerer Bewegung kaum fähig, die Worte über die Lippen zu bringen.

„Den Teufel auch — der Alte!" schrie es da, und Georg sah, ehe Josephine im Stande war, ihre Sinne so weit zu sammeln, daß sie begriff, was ihr Vater von ihr wollte, wie sich einer der Reiter durch die Uebrigen drängte. — Es war Karl, der in diesem Augenblick frei aus dem Zuge, mit verhängten Zügeln nach vorn sprengte.

„Spring!" bat der Vater in Todesangst, denn keine Secunde war zu verlieren — „spring zu mir; ich fasse Dich!"

„Halt! was geht da vor?" riefen Andere der Schaar, die Georg nicht kannten; Josephine saß noch immer regungslos, nicht fähig, sich zu bewegen; aber Georg war nicht der Mann, den einmal gefaßten Sieg aus den Händen zu geben. Sich im rechten Steigbügel niederbiegend, faßte er sein Kind mit dem rechten Arm um den Leib, und noch während er sie emporhob, fühlte der Rappe den eingestoßenen Sporn, der ihn nach vorn trieb. Frei an seinem Arm hing bei dem ersten Satze des Pferdes das Kind in der Luft, aber schon saß der Reiter wieder eisenfest im Sattel, und während er die willenlose Kleine in seinen linken Arm warf, und der Rappe, das Feuer aus dem Straßenpflaster schlagend, den Zug entlangflog, faßte seine Rechte die bleibeschwerte Peitsche fest und sicher, sich seine Bahn frei zu hauen, wenn ihm kein anderer Ausweg blieb

Links hinüber konnte er nicht; keine Straße bog hier ab, und hinter dem Zuge wälzte sich der dichte Menschenschwarm — also voraus, und mit Gedankenschnelle flog er hin. Da schoß Karl an Royazet's Seite. — Dieser, durch das Getöse betäubt, das die dicht vor ihm reitenden Trompeter machten, hatte von dem, was hinter ihm im Zuge vorging, noch keine Ahnung — als plötzlich des erschreckten Burschen Stimme in sein Ohr dröhnte: „Dort ist Georg Bertrand! er entführt das Kind!"

„Georg? um Gott!" schrie Georgine, erschreckt emporfahrend, und die herandonnernden Hufe bestätigten schon die kaum gesprochenen Worte. Im Nu aber hatte Royazet seinen Zügel aufgegriffen, und dem eigenen Thiere beide Hacken in die Flanken bohrend, flog er mit ihm wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil dem Feinde entgegen.

In dem Moment brauste Georg heran, und aus dem Wege stob Alles vor dem Rasenden.

„Halt!" donnerte ihm Royazet zu, und wie er, fast durch die Luft fliegend, an Georg's Seite war, griff seine Faust nach Josephinens Kleid. Da traf die schwere, bleigefüllte

Peitsche den ausgestreckten Arm, daß er gelähmt zur Seite sank, und der Rappe schnob mit einem Satze vorbei. Den Verfolger war er deshalb freilich noch nicht los, denn Royazet brauchte die andere Hand nicht für den Zügel; sein Thier, von fast so edlem Blute als das, welches seinen Gegner trug, flog, nur von den Schenkeln geführt, herum, den Rappen einzuholen, aber der hatte schon eine Pferdelänge Vorsprung, und wie ein Wetter sauste er dahin.

„Halt da — halt!" schrie Polizei, die dort im Wege stand, und sprang vor, dem Pferde nach dem Zügel zu greifen — wieder sank die Peitsche, und mit einem Schmerzensschrei fuhr der Dienstbeflissene zurück. Ein Schiebkarren fuhr quer über die Straße — der Mann ließ ihn fallen und floh zur Seite; einem Vogel gleich schnellte der Rappe darüber hin, der graue Araber, den Royazet ritt, blieb dicht an seinen Fersen. Wagen kreuzten ihren Weg, aber die beiden, der leisesten Führung gehorchenden Pferde fanden kein Hinderniß, das sie nicht überwunden hätten. Wie ein Blitzstrahl schoß der Rappe über den Boden, wie der Schein, der dem Blitze folgt, folgte ihm der Graue, und beide Pferde schienen den Boden, aus dem sie die hellen Funken schlugen, kaum zu berühren. — Aber der Araber war dem Rappen nicht gewachsen, und selbst wenn er ihn eingeholt, fühlte Royazet recht gut, daß er allein dem Vater das Kind nicht würde entreißen können. Doch seine Ehre als Reiter stand hier auf dem Spiele, und weiter und weiter jagte er sein schnaubendes Roß. Der seidene Mantel, den er trug, schlug ihm Wind — wild wehten seine Haare hinterdrein, denn das Federbarett hatte ihm der tolle Ritt schon lange entführt. Aber seine Hacken trafen des arabischen Hengstes Flanken; mit Stimme und Schlag feuerte er ihn an — zu mehr, als er zu leisten vermochte — den Rappen einzuholen.

Wie in Erz gegossen saß dagegen Georg im Sattel. Sein dicht an seine Brust geschmiegtes Kind im Arm, das dunkle Auge in Siegesjubel blitzend, die Rechte mit der Peitsche bewehrt, so flog er dahin, sein Thier sich selber überlassend, wie eine Erscheinung an den entsetzt zur Seite Prallenden vorbei, bis Deutschlands Grenze, die Linie, die Altona von

Hamburg scheidet, zwischen ihm und seinem Feinde lag. Noch ließ er seinem wackern Thiere den Zügel, bis er die nächste Häuserreihe fast erreicht. Jetzt wußte er, daß er auf deutschem Grund und Boden war, und nicht länger mehr brauchte er zu fliehen. — Wollte ihn sein Verfolger erreichen, hier hielt er ihm Stand, und mit dem Willen fast parirte er sein Pferd, das so, in voller Flucht, sich auf den Hinterbeinen hob, herumflog und wie angegossen stand. — Aber Royazet war klug genug, dem zum Aeußersten Getriebenen nicht auf sein eigenes Terrain zu folgen. Die Grenze bildete für ihn das letzte Ziel der Verfolgung, und dort sein Pferd so rasch und sicher parirend wie Georg, lenkte er es zurück, und war wenige Minuten später, beschämt, besiegt, zwischen den Häuserreihen Altonas verschwunden.

Ein triumphirendes Lächeln zuckte um Georg's Lippen — aber es war nur ein Moment. Die Gegenwart nahm ihn genug in Anspruch — das Andere lag dahinten. Rasch schnallte er den Plaid von seinem Sattel, denn sein wilder Ritt sowohl, wie die wunderliche Tracht des Kindes, das er vor sich trug, erregten die Aufmerksamkeit der ruhigen, an so etwas nicht gewöhnten Bürger Hamburgs — Neugierige begannen schon sich um ihn zu sammeln. Ohne Zögern hüllte er die Kleine in den weichen Plaid, nahm ihr das Barett vom Haupte, das er darunter barg, verdeckte ihr geschminktes Antlitz, und trabte dabei schon wieder scharf dem nächsten Thore zu. Aus Sicht den Leuten, und er war vergessen. In der Stadt selber konnte der auf schweißbedecktem Thier Vorübertrabende nur flüchtige Aufmerksamkeit erregen; die Leute dort hatten auch zu viel mit sich selber zu thun, sich noch um Andere, Fremde zu bekümmern. So gewann er ohne weiteres Hinderniß sein Hotel, sprang vom Pferde, das er dem Hausknecht übergab, um es rasch in den Stall zu führen und abzureiben, und trug sein Kind, noch eingehüllt in den Plaid, die breite Treppe selbst hinauf.

Das Stubenmädchen erstaunte allerdings, als ihr der Auftrag wurde, so rasch als möglich Kinderkleider für die Kleine herbeizuschaffen; dort aber war das leicht. In einer halben Stunde hing Josephine, Freudenthränen weinend, in

einem dunkeln, warmen Kleide an ihres Vaters Halse, und schon der Abendzug, der Hamburg verließ, führte sie mit dem Vater und dem alten erstaunten Barthold der Heimath wieder zu.

29.

Wolf v. Geyerstein saß allein in seiner Stube, den Kopf in die Hand gestützt, und vor ihm lag ein offener Brief Georg's:

Tausend und tausend Dank für Deine brüderliche Liebe, mein Wolf! — Du hast Recht — meine Stellung hier, nach dem Vorgefallenen, ist, wenn auch nicht unhaltbar, doch höchst drückend. Durch jenen Herrn v. Zühbig, wie Du aus meinen früheren Briefen weißt, und durch des alten Mühler trunkene oder seines Neffen boshafte Schwatzhaftigkeit ist mehr unter die Leute gekommen, als ich im Anfange selbst vermuthete. Das Gerücht, was ich früher gewesen bin, hat Boden gefaßt, und die Gutsnachbarn ziehen sich von mir zurück, vermeiden mich wenigstens, so viel es geht, und ich werde sie nicht aufsuchen.

Meine ganze Seligkeit ist jetzt mein Kind, das ich glücklich dem ihm selber furchtbaren Leben entrissen habe. Auch mit dessen Mutter bin ich im Reinen. Georgine weigerte sich auf meinen ersten Brief, in eine Scheidung zu willigen, und wollte es nur unter der Bedingung, daß ihr Josephine zurückgegeben würde. Durch ihre Flucht hat sie sich aber selber jedes gesetzlichen Schutzes beraubt, und außerdem scheint ihr auch der Wunsch, jene Verbindung mit Noyazet zu schließen, den Schritt erleichtert zu haben. Wir sind geschieden, die Papiere darüber werde ich in nächster Zeit bekommen, und frei von allen Banden, die mich bis dahin an das alte Leben ketteten, will ich von nun an meine Bahn beginnen.

Für Dein Anerbieten, mich nach Ungarn auf das dort

für mich angekaufte Gut zu setzen, nimm meinen heißen Dank. Du hast schon mehr für mich gethan, als selbst ein Bruder für den andern thun kann, aber — ich will Dich aller weitern Sorge für mich entheben. Ich habe einen andern Plan für mich, der mich mir selber wiedergeben soll. Will es Gott, so sehen wir uns dereinst noch froh und fröhlich wieder, und dann kann ich der Mutter auch getrost in's Auge schauen.

Ich will nach Amerika. Es wird mir von meinem kleinen Capital etwa so viel übrig bleiben, mit meinen Begleiter hinüber zu kommen. Ich habe ein Kind angenommen — eine Waise — als Josephinens Gespielin, die mit unendlicher Liebe an der neuen Schwester hängt. Von allen meinen Sachen nehme ich nur den Rappen mit, der mir mein Kind befreit — aber nur bis zu Dir. Mag er Dir von jetzt an so treu dienen, als er mir gedient.

Alles Weitere mündlich. Ich komme auf der Durchreise nach ***, um Dich, Du treues Herz, noch einmal zu sehen und Dir selber für Alles, was Du an uns gethan, zu danken. Wahrscheinlich folge ich diesem Briefe unmittelbar; denn wie Du mir schreibst, wird der neue Pachter schon in acht Tagen eintreffen, und es ist Alles hier so geregelt und in Ordnung, daß dem alten Verwalter das Gut auf die kurze Zeit ohne die geringste Sorge anvertraut werden kann. Ich bin gerade dabei, ihm das Inventar zu übergeben.

Es grüßt und küßt Dich bis dahin

Dein Georg.

P. S. Da Du mich nach dem Namen des traurigen Individuums fragst, das meine Frau zu ihrer Flucht benutzte, so schreibe ich ihn Dir. — Er nennt sich Baron Hugo v. Silberglanz.

Wolf hatte den Brief wieder und wieder gelesen. Er war aufgestanden und ging mit raschen Schritten in seinem Zimmer auf und ab.

„Er darf nicht fort!" flüsterte er dabei, „nicht nach Amerika! Es ist das letzte Herz, das hier noch mir gehört — wir gehen zusammen fort von hier — nach Ungarn.

Brennt doch der Boden auch mir unter den Füßen. Gott sei Dank, daß er kommt — besprochen ist so etwas besser, als geschrieben, und er wird — er *könnte* nicht von mir gehen — wüßte er nur den tausendsten Theil von dem, was ich um ihn hier leide," setzte er mit leiser, kaum hörbarer Stimme hinzu.

Mit dem Entschlusse, seine Stellung hier aufzugeben und die Stadt selber, die so viele trübe Erinnerungen für ihn barg, zu verlassen, kam auch plötzlich Ruhe über ihn. Er ordnete seine Papiere und ließ sich dann bei dem Fürsten melden. Der Fürst war aber auf die Jagd gefahren und wurde erst am nächsten Abend zurückerwartet. Die Lakaien schlenderten müßig im Schlosse herum und zählten vor lauter Langerweile die Fensterscheiben.

Karl, der Bursche des Rittmeisters, hatte indessen mehr Beschäftigung, denn ihm war der Auftrag geworden, zwei Zimmer für Gäste herzurichten, mit allem Nöthigen zu versehen und ordentlich durchwärmen zu lassen, da der Besuch jeden Augenblick eintreffen konnte.

An dem Abend war Soirée bei Herrn v. Zühbig und Graf Geyerstein ebenfalls eingeladen worden — der sich aber entschuldigen ließ. Gegen Abend, als er durch die Stadt ging, traf er den Baron zufällig auf der Straße.

„Aber lieber, bester Freund," schoß dieser auf ihn zu, „zu meinem unendlichen Leidwesen höre ich eben, daß Sie uns heut Abend Ihre unschätzbare Gegenwart grausamer Weise entziehen wollen. Meine Frau ist ganz untröstlich darüber."

„Das bedaure ich in der That," sagte der Rittmeister kalt, „unaufschiebbare Geschäfte verhindern mich indeß, da ich in nächster Zeit wieder länger abwesend sein werde."

„Sie wollen wieder auf Urlaub gehen?" fragte Herr v. Zühbig rasch, und innerlich frohlockte er dabei über die frisch aufgefangene Neuigkeit.

„Ja," erwiderte der Rittmeister, der den Grund nicht ahnte, weshalb sich der Baron in solcher Weise dafür interessirte.

„Auf Ihre Güter?"

„Wahrscheinlich — apropos, haben Sie lange nichts von Ihrem Freunde Baron Hugo v. Silberglanz gehört?“

„Von meinem Freunde?“ sagte Herr v. Zühbig, dem dieses Epitheton in Verbindung mit sich und im Munde des stolzen Grafen eben nicht angenehm war, „ich weiß gerade nicht, daß Baron Silberglanz zu meinen speciellen Freunden gehörte. Er ist ein seelensguter Mensch und einmal in die Gesellschaft eingeführt, so daß man ihn nicht gut umgehen kann, aber...“

„Wenn Sie ihn wiedersehen sollten, und ich wäre vielleicht nicht hier,“ sagte der Graf, „bitte, so grüßen Sie ihn doch von mir.“

„Von Ihnen?“

„Ja, er wird schon wissen, was es zu bedeuten hat.“

„Zu bedeuten hat?“ wiederholte der Baron immer erstaunter, „ich gebe Ihnen mein Wort...“

„Ihr Wort?“ fragte der Graf, ohne ihn ausreden zu lassen, „geben Sie das nicht auch manchmal leichtsinnig, Herr Intendant?“

„Ich will nicht hoffen,“ sagte Baron v. Zühbig rasch, aber doch mit einem etwas unbehaglichen Gefühl, das ihm sein Gewissen in diesem Augenblick aufdrängte. — „Haben Sie — haben Sie etwas mit Silberglanz gehabt?“

„Ich? — nicht das Mindeste — ich kenne den Baron gar nicht,“ sagte Graf Geyerstein gleichgültig. „Der Baron hat, wie ich erfahren, ein kleines Abenteuer gehabt, das er Ihnen aber wohl leider nicht ausführlich erzählen wird.“

„In der That? Sie machen mich unendlich neugierig!“ rief Baron Zühbig gespannt. „Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie dann die Gnade haben wollten...“

„Thut mir leid, Herr Baron, nicht im Stande zu sein, Ihnen darin zu willfahren; ich bin auch nur oberflächlich davon unterrichtet. Vielleicht kann Ihnen Ihr Orakel darüber Auskunft geben.“

„Mein Orakel, hahaha! Herr Graf, Sie sprechen heute in lauter Räthseln. Wen verstehen Sie unter meinem Orakel?“

„Fräulein Francisca v. Zahbern.“

„Hahahaha!“ lachte Baron v. Zühbig, aber das Lachen kam nicht recht aus seinem Herzen, denn er fühlte, daß Graf Geyerstein mehr wußte, als er eigentlich sollte — ja, was noch schlimmer in diesem Augenblicke war, mehr als er selbst. — „Sie sind göttlich, Graf, aber — furchtbar boshaft, daß Sie die arme Zahbern zu einem Orakel machen wollen. Kommen Sie — beichten Sie — wir gehen dort in den Keller hinunter und trinken eine Flasche Wein“ — und damit faßte er den Grafen unter den Arm, ihn mit sich fortzuziehen; „die Geschichte von Silberglanz dürfen Sie mir gar nicht vorenthalten. Sie haben mich damit auf die Folter gespannt.“

„Es ist grausam, Sie darauf liegen zu lassen, Herr Baron,“ sagte der Graf ruhig, „aber ich werde dazu gezwungen sein. Den ausführlichsten Bericht kann Ihnen jedenfalls Herr Hugo v. Silberglanz selber geben, und Sie müssen sich auf den vertrösten. Ich bitte, daß Sie mich entschuldigen — ich habe Eile.“

„Sie wollen in der That nicht einen Augenblick mit mir . . .“

„In der That nicht — guten Abend, Herr Baron,“ und der Graf neigte sich leicht, während er sich von Herrn v. Zühbig abdrehte und die Straße hinunterschritt. Herr v. Zühbig blieb in einer höchst unbehaglichen Stimmung zurück.

Graf Geyerstein suchte indessen den Kriegsminister v. Ralphen auf, um diesem sein Anliegen vorzutragen; Se. Excellenz mußte aber gerade in eine Session und ließ den Grafen bitten, morgen früh punkt zwölf Uhr wieder zu ihm zu kommen, da er ihm überdies etwas mitzutheilen habe.

So ließ sich denn für heute nichts weiter thun, und der Graf verbrachte den Abend damit, seine Briefschaften zu ordnen, alte Correspondenz zu verbrennen, wichtige zu versiegeln und einige nothwendige Briefe außerdem zu schreiben. Am nächsten Morgen war er wieder früh auf und setzte seinen Burschen Karl in nicht geringes Erstaunen, als er ihm befahl, seine Koffer herbeizuholen und sämmtliche Kleidungsstücke zu reinigen, sowie zum Packen bereit zu halten. Karl

schüttelte heimlich mit dem Kopfe, denn das paßte nicht zu dem erwarteten Besuche. Er war aber ein zu guter Diener, weiter zu fragen, und ging an seine Arbeit.

„Wann kommt der erste Zug?“ rief ihm der Graf nach.

„Woher, Ew. Gnaden?“

„Von Berlin.“

„Ah so — der wird jetzt herein sein, oder doch gleich kommen. Da unten hör' ich schon die Droschken — er muß schon da sein.“

„Es ist gut.“ — Wolf trat an's Fenster, und Karl ging hinaus, seine Aufträge auszuführen.

Eine lange Reihe von Droschken kam die Straße daher, die eingetroffenen Fremden in die verschiedenen Hotels zu fahren. — Eine davon lenkte nach seiner Thür zu und hielt. Ein Mann in einem grünen Rocke saß neben dem Kutscher vorn auf dem Bocke — er sah herauf — es war der alte Forstwart Barthold von Schildheim, und Wolf flog nach der Thür, den Bruder zu begrüßen.

„Karl! Karl!“

„Gnädiger Herr!“

„Hinunter — die Gäste sind da — schnell das Gepäck herauf!“

Rasche Schritte nahten von der Stiege her, Wolf trat in sein Zimmer zurück, in der ersten Begrüßung nicht von Fremden gestört zu werden, und wenige Minuten später lagen sich die Brüder in den Armen.

„Gott grüß' Dich, Georg — Gott grüß' Dich tausendmal, und herzlich willkommen hier bei mir! Wo sind die Kinder?“

„Mein guter, guter Wolf! — sie kommen nach; der alte Barthold bringt sie mit ihrer Erzieherin die Treppe herauf.“

„Den Alten hast Du von Schildheim entführt?“

„Ja — nur bis hierher. Ich mußte Jemanden des Pferdes wegen bei mir haben, und er weiß mit Pferden besser umzugehen, als ich ihm zugetraut. Du hast wohl Jemanden, um den Rappen vom Bahnhof abholen zu lassen?“

„Gewiß! Nun mache es Dir bequem und ruhe Dich aus! Wir haben viel, sehr viel mit einander zu besprechen. — Karl

— wo steckt der Bursche wieder? Karl, daß die Kinder mit der jungen Dame gleich ihr Zimmer bekommen — es ist Alles in Ordnung, Georg; ich habe auch eine Frau, eine ganz tüchtige Person besorgt, damit die Kleinen für die Zeit ihres Aufenthaltes hier ordentliche Verpflegung haben. — — Ein Junggeselle ist sonst nicht darauf eingerichtet."

„Wir wollen Dir nicht lange zur Last fallen."

„Davon später — und nun erst her zu mir," sagte er, indem er die Thür schloß, dann auf den Bruder zuging und ihn umarmte und küßte und wieder küßte. — „Du armer, armer Georg, was hast Du ertragen müssen, und doch bei Alledem so brav, so wacker Dich gehalten! Jetzt bist Du wieder der Unsere. Du darfst Jedem frei in's Auge schauen, und — wir trennen uns auch jetzt nicht mehr."

„Mein braver Wolf!" rief Georg, ihn fest an sich pressend, „Du treues, brüderliches Herz! — Ueber meine Pläne sprechen wir nachher. Doch was fehlt Dir? Du siehst verändert aus, seit ich Dich nicht gesehen."

„Nichts — ein leichtes Unwohlsein. — Und wie geht es Deinem Kinde, Deiner armen kleinen Josephine — meiner Nichte? Sie wird uns Beiden wohl fortan gehören müssen."

„Du willst auch nach Amerika?" rief Georg erstaunt.

„Nein, das nicht," lächelte Wolf, „aber Deine Pläne wirst Du den meinen schon fügen müssen, aus Liebe zu mir. Doch Deinen Kinderraub mußt Du mir ausführlicher, als es durch den Brief geschehen, erzählen. Merkwürdig, daß nichts davon in den Zeitungen stand."

„Das Ganze ging zu rasch," lächelte Georg, „und Royazet wäre der Letzte gewesen, es bekannt zu machen. Er mag außer sich genug gewesen sein, daß bei seinem prunkenden Zuge ein anderes Pferd ihn überbieten konnte. Meinen Rappen aber holt keins von seinen Thieren ein. Ich sah, wie Georgine erbleichte, als ich vorüberbrauste — die Falsche — keine Ader meines Herzens schlägt mehr für sie; mag sie dem Leben bleiben, dem sie sich geweiht. Das Alles aber erzähle ich Dir ausführlich, wenn wir heut Abend still und traulich beisammensitzen. Du bist doch nicht beschäftigt?"

„Mit keinem Gedanken, ich gehöre Euch; und nun zu

den Kindern, daß wir die begrüßen!" Und seines Bruders Arm ergreifend, wollte Wolf eben mit ihm das Zimmer verlassen, als Karl, ein sehr bedenkliches Gesicht ziehend, die Thür öffnete und herein meldete:

„Herr Rittmeister, halten zu Gnaden, eine Dame ist draußen, die nach Ihnen fragt."

„Eine Dame? — nach mir?" rief Wolf erstaunt, des Bruders Arm loslassend, „das ist wohl ein Irrthum."

„Nein; sie fragte nach dem Herrn Rittmeister v. Geyerstein."

„Eine junge Dame?"

„Halten zu Gnaden, nein; sie ist schon in den Jahren, sieht aber sehr vornehm aus."

„Und hast Du nicht nach ihrem Namen gefragt?"

„Sie wollte ihn nicht nennen. Ich sollte dem Herrn Rittmeister nur sagen, eine Dame wünsche ihn zu sprechen."

„So geh allein voran, Georg; ich folge Dir gleich nach," sagte Wolf. „Gott weiß, wer es ist! Ich werde keineswegs lange aufgehalten werden. Wir frühstücken dann zusammen."

„Mach', daß Du bald kommst," erwiderte Georg, indem er durch die ihm bezeichnete Thür verschwand. Karl blieb noch einen Augenblick stehen.

„Alle Wetter," dachte er bei sich, „der Herr sieht genau so aus wie der famose Kunstreiter Monsieur Bertrand, und mein Herr und er duzen sich?"

„Nun, auf was wartest Du?"

„Halten zu Gnaden!" rief Karl erschreckt, „soll ich sie hereinführen?"

„Es sieht hier freilich ein wenig wild aus, aber die besseren Zimmer sind besetzt. Wenn sie einen Junggesellen besucht, muß sie fürlieb nehmen, wie sie es findet. Bitte sie, näher zu treten. — Apropos, den Jäger, der mit — dem Herrn gekommen, bringe mir gut unter, und sorge dafür, daß es ihm an nichts fehlt. Wenn Alles in Ordnung ist, soll er herauf zu mir kommen; ich will mit ihm sprechen. Noch Eins — der Johann muß dann gleich auf den Bahnhof, um ein Pferd dort abzuholen."

„Sehr wohl!"

Karl verschwand durch die Thür, die sich bald darauf wieder öffnete, und eine Dame trat herein und ging auf Wolf zu.

„Gnädige Frau," sagte dieser, „Sie haben gewünscht..."

Die Dame stand mitten im Zimmer und sah ihn lächelnd an.

„Heiliger Gott!" fuhr Wolf erschreckt empor. „Mutter — Du?"

„Das war eine Ueberraschung, nicht wahr?" sagte die alte Dame, indem sie ihre Arme liebkosend um das an sie geschmiegte Haupt des Sohnes legte. „So habe ich es mir ausgedacht und mich lange, lange schon darauf gefreut."

Karl öffnete in diesem Augenblick die Thür ein wenig, denn es war ihm, als ob ihn sein Herr gerufen hätte, schloß sie aber auch augenblicklich wieder, als er die Gruppe bemerkte, und murmelte nur leise vor sich hin: „Sonderbar! sonst ist mein Herr mit allen Leuten, die zu ihm kommen, ganz erschrecklich kalt und kurz angebunden, und heute fällt er Allen um den Hals — doch was geht's mich an!"

„Aber was führt Dich jetzt hierher zu uns?" rief Wolf, indem er seine Mutter zum Sopha führte. „Keine Silbe hast Du davon in Deinem letzten Briefe erwähnt."

„Komme ich Dir so ungelegen, mein Kind?"

„Nie glücklicher, wie jetzt," rief Wolf; „so lieb Du mir auch immer bist, aber fröhlicher begrüßt hätte ich nie Deine Ankunft."

„In der That?" lächelte die alte Dame, „und was ist heute Morgen so Besonderes vorgefallen? Apropos, da draußen standen Koffer; ist Jemand zu Dir gekommen, oder willst Du verreisen?"

„Beides — wenn auch nicht gleich, da ich Dich jetzt hier habe."

„Aber, Wolf, Wolf," sagte die alte Dame, ihn mit wachsender Unruhe betrachtend — „was fehlt Dir? — bist Du krank gewesen? — Deine Wangen sind bleich und eingefallen; Deine Augen liegen tief in ihren Höhlen und haben das Feuer nicht mehr, das sie früher hatten. Ist etwas vor-

gefallen? — Laß mich's wissen, Wolf — sonst," setzte sie herzlich hinzu, „war ich ja doch immer Deine Vertraute."

„Vorgefallen ist allerdings etwas, lieb Mütterchen," sagte Wolf, der ihre Aufmerksamkeit von sich abzulenken wünschte, „aber nichts, was mich niederdrücken könnte. Ein leichtes Unwohlsein hat mir vielleicht für den Augenblick die sonst lebendigere Farbe genommen — weiter nichts."

„Nein, mein Kind," sagte aber die alte Dame, denn das Mutterauge sah schärfer, als das der Anderen, „das ist mehr, als ein leichtes Unwohlsein. Du warst entweder ernstlich krank, Wolf, oder irgend ein geheimer Kummer nagt Dir am Herzen. Du kannst mich nicht täuschen. — Habe ich Dein Vertrauen verloren, Wolf?"

„Nein, liebe Mutter, gewiß und wahrhaftig nicht, und Du sollst später Alles erfahren, was geschehen, aber nicht jetzt — nicht in diesem Augenblick, wo ich Dir nur Freudiges zu verkünden habe. Erst sage mir aber, wo Du abgestiegen bist."

„Im Russischen Hofe. Ich wollte Niemandem zur Last fallen. Ralphens hatten mich allerdings in früherer Zeit gebeten, wenn ich einmal wieder nach *** käme, ihr Haus als das meine zu betrachten, und es sind liebe, gute Leute; ich habe es aber doch vorgezogen, ein Hotel zu wählen. Bleibe ich länger hier, was leicht möglich ist, so quartiere ich mich vielleicht bei Dir ein — wenn Du mich nämlich haben willst."

„Gute Mutter!"

„Es ist mir in der letzten Zeit," fuhr die alte Dame fort, „recht weh und einsam zu Hause geworden. Ich weiß eigentlich selber nicht, wie es kam, aber — Alles schien mir wie ausgestorben um mich her, und alte trübe Gedanken gewannen mit jedem Tage, so viel ich mich auch gegen sie wehrte, mehr Gewalt über mich. War es die Wiederkehr des Jahrestages, an dem uns Georg damals verlassen," setzte sie leise und schmerzlich hinzu, „ich kann es nicht sagen, aber eine Sehnsucht ergriff mich nach Dir, mein Wolf, nach meinem einzigen Kinde, das mir noch geblieben, der ich endlich nicht länger widerstehen konnte. War es eine Ahnung, Wolf? — Du hast vielleicht gerade in der Zeit gefährlich krank gele=

gen, ohne Deine Mutter ein Wort davon wissen zu lassen und sie an Dein Lager zu rufen?"

„Nein, liebe Mutter," sagte Wolf mit vor innerer Bewegung erstickter Stimme, denn ihn drängte es, den Sohn wieder an das Herz der Mutter zu führen. „Ich nicht, aber dennoch hat Dich Deine Ahnung nicht getäuscht. Ein Anderer lag schwer krank danieder, wenn auch nicht an Körper, doch an Geist, und ist jetzt vollständig und froh genesen. Mutter — liebe Mutter — bist Du stark genug, eine recht große Freude zu ertragen?"

„Wolf!" rief die alte Dame, und Leichenblässe deckte in dem einen Moment ihre Züge — „ich — ich kenne nur eine große Freude in der Welt. — Wolf," fuhr sie fort, indem sie mit zitternder Hand des Sohnes Arm ergriff, „weißt Du — weißt Du von Georg?"

„Er lebt," sagte Wolf leise, die Mutter dabei umfassend.

„Er lebt? Gott sei ewig gelobt, und seinen Segen auf Dein Haupt, mein Kind, für diese Kunde — und — geht es ihm gut?"

„Ja, Mutter — er — wird kommen — hierher."

„Hierher? wann, Wolf, — wann?"

„Bald — recht bald. Er hat viel gelitten und ertragen, aber die früheren Fehler auch bereut und abgebüßt — wirst Du ihm verzeihen?"

„Fragst Du das die Mutter? Vater im Himmel, meine ganze Seele drängt hin nach dem verlorenen Kinde. Oh, er ist hier, Wolf, quäle mich nicht länger; ich bin stark — ich bin kräftig. Die Freude tödtet nicht, da es die langen Jahre der Schmerz, der bitter nagende Schmerz nicht vermochte. Oh, laß mich hin zu ihm!"

„So rasch geht es nicht, Mutter," lächelte Wolf unter Thränen, indem er mit Gewalt nach Fassung rang. „Ich will ihn rufen lassen; er selber hat ja noch keine Ahnung von Deiner Nähe. Bleibe indessen hier — ich bin bald wieder bei Dir."

„Und Du kehrst bald zurück? — mit ihm?"

„Noch weiß ich ja nicht, ob ich ihn gleich finde — aber heute noch sollst Du ihn sehen — gewiß. Sammle Dich,

Mütterchen, bis dahin. Du wirst große Freude an ihm haben, denn er ist ein wackerer, braver Mann geworden in der Zeit." — Und selber zitternd vor Freude und ängstlicher Erwartung, verließ Wolf das Zimmer, den Bruder auf dieses Wiedersehen vorzubereiten. Alles, was ihn selber drückte und beengte, hatte er auch vergessen, vergessen in dem einen frohen Gedanken, den Bruder — die Mutter wieder vereinigt, glücklich, zufrieden zu sehen. Das Andere lag Alles entfernt, und mit dem Gefühl der eigenen Kraft, dem Bewußtsein, gut und treu gehandelt zu haben, hob sich ihm die Brust froh und leicht, und er empfand das reinste, schönste Glück dieser Welt: im eigenen Entsagen eine gute, edle That gethan zu haben.

Doch wer könnte mit Worten dieses Wiedersehen schildern — die Seligkeit, die jetzt die Herzen dieser guten Menschen füllte! Georg lag vor der Mutter auf den Knieen, seine Arme um sie geschlagen, sein Antlitz an ihrem Herzen bergend, und während sie das liebe Haupt wieder und wieder küßte, fielen heiße Freudenthränen in die dunkeln Locken des Sohnes. Wolf war Zeuge dieses ersten seligen Augenblickes, dann aber verließ er leise das Zimmer, die Glücklichen nicht zu stören, und als er wieder, Josephinen an der Hand, zurückkehrte, saß die Mutter neben ihrem wiedergefundenen Sohne, ihre beiden Hände fest um seine Rechte geschlossen, als ob sie ihn jetzt festhalten und wahren wolle für alle Zeiten; sie schaute in seine treuen, klaren Augen und wurde nicht satt ihn anzusehen und die lieben Laute seiner Stimme zu hören. Was er sprach, verstand sie freilich nicht, die Töne verschwammen ihr wie ferner Glockenklang vor den Ohren, aber sie hatte ihn wieder — sie hielt seine Hand, sie hörte seiner Stimme Musik, und jeder ihrer Athemzüge war ein Dankgebet zu Gott. Und da die Enkelin — zitternd fuhr sie von ihrem Sitz empor, und Josephine, schüchtern halb, halb ahnungsvoll dem süßen, ungekannten Klange des Wortes Großmama entgegenlauschend, glitt zu ihr hin, die Hand der ihr noch fremden Dame zu küssen, und fühlte sich von ihren Armen umschlungen, fühlte sich emporgezogen zu ihr und geherzt und geküßt, und weinte still jetzt an der neuen

Mutter Brust. Wie aber nur der erste Freudenrausch vorüber war, da faßte sich Georg zuerst, und mit kurzen Worten, kein Hehl der Mutter gegenüber haltend, schilderte er ihr klar und einfach sein früheres Leben, sein verzweifelndes Herz, den kindischen Trotz, der ihn in eine falsche, wilde Bahn geworfen, bis seines Bruders treue Liebe ihn daraus errettet und ihn sich selber wiedergegeben habe. Dann beschrieb er sein Leben auf Schildheim, wie er dort gekämpft und gerungen, die Seinen mit sich emporzuheben aus ihrer früheren Lage, und wie ihm das mißglückt. Der Gattin Flucht dann beschrieb er — seine Verzweiflung bei dem Verluste des Kindes, und wie er, zum Aeußersten getrieben, das Aeußerste auch gewagt, es sich zu retten. Jetzt sei er frei — das frühere Leben liege wie ein Traum hinter ihm; ein neues aber zu beginnen brauche er frischen und freien Boden, wo nichts ihn an die früheren Ketten mahne, die er getragen. Das durchzuführen, fühle er die Kraft in sich, und sei das Ziel, das er sich gesteckt, auch weit, er hoffe es zu erreichen und sich selbst dort wiederzufinden.

Die Mutter horchte seinen Worten wie einem Märchen. Das Bild, welches er vor ihr entrollte, lag ihrem eigenen Leben und Wirkungskreise so fern, daß sie nicht halb es faßte und begriff. Durch alles das aber schimmerte nur immer das eine selige Gefühl, den Sohn wieder zu haben, den verlorenen, und während sie die Enkelin an ihre Brust geschmiegt hielt, lauschte sie Georg's Worten wie frohen Sagen einer andern Welt. Wolf indessen, der Einzige, der klar und ruhig das Ganze überschaute, und für sie Alle schon gedacht, gehandelt, ließ den Bruder seine Erzählung ungestört beenden, ließ ihn von seinen Plänen, seinen Hoffnungen sprechen, und als er geendet, legte er ihm und der Mutter mit klaren, einfachen Worten den Plan vor, den er sich selber für sie ausgedacht. Nach Schildheim konnte und sollte Georg nicht mehr zurück, in Ungarn aber, einem fernen, reichen Land, hatte Wolf in Gemeinschaft mit seiner Mutter, die damals freilich noch nicht ahnte, zu welchem Zwecke, eine große prächtige Besitzung billig angekauft. Dorthin wollten sie Alle ziehen — dort sollte die Mutter, im Kreise der Ihrigen, ihr

Leben wieder frisch erblühen sehen, und dort fand auch Georg die neue Heimath weit besser, als in dem fernen, überseeischen Lande, das sie auf's Neue nur getrennt und das kaum geknüpfte Band zerrissen hätte. Georg wollte sich dagegen sträuben: es drängte ihn, selbstständig aufzutreten und seine Lebensbahn mit eigener starker Hand erst aufzubauen und fest zu begründen — aber die Mutter ließ ihn nicht — des Kindes wegen schon, das sie umschlossen hielt.

„Das hast Du mir geschenkt," sagte sie unter Thränen lächelnd, seine Hand gefaßt, „das darfst Du mir nicht wieder nehmen, wenn Du Dich selber zum zweiten Mal vom Herzen der Mutter reißen könntest. Ihr Männer denkt vor Allem nur an Euch, wo aber dieses arme Kind und die kleine Waise, deren Du Dich angenommen und von der Du mir erzählt, eine Mutter wiederfinden sollen, das fällt Dir gar nicht ein."

„Und wenn ich nun daran gedacht hätte?" rief Georg, „wenn ich Dir heute nicht allein den Sohn, nein, auch die Tochter brächte für Dein spätes Alter?"

Die Mutter und der Bruder sahen erstaunt zu ihm auf, Georg aber sprang von seinem Sitze empor und verließ das Zimmer, und nach wenigen Minuten zurückkehrend, führte er an seiner Hand die Erzieherin seines Kindes, Adele, herein, die schüchtern und erröthend der alten Dame gegenübertrat.

„Wenn ich Euch folge," sagte er dabei, „so sei es nur mit dieser Bürgschaft für unser Aller künftiges Glück. Adele, aus einem alten, edlen französischen Geschlechte, deren Großvater mit Karl dem Zehnten aus Frankreich verbannt wurde und seine Enkelin, die Waise, in der Fremde zurückließ, ist meinem Kinde nicht allein eine so treue Mutter geworden, und Josephine hängt mit so herzlicher Liebe an ihr, sie hat auch in der schweren letzten Zeit mir so treu und aufopfernd zur Seite gestanden, daß weder ich noch meine Josephine uns je wieder von ihr trennen können."

Die alte Dame war bewegt von ihrem Sitze aufgestanden, und dem jungen, in ihrer Verlegenheit gar so lieben Mädchen entgegentretend, sagte sie freundlich: „Und wollen Sie, mein liebes Kind, wirklich Ihr Leben an das dieses unruhigen,

wilden Geistes fesseln? wollen Sie meiner Enkelin eine Mutter, wollen Sie mir eine Tochter sein?"

„Gnädige Gräfin!" stammelte Adele verwirrt.

Die alte, sonst so stolze Dame aber, ihr Herz von dem Glücke erweicht, das eigene, lang' beweinte Kind wieder gefunden zu haben, schloß sie freundlich in die Arme, und an der Brust der Mutter, schluchzend in Glück und Jubel, hing Adele.

„Herr Rittmeister haben befohlen," sagte Karl, der in diesem Augenblick die Thür öffnete und, über die neue Umarmung betroffen, mitten in seiner Rede und in der Thür stecken blieb.

„Was giebt's?" sagte Wolf, „was hast Du?"

„Herr Rittmeister haben befohlen," fuhr Karl rasch und etwas bestürzt empor, „daß der Alte in dem grünen Rock zu Ihnen heraufkommen sollte, wenn er unten fertig wäre. Er steht vor der Thür."

„Unser alter Forstwart Barthold von Schildheim, den uns Georg von dort mitgebracht," rief Wolf rasch, „Du kennst ihn ja, Mutter."

„Gewiß; es ist noch ein Stück aus der alten Zeit."

„Er soll noch warten," sagte Wolf.

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Halt!" rief Georg, „bitte, laß ihn herein — er gehört mit dazu, und in diesem schönsten Augenblicke meines Lebens darf mir der alte Mann nicht fehlen, der noch mit treuem Herzen an dem wilden Knaben hängt."

„An welchem Knaben?" fragte Wolf erstaunt.

„An mir," erwiderte Georg, „aber er kennt mich nicht; laß ihn jetzt zu uns kommen, denn in der rauhen Schale steckt ein wackerer Kern."

Wolf winkte seinem Diener, und wenige Secunden später trat, den Hut verlegen in der Hand herumdrehend, der alte Mann in's Zimmer und blieb an der Thür stehen.

„Kommt hierher, Forstwart," sagte Wolf, „ich freue mich, Euch hier und wohl zu sehen."

„Gnädigster Herr Graf sind gar zu gütig," sagte der Alte, der Aufforderung Folge leistend.

„Meine Mutter dort will Euch guten Tag sagen."

„Die gnädigste Frau Gräfin auch hier?" stotterte der Alte, während sein Blick erstaunt und verwirrt von ihr zu den beiden Söhnen hinüberflog.

„Kennt Ihr mich noch, Barthold?" fragte die alte Dame, „es ist eine lange Zeit, daß wir uns nicht gesehen haben."

„Werd' ich Sie nicht kennen, gnädigste Frau Gräfin!" sagte der alte Mann, indem er auf sie zuging und die ihm gereichte Hand ergriff und küßte. „Ihr lieber Anblick thut meinen alten Augen wohl und bringt die alte, langverflossene Zeit wieder lebendig herauf. — Aber — wie ist mir denn?" setzte er hinzu, und wieder fiel sein Blick von Wolf auf Georg, „so hatte ich es mir eigentlich wohl oft gedacht, aber..."

„Was habt Ihr Euch gedacht?"

„Oh, nichts, gnädigste Frau Gräfin!" rief der Alte bestürzt, „nur alberne Gedanken von mir, wie es mir oft geschieht daß ich die Jahre verwechsele und mich manchmal um ein Menschenalter dabei verrechne. Halten Sie es mir zu Gute."

„Wir ziehen nach Ungarn, Barthold," sagte Wolf, „hättet Ihr Lust, Schildheim zu verlassen und uns zu begleiten?"

„Nach Ungarn — so? Es soll ein schönes, reiches Land sein, mit prächtigen Wäldern und weiten Steppen, wie ich oft gehört — aber daheim — ich habe so viele alte Bekannte in meinem Walde stehen, daß sich das Herz wohl schwer von ihnen losreißen würde. Wenn der Herr Graf aber befehlen..."

„Von Befehlen ist keine Rede, Barthold," sagte Wolf; „es müßte Euer freier Wille sein."

„Wollt Ihr nicht mit uns gehen, Franz?" sagte Georg, ihn ruhig und lächelnd ansehend.

„Franz?" rief der alte Mann fast erschreckt, indem er den Redenden groß ansah. „Franz? lieber Gott, so hat mich nur Einer genannt, vor vielen, langen Jahren, und der..."

„Den kennt Ihr nicht mehr, oder wollt ihn nicht mehr kennen?" fragte Georg gerührt.

„Den will ich nicht mehr kennen?“ rief Barthold, bestürzt die Hände faltend, „großer Gott, wie ist mir denn? — die Frau Gräfin hier und der Herr Graf und Sie — wie zwei junge Eichen von demselben Stamme!“

„So habt Ihr mit dem Georg so lange gelebt,“ sagte dieser herzlich, „und doch nicht gemerkt, daß er derselbe kleine wilde Bursche sei, der damals auf Euch geritten und Euch bös geneckt. Alter Franz, wollt Ihr mit uns gehen?“

„Bis an's Ende der Welt!“ schrie der Alte, dem die großen, hellen Thränen über die Backen liefen, indem er des jungen Grafen Hand ergriff und mit seinen Küssen bedeckte, „bis nach Amerika und Australien, und zu den Menschenfressern, wenn's sein muß! Guter, lieber Gott! nehmen Sie's nicht ungnädig, Herr Graf, aber das Herz ist mir über und über voll, und solche Freude hatte ich mir nicht mehr gedacht. Der kleine Georg — so hat er doch Wort gehalten und ist wieder gekommen — und wie sich meine Vögel erst freuen würden, wenn ich es denen noch erzählen könnte!“

„Ihr sollt es ihnen erzählen, Barthold,“ sagte freundlich Wolf, „wenn auch nur Euren Vöglein. Ihr mögt morgen wieder nach Hause reisen, um Briefe von mir an den Verwalter und Eure Sachen gleich in Ordnung zu bringen. Jetzt geht zu Karl und laßt Euch Euer Frühstück geben. Nachher sprechen wir weiter.“

Wolf mußte heute für Alle denken; die Freude, einander wieder zu haben, hatte selbst den sonst so ernsten und gesetzten Georg betäubt, daß er sich, wie in einem Traume, nur noch dem Glücke hingab, der Mutter wieder zu gehören. Während aber die alte Dame jetzt, Adelens Hand in der ihren und mit der Rechten Josephinen an sich pressend, auf dem Sopha saß und sich erzählen ließ, und auch die kleine Marie herübergerufen war, nicht allein und verlassen in diesem allgemeinen Glücke zu sein, ging Wolf in sein Schlafzimmer, um sich anzukleiden und zur bestimmten Zeit beim Kriegsminister einzutreffen. Um zwölf Uhr war er dorthin beschieden worden, und es blieb ihm gerade noch Zeit, die Ralphen'sche Wohnung bis dahin zu erreichen.

30.

Als Wolf die breite, teppichbelegte Treppe hinaufstieg, murmelte er leise vor sich hin: „Zum letzten Mal! — Wie viel leichter ist mir jetzt, da ich das Alles abgeschüttelt habe! Melanie — es war ein schöner Traum, aber auch nichts weiter — sie hat kein Herz, sonst hätte sie nicht so sich von mir losreißen können. Fort damit! In wenigen Wochen liegt das Alles nur noch in der Erinnerung" — und rasch die letzten Stufen hinaufspringend, bat er einen der herbeieilenden Diener, ihn bei Sr. Excellenz anzumelden. Der Bediente ersuchte ihn, ihm nur zu folgen, da Se. Excellenz schon nach dem Herrn Rittmeister gefragt hätten. Er führte ihn aber nicht nach des Ministers Arbeitszimmer, sondern nach Melanie's Gemächern und klopfte hier an, ehe Graf Geyerstein eine Einwendung dagegen machen konnte.

„Herein!"

Der Diener steckte den Kopf in die Thür und meldete: „Der Herr Graf v. Geyerstein sind eben gekommen und lassen anfragen, ob Excellenz..."

„Soll hereinkommen!" rief die fröhliche Stimme des alten Herrn, „wollen die Sache gar nicht so förmlich machen."

Der Diener warf die Thür weit auf, und seinen Helm im Arm, stand im nächsten Augenblick Graf Geyerstein auf der Schwelle von Melanie's Zimmer, die sich bei seinem ehrfurchtsvollen Gruße verlegen halb von ihrem Sitze erhob.

„So, das ist recht, lieber Geyerstein," sagte die alte Excellenz, ihm herzlich die Hand reichend, „daß Sie so pünktlich Wort halten. Ich habe Ihnen heute auch eine angenehme Kunde zu bringen."

„Der Kanzleibote steht auch noch im Vorsaale, Excellenz," erinnerte der Diener.

„Lieber Gott, auch den hatte ich ganz vergessen!" rief der Kriegsminister, unwillig mit dem Kopfe schüttelnd, „den muß ich erst abfertigen — aber das ist gleich geschehen. Bleiben Sie nur einen Augenblick hier bei meiner Tochter —

ich bin gleich wieder da und bringe Ihnen dann auch die Papiere mit."

„Welche Papiere, Excellenz?"

„Werden schon sehen — daß Du mir indessen nicht plauderst, Melanie!" Und der Tochter mit dem Finger drohend, verließ der alte Herr das Zimmer.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Graf?" sagte Melanie leise.

Graf Geyerstein nahm, ohne seinen Helm abzulegen, sich leicht verneigend, einen Stuhl der jungen Dame gegenüber.

„Ich hoffe nicht, daß ich störe, Comtesse."

Melanie verneinte durch eine Bewegung.

„Dann möchte ich den mir vergönnten Augenblick zugleich benutzen, mich Ihnen — vielleicht auf längere Zeit — zu empfehlen."

„Sie wollen wieder auf Urlaub gehen?" sagte Melanie, und ein eigenes wehes Gefühl ergriff ihr Herz.

„Dieses Mal nicht," sagte Graf Geyerstein ruhig, „der Zweck meines Besuches bei Sr. Excellenz ist, ihn darum zu bitten, mein Entlassungsgesuch aus ***schen Diensten bei dem Fürsten zu befürworten. Ich habe im Sinne, den Dienst für immer zu quittiren."

„In der That?" sagte Melanie ruhig — „um sich auf Ihre Güter zurückzuziehen?"

„Ja, Comtesse — mit meiner Mutter. Die Gräfin Geyerstein hat mich heute Morgen durch ihre Ankunft überrascht. Ich habe eine Besitzung in Ungarn gekauft, die ich selber zu bewirthschaften gedenke."

„Mit Ihrer Mutter?" rief Melanie erstaunt.

„Finden Sie das so außerordentlich, Comtesse? Wir haben so lange getrennt gelebt, daß wir Beide das Bedürfniß fühlen, von jetzt an einander näher zu stehen. — Meine Familie wird von da an auch das Einzige sein, auf das ich angewiesen bleibe."

Melanie neigte leise das Haupt, erwiderte aber nichts. — Sollte die alte, stolze Gräfin Geyerstein ein solches Verhältniß billigen können? Sollte sich der Graf selber so weit vergessen, jener — Frau die Hand zu reichen? — Die Gedanken

tauchten in ihr auf, ohne daß sie sich selber Rechenschaft zu geben wußte. Das Gespräch überhaupt wurde ihr peinlich — sie wünschte, daß ihr Vater zurückkomme, und mehr um die drückend werdende Stille zu unterbrechen, als eine Antwort zu erhalten, sagte sie nach einer Pause: „Sie hatten noch ein anderes Gut, wenn ich nicht irre, Schildheim?"

„Allerdings, Comtesse."

„Es soll reizend gelegen sein."

„Hat Ihnen vielleicht Herr v. Zühbig eine Beschreibung davon geliefert?" fragte Graf Geyerstein plötzlich mit so kalter und scharfer Betonung, daß Melanie überrascht, fast erschreckt zu ihm aufsah.

„Ich wußte nicht," setzte sie rasch hinzu, „daß Ihnen schon die Erwähnung jenes Gutes so unangenehm war; ich würde es sonst vermieden haben."

„Comtesse," sagte Graf Geyerstein, sich langsam von seinem Stuhl erhebend, „ich weiß nicht, auf welche Art Sie in den Besitz meines Geheimnisses gelangt sind — sogar ehe ich selber im Stande gewesen war, es Ihnen zu enthüllen, denn ich hatte keine Ahnung, daß Sie es mit solcher Strenge beurtheilen würden."

„Herr Rittmeister?" rief Melanie erstaunt.

„Wie dem aber auch sei," fuhr Wolf bewegt fort, „ich habe mir keinen Vorwurf zu machen. Was jugendlicher Leichtsinn verbrach, hat der Mann gebüßt und gut gemacht, so viel in seinen Käften stand."

„Herr Graf," sagte Melanie ruhig, „ich hoffe nicht, daß Sie mir gegenüber eine Entschuldigung des Geschehenen für nöthig halten, wie ich ebenso darauf verzichte, die Triebfedern zu erfahren, welche Sie zu handeln zwangen, wie — Sie eben nun einmal gehandelt haben."

„Nein, Comtesse," sagte der Rittmeister, während auch der letzte Blutstropfen seine Wangen verlassen hatte, „meine Worte sollen, selbst Ihnen gegenüber, keine Entschuldigung enthalten. Wie ich gehandelt habe, ich konnte nicht anders, ich hätte denn das eigene Herz, das Herz der Mutter zerfleischen müssen. Mir blieb nur die Wahl, mich von meinem Bruder loszusagen und ihn rettungslos auf der eingeschlagenen

Bahn zu Grunde gehen zu lassen, oder ihn mit starker, hülfreicher Hand zu fassen und mir, der Mutter — der Welt zu erhalten. Ich habe dabei gehandelt, wie ich es mit meiner Ehre, mit der Ehre meines Namens vereinbarlich hielt — daß ich Sie dadurch verloren, Melanie, schmerzt mich tief, nicht allein meinet- — nein, auch Ihretwegen; aber selbst um diesen Preis, um den ich mein Leben selber gern und freudig in die Schanze schlagen würde — selbst um diesen Preis möchte ich das, was ich gethan, nicht ungeschehen machen."

„Von Ihrem Bruder?" sagte Melanie, die den letzten leidenschaftlichen Worten des Mannes mit immer wachsender Spannung gelauscht — „Sie sprechen in Räthseln, Herr Graf. Ich habe keine Ahnung gehabt, daß Ihnen überhaupt ein Bruder lebt."

Graf Geyerstein sah die Sprechende groß und erstaunt an. „Gnädige Comtesse," sagte er, „für eine bloße gesellschaftliche Redensart ist Ihr Erstaunen zu wahr — wenn aber nicht — was dann noch konnte Sie bewegen, mich so zurückzuweisen — woher wußten Sie dann von einer — entehrenden Verbindung, in der ich mit jener Kunstreitergesellschaft gestanden?"

„Aber was — was hat Ihr Bruder mit den Kunstreitern zu thun?" fragte Melanie, durch das ernste, stolze Benehmen des Grafen nur noch verwirrter gemacht.

„Entweder Sie spotten meiner," entgegnete Graf Geyerstein bewegt, „und kein Augenblick wäre unglücklicher dazu gewählt gewesen, als der jetzige, oder ein eigenes Verhängniß hat uns Beide verwirrt. Antworten Sie mir ehrlich, Comtesse Melanie — es soll die letzte Frage sein, die ich in diesem Leben an Sie stelle — wußten Sie nicht, daß Georg Bertrand mein Bruder sei?"

„Georg Bertrand?" hauchte Melanie, in Todesschreck die Hände faltend, „so wahr ich einst selig zu werden hoffe — nein."

„Welch anderes Geheimniß flößte Ihnen denn solche Verachtung gegen mich ein, Comtesse?" sagte der Graf ruhig — „aber ich habe nicht danach zu fragen," brach er kurz und bitter ab. „Daß ich, der Graf Geyerstein, der Adjutant des Fürsten und Officier, den Kunstreiter als meinen Bruder

anerkannte, daß ich ihn jenem Leben, in das ihn sein jugendlicher Leichtsinn geworfen, entzog, daß ich ihn nach Schildheim brachte, freilich in der vergeblichen Hoffnung, auch seine Frau einem geregelten Leben zu gewinnen — und heute nun geerntet, wo ich gesäet, heute den Sohn wieder an das Herz der Mutter legen konnte und seinem Haupte ihren Segen gerettet habe, das hielt ich für mein Verbrechen Ihnen gegenüber — das einzige, dessen ich mich schuldig weiß, und damit werde ich mich jetzt von einem Stande zurückziehen, dem ich, wie ich bis heute glauben mußte, Ihrer Meinung nach nicht mehr mit Ehren angehören konnte."

„Graf Geyerstein!" rief Melanie, und ihre ganze Gestalt zitterte, ihr Auge hing in Schmerz und Angst an den bleichen, ernsten Zügen des jungen Mannes. Dieser aber fuhr ruhig fort:

„Eine große und schwere Last wäre von meiner Seele genommen, wüßte ich, daß dem nicht so sei. — Doch wie auch immer, Comtesse, leben Sie wohl, und vielleicht bringt Ihnen einmal eine spätere Zeit die Ueberzeugung, daß der Mann, der es gewagt hatte, selbst Ihren Besitz zu erhoffen, dessen vielleicht nicht würdig gewesen sei — nie aber seiner selbst unwürdig gehandelt haben konnte. Leben Sie wohl — ich sehe, meine Nähe ist Ihnen peinlich; ich werde die Rückkunft Sr. Excellenz im Vorsaal erwarten."

Er verbeugte sich vor der jungen Gräfin und wollte sich so verabschieden; da aber hielt sich Melanie nicht länger.

„Graf Geyerstein!" rief sie, die Arme nach ihm ausstreckend, „Wolf! — können Sie mir verzeihen?"

„Melanie!" hauchte der Graf, in freudigem Schreck zu ihr aufschauend; die Jungfrau aber, ihrer selbst nicht mächtig, wankte auf ihn zu, und ihr Haupt an seine Brust legend, während Wolf in jubelndem Entzücken sie an sich preßte, flüsterte sie:

„Wie tief und unverdient hab' ich dies edle, treue Herz gekränkt!"

„Charmant!" rief in diesem Augenblicke die lachende Stimme des alten Herrn, der gerade in der Thür erschien. „Da mache ich mir die bittersten Vorwürfe, daß ich den Grafen so lange warten und sich langweilen lasse, und in

der Zeit hat der meine Tochter beim Kopf und antichambrirt auf die Art nach Herzenslust. Was machen Sie da, Geyerstein?"

„Excellenz!"

„Er hat mich gebeten, Väterchen," sagte da Melanie, unter Thränen lächelnd, während sie ihre Stellung nicht verließ und nur etwas den Kopf gegen den Vater wandte, „doch sein Fürsprecher zu sein, daß Du ihm seine Entlassung aus ***schen Diensten bewilligtest."

„Das sieht beinahe so aus," lachte der Kriegsminister, „und Entlassung aus dem Dienste? Was fällt dem Herrn Major denn jetzt auf einmal ein, den Dienst zu quittiren, in dem er sich als Rittmeister so lange Jahre wohlbefunden?"

„Major?" rief Graf Geyerstein, erstaunt den Kriegsminister anblickend, der ein großes, mit einem mächtigen Siegel petschirtes Couvert in der Hand und ihm lachend entgegenhielt.

„Da auf dem Ding," rief er dabei, „steht wenigstens die Adresse groß und breit, dem Major Grafen Wolf v. Geyerstein, von des Fürsten eigener Hand geschrieben. Den Herrn Major werde ich jetzt aber auch um eine Erklärung bitten und besonders fragen müssen, ob er seine Wartezeit nicht besser anzuwenden weiß, als anderer Leute Tochter den Kopf zu verdrehen?"

„Excellenz," sagte der junge Mann, in einem wahren Taumel von Glück und Seligkeit, ohne jedoch die noch immer an ihn geschmiegte Melanie aus seinem Arm zu lassen, „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich in diesem Augenblick selber nicht weiß, wo mir mein eigener Kopf steht — ich bin zu glücklich, zu selig, Sie auch nur..."

„Um Deinen Segen zu bitten, Papa!" flüsterte Melanie, sich ihm entwindend und zum Vater eilend, an dessen Hals sie flog. „Ich war ein böses — böses Kind, Papa, und habe viel, gar sehr viel gut zu machen; aber," setzte sie mit herzlichem Tone hinzu, indem sie dem Ueberglücklichen die Hand entgegenstreckte, „auch eine ganze Lebenszeit vor mir, es zu vollbringen."

„Dann nehmt von ganzer Seele meinen Segen," sagte

der alte Herr gerührt. — „Sie, Graf, war ich gewohnt, seit langen Jahren als mit zum Hause gehörig zu betrachten, und daß Sie die letzten Monate sich dem so entfremdeten, hat mir wehe gethan. Die Sache hattet Ihr Beiden mitsammen auszumachen, und nur die Pläne, die Eure Mama — aber alle Teufel, weiß denn die Mutter schon um dieses Bündniß, das die beiden kriegführenden Mächte auf einmal mit einander geschlossen haben?"

Melanie schüttelte den Kopf.

„Gut," lachte der alte Herr still vor sich hin, „dann kann sie sich die Neuigkeit gleich selber holen, denn das ist ihre Stimme draußen. Und nun, Herr Major, bitte ich mir auch aus, daß Sie mich nicht den ganzen Tag hier mit dem Patent in der Hand stehen lassen. Sie scheinen sich keinen Pappenstiel daraus zu machen."

„Bester Vater!"

„Ahem, da bekomme ich gleich einen neuen Titel. Schön, werde augenblicklich Gebrauch davon machen. — Frau v. Ralphen," wandte er sich in dem Moment zu der eben eintretenden Excellenz, die mit einem Briefe in der Hand das Zimmer ihrer Tochter betrat und überrascht schien, den Grafen Geyerstein hier zu finden. „Ich habe die Ehre, Ihnen hier Herrn Major v. Geyerstein vorzustellen, der Sie durch mich ersuchen läßt, ihm für heut Abend ein gutes Souper herzurichten und ihm in Zukunft eine gnädige liebevolle Schwiegermutter zu sein."

„Eine Schwiegermutter?" rief die alte Dame, im höchsten Erstaunen von Einem zum Andern blickend — „Melanie!"

„Meine liebe, liebe Mutter!" flüsterte Melanie an der Mutter Brust, „ich habe ihn ja immer geliebt — und bin so glücklich jetzt — so herzensfroh!"

„Aber, liebes Kind," sagte die alte Excellenz bestürzt, „das ist — Herr Graf, Sie entschuldigen — eine Wendung, auf die ich in der That nicht gefaßt war. Graf Selikoff schreibt mir soeben, daß er Dich um Deine entscheidende Antwort bittet, da er in nächster Zeit hier wieder eintreffen will."

„Nun, da ist ja noch gar nichts versäumt," lachte Herr v. Ralphen gutmüthig — „da kann er's ja noch immer bis dahin erfahren."

„Aber, Melanie!" rief Frau v. Ralphen.

„Hast Du dem Grafen Selikoff ein Versprechen gegeben?"

„Nein, Papa."

„Oder ihm Hoffnungen gemacht?"

„Nie," sagte Melanie mit fester Stimme, ihrem Vater dabei offen in's Auge schauend.

„Bon!" sagte der alte Herr, sich vergnügt die Hände reibend. „Der Selikoff ist ein herzensguter und ganz gescheidter Mensch, mit dem man recht angenehmen Umgang haben kann, und hätte ihn Melanie zu ihrem Gatten gewählt, nun, so würde ich mich dem gefügt haben, denn meinem Kinde will ich keinen Zwang anthun. Wie die Sache aber jetzt steht, ist mir der neugebackene Major lieber, und daß auch Du ihm eine freundliche Mutter sein wirst, dürfen wir von Dir erwarten."

„Aber ich begreife gar nicht..."

„Nachher, Mütterchen, nachher," bat Melanie, während Graf Geyerstein auf sie zuging und ehrfurchtsvoll ihre Hand an seine Lippen zog — „der Graf selber begreift es noch nicht, und ihm bin ich vor allen Anderen eine Erklärung schuldig, dann kommst Du und Papa auch daran. Nicht wahr, Ihr laßt mich einen Augenblick mit ihm allein?"

„Ja, wenn wir hier aus dem Zimmer geworfen werden, Mütterchen, dann müssen wir wohl gehen," lachte Herr v. Ralphen; „und ob mir der verzweifelte Mensch nur den Brief aus der Hand genommen hätte," setzte er hinzu, indem er das Schreiben mit komischem Zorn auf den Tisch warf.

„Und das Alles hier —" begann die Mutter noch einmal; ihr Gatte aber nahm ihren Arm in den seinen, und mit einem freundlichen „Macht's kurz, Ihr Beiden, und Sie, Major, kommen dann zu mir hinüber," zog er die noch immer halb Widerstrebende lachend aus der Thür und mit sich in sein Arbeitszimmer, um dort den glücklichen Bräutigam zu erwarten.

31.

Bei Herrn v. Zühbig war großes Diner zur Geburtstagsfeier der gnädigen Frau.

Geladen waren: Herr Staatsrath v. Zädnitz mit Gemahlin, Herr General v. Schoden mit Fräulein Euphrosyne v. Schoden, Herr Geheimer Finanzrath v. Eitelbrand mit Gemahlin und Tochter, Fräulein Francisca v. Zahbern, Herr Baron Hugo v. Silberglanz, Herr Gerichtsassessor Freiherr v. Helmersdorf.

Das Diner war verzehrt, die Diener schafften Schüsseln und Weinflaschen hinaus, die Damen und Herren hatten sich in einen benachbarten Salon begeben, wo Kaffee servirt wurde, und während sich die Gäste hier in kleinen Gruppen absonderten, gelang es dem Staatsrath v. Zädnitz endlich, wonach er schon lange gestrebt, den Baron Hugo v. Silberglanz in einem Knopfloch zu erwischen.

„Aber, mein Herr Baron," rief der etwas ausgetrocknete Herr, indem er sein scharfmarkirtes Gesicht in ein süßliches Lächeln zog, „man wird Ihrer ja gar nicht habhaft, und ich habe mir bis jetzt die größte, wenn auch immer vergebliche Mühe gegeben, Ihnen auch nur einmal für einen Moment beizukommen."

„Herr Staatsrath, ich stehe ganz zu Ihren Diensten," sagte unser alter Freund Hugo v. Silberglanz mit einer tiefen Verbeugung, „Sie haben nur zu befehlen."

„Zu bitten, Verehrtester, zu bitten, nämlich um einige Data über Ihre französische Reise. — Ach Paris, Baron — es giebt doch nur ein Paris!"

„Da kommen Sie uns zu Hülfe, mein lieber Staatsrath," sagte Fräulein v. Zahbern, die an seiner Seite stand. „Aus dem Baron ist aber nicht so viel herauszubekommen. Wissen Sie, daß ich ihn in Verdacht habe, in Paris unter die Freimaurer gegangen zu sein?"

„Ich glaube schwerlich, daß er dazu in Paris wird Zeit gehabt haben," lächelte die Frau Staatsräthin, eine volle,

üppige Gestalt, neben der ihr Gatte sich in den Falten seines Fracks zu verlieren schien.

„Allerdings nicht, gnädige Frau," sagte v. Silberglanz, sich verneigend, „ich war sehr beschäftigt dort, wenn auch nicht in der Weise, wie Sie zu glauben scheinen. Aber auch Fräulein v. Zahbern thut mir unrecht, denn ein so schlechter Erzähler bin ich doch wahrhaftig nicht."

„Mein lieber Silberglanz," nahm aber auch Herr v. Zühbig gegen ihn Partei, indem er seine kleine Gestalt mit dem vom genossenen Weine seligen Gesicht zwischen die Gruppe schob. „Die Damen haben vollkommen Recht — ganz ausschließlich. Sie sind eine Sphinx, eine wahre steinerne Sphinx, und da wir Sie jetzt hier eingefangen und fest haben, mache ich den Vorschlag, Sie nicht eher wieder frei zu geben, als bis Sie uns Ihr Abenteuer aus Schildheim gebeichtet haben."

„Aber, Baron, ich bitte Sie um tausend Gottes willen," flüsterte leise und erschreckt Hugo v. Silberglanz.

„Thut mir leid, hilft Ihnen aber nichts," lachte v. Zühbig, der sich gerade in einer Stimmung befand, alle leichteren Hindernisse des menschlichen Lebens als gar nicht bestehend zu betrachten. „Machen Sie keine unnöthigen Schwierigkeiten, Freund, Sie sitzen einmal in der Falle."

„Bravo! bravo!" rief fröhlich in die Hände schlagend Fräulein v. Zahbern, die sich heute schon den ganzen Tag in ausnahmsweise froher und heiterer — selbst harmloser Stimmung befand — etwas, das sich von der jungen Dame nicht immer sagen ließ. „Da in die Ecke wollen wir ihn setzen lassen, Herr v. Zühbig, und dann Wache bei ihm stehen, bis er auch das Letzte gebeichtet hat."

„Aber was ist das mit Schildheim?" fragte die Frau Staatsräthin. „Ist das nicht das Gut, das der Gräfin Geyerstein gehört und da oben irgendwo an der schwedischen oder norwegischen Grenze liegt?"

„Dasselbe, Verehrteste," schmunzelte v. Zühbig, „und unser leichtfertiger Baron hat da, wie ich fürchte, ein paar abnorme Abenteuer bestanden, von denen es seine Bescheidenheit jetzt nicht erlaubt, Rechenschaft zu geben."

„Ein paar gleich?" sagte die Frau Staatsräthin, „und sollte ihm seine Bescheidenheit dabei wirklich im Wege stehen? Die ist sonst Ihr Fehler nicht, nicht wahr, Baron?"

„Gnädige Frau," erwiderte v. Silberglanz etwas piquirt, „es thut mir leid, Ihnen diesmal widersprechen zu müssen, denn meine Bescheidenheit verbietet mir allerdings, verschiedene Abenteuer zu erwähnen, und diese nicht allein, sondern auch meine Discretion."

„Aber, Herr Baron," klagte Fräulein v. Zahbern, „Sie machen uns dadurch ja nur noch immer neugieriger."

„Seien Sie nicht ängstlich, mein gnädiges Fräulein," beruhigte sie v. Zühbig mit einer entsprechenden Handbewegung, „seine Discretion erstreckt sich nicht bis auf Hölderlein's Keller, und dort hat er mir schon, gleich gestern nach seiner Ankunft und trotz dieser entsetzlichen Discretion, ein offenes Bekenntniß der Hauptdata wenigstens abgelegt..."

„Aber dabei auf die Ihrige gerechnet, Baron."

„Ohne Vorbehalt, Freundchen," schmunzelte v. Zühbig gnädig den kleinen Mann an, „ohne den geringsten Vorbehalt."

„Aber Sie werden doch nicht..."

„Erzählen, daß Sie die göttliche Georgine Bertrand wirklich entführt und sie jetzt, ein zweiter Aeneas, auf Naxos haben sitzen lassen? Gott bewahre," lachte v. Zühbig, „das wäre in der That indiscret."

„Ich will doch nicht hoffen, —" mischte sich hier etwas rasch Frau v. Zühbig in das Gespräch.

„Daß er so glücklich war? — allerdings," lachte ihr Gatte, „aber das Interessanteste verschweigt er grausamer Weise."

„Aber, Baron, ich bitte Sie ernstlich."

„Bst! Freundchen, jeder solcher der Gesellschaft vorenthaltene Punkt ist ein Raub, den wir an ihrer Unterhaltung, also an ihrer ganzen Existenz begehen, und sollte einen Platz im Criminalgesetzbuche finden, wenn überhaupt Gerechtigkeit in der Welt wäre. — Er verschweigt nämlich, was geschehen ist, als er mit dem betrogenen und gekränkten Gatten wieder zusammentraf."

„In der That?" rief Fräulein v. Zahbern, jetzt ganz Ohr.

„Und etwas muß da vorgefallen sein," fuhr v. Zühbig erbarmungslos fort.

„Lieber Zühbig," sagte v. Silberglanz entschlossen, „Sie mögen mich als einen indiscreten oder vielmehr zu vertrauensvollen Freund kennen gelernt haben, aber daß ich ein Prahlhans sei, kann mir Niemand vorwerfen."

„Also Sie haben sich duellirt?" fragte Fräulein Francisca rasch. „Gott! wie schrecklich!"

„Sie sehen, mein gnädiges Fräulein, daß ich noch gesund vor Ihnen stehe," bemerkte v. Silberglanz.

„Und Monsieur Bertrand ist eben so gesund davon gekommen," kaute der Staatsrath mit seiner breiten Stimme und einem vergnügten Grinsen.

„Aber woher weißt Du das?" sagte seine Frau.

„Woher, mein Schatz? — als ob ein Mann in meiner Stellung nicht Alles wissen müßte!"

„Alles?" lächelte die Frau Staatsräthin und warf ihrem Gatten einen spöttischen Seitenblick zu.

„Alles, mein Kind," bestätigte ihr Mann, „und daher weiß ich denn auch, daß eben dieser Georg Bertrand vor etwa drei Wochen drei ganze Tage lang im Hause des Grafen Geyerstein war und dort mit seinem Kinde gewohnt hat."

„Mit seiner Tochter?" rief v. Silberglanz rasch.

„Mit seiner Tochter. Sie scheinen auch in der Familie näher bekannt."

„Aber, Herr Staatsrath," rief Fräulein v. Zahbern, „davon sollten wir in der Residenz gar nichts erfahren haben?"

„Daß es Ihnen entgangen ist, mein gnädiges Fräulein, wundert mich selber," bemerkte der Staatsrath; „aber seine Abreise stand mit der der Gräfin Geyerstein in genauester Verbindung, denn sie sind — in einem Wagen zusammen abgereist."

„Und davon haben Sie uns die ganze lange Zeit kein Wort gesagt?"

„Dann hat ihn auch die alte Gräfin mit auf ihre neuen ungarischen Güter genommen," rief v. Zühbig, „und dahin

ist denn auch jedenfalls vor acht Tagen das junge Ehepaar nachgereist."

„Aber in welcher Verbindung könnte Georg Bertrand mit ihnen stehen?" fragte die Staatsräthin; „Francisca, das müßten Sie uns eigentlich herausbekommen. Sie sind ja mit der alten Excellenz v. Ralphen Ein Herz und Eine Seele, und Melanie..."

„Ich habe seit dieser Verbindung keinen Fuß wieder in das Haus gesetzt," sagte Fräulein v. Zahbern, den Kopf stolz zurückwerfend.

„Ein neues Räthsel," rief der Staatsrath, „und die ganze Stadt behauptete, es sei einzig und allein Ihr Werk gewesen."

„Dann thut mir die ganze Stadt zu viel Ehre an," erwiderte Fräulein v. Zahbern kalt. „Melanie hat den Grafen Geyerstein nur genommen, weil sie sich Hoffnungen auf Selikoff gemacht hatte und diese zuletzt doch wohl nicht haltbar fand. Sie mochte nicht als alte Jungfer sterben."

„Sehr vernünftig von der jungen Dame," bemerkte der Staatsrath mit einem bedenklichen Blicke auf Fräulein v. Zahbern, der aber von dieser glücklicher Weise nicht bemerkt wurde.

„Apropos, Selikoff," sagte v. Silberglanz, der bei der neuen Wendung des Gespräches eine Last von seinem Herzen gewälzt fühlte. „Als ich damals abreiste, hieß es ja, daß er nur nach Petersburg ginge, um einige Geschäfte dort zu ordnen."

„Das hieß damals so," sagte Frau v. Zädnitz; „seit sich die Sachen hier aber so geändert haben, wird er schwerlich wiederkehren."

„Gnädige Frau möchten sich darin doch vielleicht irren," erwiderte Fräulein v. Zahbern, und ein eigener triumphirender Blick schoß dabei nach dem Baron Silberglanz hinüber, von dem er jedoch total abprallte. „Ich weiß aus ganz sicherer Quelle, daß Melanie v. Ralphen keinen Einfluß auf sein Herkommen oder Wegbleiben hat, und daß er also, trotz Comtesse v. Ralphen's Heirath und sehr unbekümmert darum, in etwa vierzehn Tagen wieder hier eintreffen wird."

„Ei, ei, mein gnädiges Fräulein," schmunzelte v. Zühbig, „sollen wir da vielleicht veranlaßt werden, andere zarte Bande als Magnet zu betrachten, die ihn hierher ziehen könnten? Selikoff hat Ihnen einmal, ehe er sich so ganz nach Ralphens hinzog, entsetzlich die Cour gemacht."

„Nein, da thun Sie Fräulein v. Zahbern unrecht, Herr Baron," rief der Staatsrath, ihre Partei ergreifend, „diesmal ist das gnädige Fräulein nicht allein vortrefflich unterrichtet, sondern interessirt sich auch aus vollkommen uneigennützigen Absichten für den jungen Russen. Allerdings ist dieser über seine sich früher gesetzte Zeit ausgeblieben — wahrscheinlich hat er nicht früher nach *** zurückkehren können — jetzt weiß ich aber bestimmt, daß er in vierzehn Tagen wieder hier eintreffen wird, um — der Residenz seine junge Frau vorzustellen."

Fräulein v. Zahbern sah vor sich nieder und flüsterte: „Nun, mein Herr Staatsrath, so weit ist die Sache denn doch eigentlich nicht!"

„Allerdings, mein gnädiges Fräulein — Pardon, wenn ich Ihnen widerspreche. Die Trauung wird am 17. dieses Monats mit der jungen Fürstin Orlikoff vollzogen werden."

Fräulein Francisca wurde leichenblaß; im nächsten Moment aber auch schon zog sich ein höhnisches Lächeln um ihre Lippen, und sie erwiderte: „Der Herr Staatsrath geruhen zu phantasiren, die Braut soll er sich wohl im Vorbeigehen aufgelesen haben!"

„Bitte um Entschuldigung," entgegnete v. Zädnitz mit der boshaftesten Geflissenheit, „er hat um sie nach alten Rechten und Gebräuchen geworben — wahrscheinlich, um Comtesse Ralphen zu beweisen, daß er nicht um eine gute Partie verlegen zu sein braucht, denn die junge Fürstin soll eine der ersten Partien in Petersburg sein."

„Es ist eine boshafte Erfindung von Ihnen," sagte Fräulein v. Zahbern, indem ihr Antlitz eine fast dunkle Färbung annahm und ihre Augen wie ein paar Brillanten leuchteten.

„Dann habe ich auch wahrscheinlich diesen Brief gefälscht," sagte der Staatsrath, indem er ein Couvert aus der Tasche und sorgfältig und sehr langsam ein zierliches Billet aus

diesem nahm. Höchst vorsichtig und umständlich faltete er es dabei auseinander, indeß Fräulein Francisca wie auf Nadeln neben ihm stand und sich augenscheinlich alle Gewalt anthun mußte, es ihm nicht aus den Fingern zu reißen. Von Zädnitz sah das auch recht gut, wenn sein Auge auch nicht nach ihr hinüberflog, und ein leises Lächeln zuckte ihm dabei um die dünnen Lippen. Aber er beeilte sich deshalb nicht im Geringsten, und endlich das zartduftende Billet vor sich haltend, las er:

Lieber Zädnitz!

Ich weiß, daß Sie Antheil an mir nehmen, deshalb zeige ich Ihnen hiermit, und nur Ihnen, meine am 17. d. stattfindende Vermählung mit Feodorowna Fürstin v. Orlikoff an. Theilen Sie es meinen Freunden mit. Zugleich bitte ich Sie, mir zu Ende des Monats und für den Sommer ein passendes Quartier in *** auszumachen, in bester Lage und mit jeder irgend möglichen Räumlichkeit für uns, Dienerschaft und zehn Pferde. Der Preis ist natürlich gleichgültig. Indem ich Sie bitte, mich Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin zu Füßen zu legen, bleibe ich wie immer Ihr —

„Bitte, gnädiges Fräulein, kennen Sie die Unterschrift?“

„Selikoff,“ las Fräulein v. Zahbern, die sich indessen gewaltsam gesammelt hatte, vollkommen gleichgültig. „Der Herr Staatsrath mußten nach solcher directen Anzeige allerdings besser unterrichtet sein als wir.“

„Aber die liebenswürdige Frau Gemahlin,“ bemerkte Frau v. Zädnitz, „hat ja bis jetzt kein Wort, nicht einmal von dem Gruß erfahren.“

„Weil ich den Brief zehn Minuten vorher erhielt, ehe wir von Hause fortfuhren, mein Schatz,“ erwiderte ihr Gatte, „und ich dann von Deiner brillanten Toilette so geblendet war, daß ich alles Andere darüber vergaß.“

„Und Fräulein Francisca hättest Du die Nachricht auch nicht so unvorbereitet mittheilen sollen.“

Der Blick, den die junge Dame in diesem Augenblicke — vielleicht unbewußt, aber gewiß nicht unbeobachtet — auf die Frau Staatsräthin warf, hätte, wäre er ein Dolch ge-

wesen, ihren unmittelbaren Tod zur Folge haben müssen. Lächelnd aber erwiderte sie: „Und warum nicht mir, gnädige Frau? Sie glauben doch hoffentlich nicht, daß ich solches Interesse an jenem sibirischen Grafen nehme, wie — vielleicht manche andere „liebenswürdige“ Damen dieser Stadt? — Aber, Herr v. Zühbig, ich dächte, es wäre Zeit zum Theater, und ich möchte das heutige Stück um keinen Preis versäumen.“

„Parbleu! das gnädige Fräulein hat Recht,“ rief Herr v. Zühbig, erschreckt nach seiner Uhr sehend; „in so angenehmer Gesellschaft hätte ich beinahe meine eigene Pflicht versäumt. Bitte, meine Herrschaften, lassen Sie sich ja nicht durch mich stören — aber ich muß fort.“

„Donnerwetter, Zühbig, es ist wohl Theaterzeit,“ rief der alte General v. Schoden vom Fenster aus, „warten Sie — wir gehen Alle mit.“

„Aber, liebe Euphrosyne,“ rief Frau v. Zühbig, „Sie wollen doch nicht auch schon fort?“

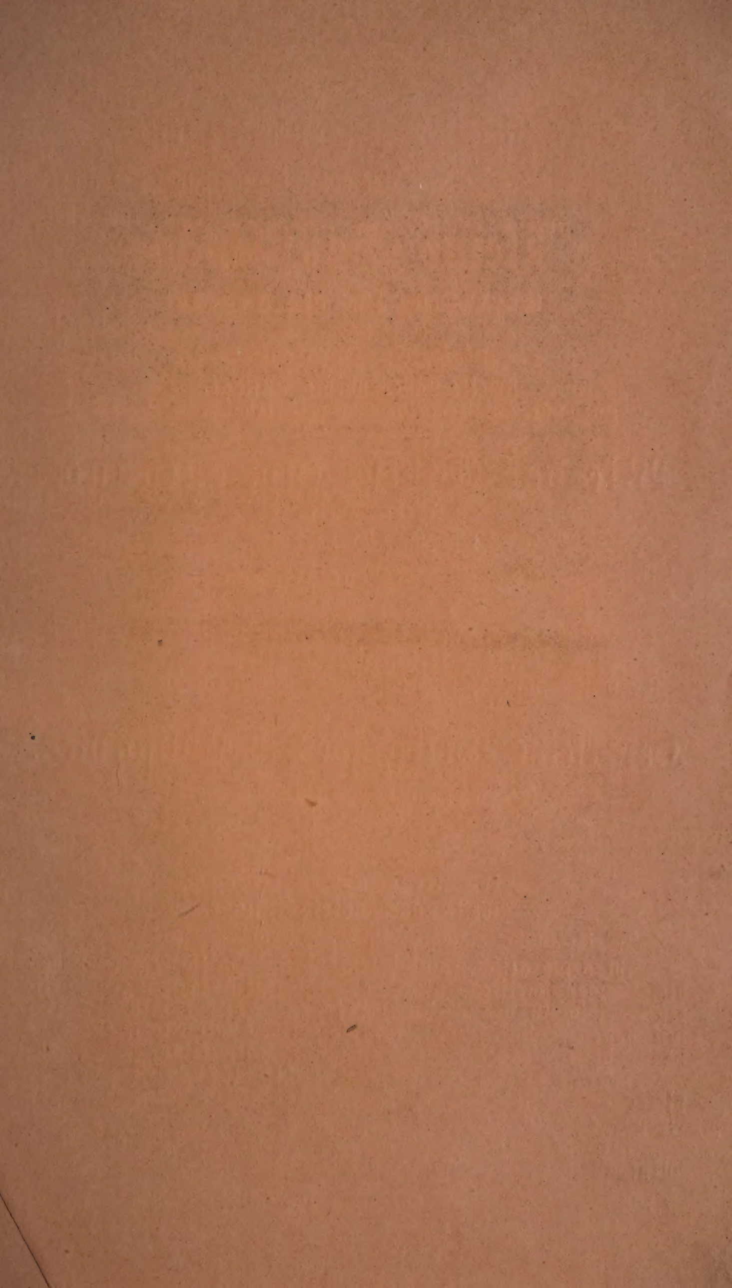
„Wenn Ihr Weiber hier noch einen Klatsch zusammen halten wollt, so habe ich nichts dagegen — Du kannst noch da bleiben, Kind,“ sagte der alte General.

„Papa, je vous prie!“ rief das gnädige Fräulein, die Hände zusammenlegend.

Die Gesellschaft war aber einmal gestört, das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Die Herren sehnten sich auch hinaus in die freie Luft, ihre Cigarre zu rauchen — die Damen mußten noch Toilette zum Theater machen — die Wagen hielten außerdem schon großentheils vor der Thür, und eine Viertelstunde später saß Frau v. Zühbig allein in ihre Sophaecke hineingeschmiegt, sah träumerisch vor sich hin, und ein eigenes Lächeln spielte um ihre Lippen, als sie an ihre arme Freundin Francisca dachte.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.



Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.